
Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novellette „Die Studentin“ von Franz Wichmann. (S. 86)
Originalzeichnung von R. Mahn.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1900
Vierter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von Woldemar Urban.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

5.



Der Toledo von Neapel oder, wie die Hauptstraße jetzt heißt, die Via di Roma teilt die Stadt, wenn man von den neuangebauten Stadtteilen und Vorstädten absieht, in zwei fast gleiche Hälften, deren eine, der berüchtigte Basso Porto, sich südlich davon nach dem Meere abwärts zieht, während die andere, der nicht minder berüchtigte Pendino, an dem Abhang zum Castello Sant' Elmo hinaufklettert. Beide Stadtteile wetteifern mit großem Erfolg in Schmutz, Vernachlässigung, Elend und Not der Bevölkerung, die in den engen, unsauberen und übelriechenden Gassen und Gäßchen zusammengepfercht haust. Der Fremde, der aus Neugierde nach Neapel kommt, sieht sich auch diese Gegenden an, teils weil auch das Elend des Menschen sehenswert ist, teils weil man wohl in Europa nicht mehr einen Ort findet, in dem alle Verkommenheit so drastisch in die Erscheinung tritt wie hier. Hier ist jene „Italia barbara“, von der man neuerdings so viel spricht, die

eigentlich nicht mehr zu Europa gehört, sondern mindestens zur Hälfte zu Afrika.*)

Im Pendino, und zwar an der Ecke zweier Gassen, befand sich eine kleine Apotheke, die sich stolz „Farmacia della stella d'Italia“ **) nannte. Trotzdem war es nicht weit damit her, und Don Pompeo, der Besitzer dieser Winkelapotheke, führte, mehr als ihm lieb war, ein beschauliches Dasein. Kunden hatte er nur wenig, dagegen eine Anzahl Besucher, die ziemlich regelmäßig nachmittags und abends in seinen Laden kamen und dort stundenlang blieben, um sich zu unterhalten. Diese Herren nannten sich Aerzte oder Professoren und gaben sich ein sehr gelehrtes Aussehen, trugen einen sehr würdigen Spazierstock, einen hohen Hut und einen dunklen Gehrock, der sich sehen lassen konnte. Aber mit der Weste war die Sache schon etwas peinlicher, gewöhnlich sah man sie nicht.

Das waren die Herren Aerzte ohne Praxis, zu denen keine Patienten kamen, teils weil die Patienten recht hatten, nicht zu ihnen zu gehen, teils weil das neapolitanische Volk einen unbesiegbaren Widerwillen dagegen hat, einen

---

*) Damit nicht das Mißverständnis entsteht, als ob es sich in dieser und den nachfolgenden Schilderungen aus dem neapolitanischen Volksleben lediglich um phantastische Erfindungen handle, sei auf das Buch eines jungen italienischen Gelehrten Alfredo Niceforo verwiesen, das dieser unter dem Titel: „L'Italia barbara contemporanea“ (Das unzivilisierte Italien von heute) geschrieben hat. Hier finden sich alle Ungeheuerlichkeiten des italienischen Volkslebens von einem Italiener nach der Statistik zusammengestellt und wissenschaftlich verarbeitet. Auch die Neapolitanerin Matilda Serao kommt in ihrem Roman „Nella cuccagna“ (Im Schlaraffenland) auf diese furchtbaren und unglaublichen Zustände zu sprechen, die wir hier nur streifen oder oberflächlich andeuten dürfen.

**) Zum Stern Italiens.

Arzt in Anspruch zu nehmen. Natürlich hat das seine Ursache. Man mag dem armen Volk von Neapel früher übel mitgespielt haben. Das rächt sich nun, und der Unschuldige muß mit dem Schuldigen, das heißt der richtige Arzt, der seine Wissenschaft studiert, muß mit dem Pfuscher leiden.

Wenn dem Neapolitaner etwas fehlt, so geht er in die Apotheke und trägt dem Apotheker sein Leid vor. Deshalb waren also diese Herren „Professori“ in der Apotheke und warteten wie die Spinne in ihrem Netz auf die Patienten, die nicht zu ihnen kommen wollten. Dabei unterhielten sie sich über Politik, über den neuen Sindaco und eine Menge andere Sachen mit großer Erregung, obgleich sie dies eigentlich nichts anging.

Plötzlich wurde es still. Ein Kunde kam, ein schon älterer Mann, und forderte für zwei Soldi Heftpflaster.

Allgemeine Enttäuschung. Die Herren wendeten sich mit Würde ab. Don Pompeo gab das Verlangte.

„Was macht denn dein Nachbar, der lahme Matteo?“ fragte er dabei.

„Er ist tot, Don Pompeo,“ antwortete der andere.

„Was? Tot? Wie leid mir das thut! Er war ein so guter Kunde von mir.“

„Glaub's, Don Pompeo, glaube es wohl. Der Mann war krank, inwendig und auswendig. Deshalb hatte er auch das Leben satt. Wie oft hat sich Matteo schon selbst umbringen wollen! Einmal wollte er sich aufhängen, aber seine Frau schnitt ihn im letzten Moment ab. Dann sprang er ins Meer — wieder nichts. Die Leute fischten ihn heraus. Zuletzt stürzte er sich zum Fenster hinaus aufs Pflaster, brach ein Bein, verschiedene Rippen und ich weiß nicht was noch. Nach unsäglichen Schmerzen starb er nun endlich. Und wie oft habe ich zu ihm gesagt: Matteo, du bist ein Einfaltspinsel. Warum gehst

du nicht gleich zum Arzt? Der macht das besser und rascher, denn der hat darauf studiert. Na, jeder wie er will. Addio, Don Pompeo — addio, Signori."

Mit größter Kaltblütigkeit legte der Mann sein Pflaster in die Mütze, setzte sie wieder auf und verließ ohne eine Miene zu verziehen das Lokal. Mit einem süß-sauren Lächeln sahen sich die „Professori" an. Nur einer stand etwas abseits, machte ein verbittertes, hämisches Gesicht und guckte an der vollen Flasche im Schaufenster vorbei auf die Straße.

„Die Polizei sollte gegen solchen Unfug einschreiten," meinte einer. „Wenn solche Ansichten über die Aerzte verbreitet sind, ist es kein Wunder, wenn wir verhungern müssen."

Der Mann am Fenster sagte auch hierauf nichts, sondern zuckte nur mit einer höhnischen Grimasse die Schultern und verließ dann mit stummem Gruß, aber mit unheimlich zuckenden Lippen das Lokal.

„Der gute Gherardi scheint auch auf dem letzten Loch zu pfeifen," warf einer gleichgültig hin.

„Er ist selber schuld. Er hatte eine so gute Stelle im Spital und auch Privatpraxis. Warum macht er solche Streiche!"

„Was hat er denn gethan?"

Einer der Aerzte zuckte mit den Schultern und machte mit den Fingern einige sonderbare Zeichen, worauf der andere verständnisinnig mit dem Kopfe nickte. Dann schien der kleine Zwischenfall erledigt zu sein, und die Herren unterhielten sich wieder über Massaua, Frankreich und Gott weiß was noch.

Währenddessen ging Doktor Gherardi langsam und in sich versunken die Gasse hinab in der Richtung nach dem Toledo. Er lahmte etwas mit dem rechten Bein. Vor einigen Jahren war er auf der Straße ausgeglitten

und gefallen, weil er mit dem Stock nach einem Jungen hatte schlagen wollen, der ihn geneckt hatte. Davon bekam er eine Sehnenzerrung, die sich nicht wieder einrichtete. Im Gegenteil stellte sich im Laufe der Zeit eine sehr störende Schwäche in dem Bein ein, so daß er kaum noch gehen konnte und bei der geringsten Anstrengung Schmerzen fühlte.

So hinkte er traurig und grüblerisch die schmutzige Gasse hinunter. Er schien sehr böser Laune zu sein, und wenn ihm jetzt wieder ein Junge in die Quere gekommen wäre, er hätte vermutlich trotz der schlimmen Erfahrungen wieder nach ihm geschlagen.

Auch in seinem Aeußeren erschien er sehr herabgekommen. Er trug zwar noch den Cylinder und den schwarzen Gehrock und hielt an diesen beiden Gegenständen, die sehr wenig zu seiner übrigen Toilette paßten, so krampfhaft fest, als ob mit ihnen seine ganze Würde und Gelehrsamkeit als Arzt in Verlust geraten wären. Wenn er Rock und Cylinder weggelegt hätte — kein Mensch hätte für ihn auch nur zehn Soldi gegeben. Und er mußte doch leben! Rock und Cylinder waren also sein Handwerkszeug, das den Leuten trotz alledem immer wieder Vertrauen einflößte. Von seiner übrigen Toilette war nichts Rühmliches zu sagen, besonders die Stiefelsohlen litten an einer Offenheit, die Doktor Gherardi veranlaßte, sorgfältig jeder Nässe aus dem Weg zu gehen.

Es war im Dunkelwerden, als Gherardi den engen, häufig durch kurze Treppenabsätze unterbrochenen Vicolo hinabstieg. Er hatte Hunger — man kennt in Neapel dieses Gefühl noch sehr wohl — und sah sich um, wo er für wenig Geld etwas Eßbares bekommen könne.

Ein Kastanienröster saß an der nächsten Quergasse an einer Ecke und sang mit melodischer Stimme seine Waren aus.

„Wieviel giebst du mir für einen Soldo?“ fragte Gherardi ihn vorsichtig.

„Neun,“ antwortete der Mann.

„Ah, Spitzbube! Alle anderen geben zehn.“

„Meine sind aber groß und schön.“

„Ach was. Du giebst zehn wie die anderen auch. Vorwärts!“

Er zwackte dem Mann wirklich zehn Kastanien für seinen Soldo ab, wobei er sich noch über den schamlosen Verdienst aufregte, den die Kleinhändler einheimsen. Dann humpelte er weiter, seiner Wohnung zu, indem er unterwegs seine Kastanien, sein ganzes Abendbrot für heute, aufknabberte.

Indessen ging es ihm nicht immer so schlecht. Von Zeit zu Zeit kamen doch wieder ein paar Patienten, entweder in die Apotheke zu seinem Freund Pompeo, oder er fand sie unterwegs, wenn er da und dort durch die Vicoli schlich. Manchmal bezahlten sie ihn im Tauschwege, der Schneider flickte seinen Rock, der Schuster machte ein Paar Stiefel, der Weinhändler oder Materialwarenhändler eröffnete ihm einen Kredit in ungefährer Höhe seines Honorars; manchmal bezahlten seine Patienten sogar in bar. Das waren dann schöne Zeiten, zwei, drei Wochen lang. Oft freilich bezahlten sie überhaupt nicht. Dann wurde Gherardi ein Menschenfeind und hätte die ganze Menschheit am liebsten vergiftet.

Im großen Ganzen führte er für einen gebildeten Mann eine elende Existenz, und diese war um so trauriger und hoffnungsloser, als er von Jahr zu Jahr immer tiefer und tiefer hinabstieg in den Morast der Armut und Hilflosigkeit. Dazu wurde er immer älter. Er war ja freilich noch nicht alt, er war einige Vierzig, stand also in den Jahren, die man anderweitig als die besten bezeichnet. Trotzdem sah er aus wie ein alter Mann. Mangel und

Entbehrungen mannigfachster Art, Sorgen, Ausschweifungen und — Gewissensbisse hatten ihn vor der Zeit gealtert, und wenn er in solchen trüben Zeiten durch die dumpfen Gassen hinkte, so hatte er das Gefühl, daß er wohl bald an seiner letzten Station ankommen würde.

Wie war das alles gekommen?

Er wußte es nicht. Das Elend kommt in Neapel über die Menschen, wie die Nacht über den Tag, sie wissen nicht, warum. Im Anfang, als er noch jung war, hatte er sich immer mit der Hoffnung getragen, einmal mit einem Schlag, sei es durch eine reiche Heirat, sei es durch einen ausgiebigen Gewinn im Lotto, eine Erbschaft oder ähnliches, zu Reichtum und Ansehen zu kommen. Von all diesen Träumen war nichts eingetroffen. Im Gegenteil.

Nach der verfehlten Spekulation auf Severa, dem größten Fehlschlag seines Lebens, war ihm nichts mehr gelungen. Noch jetzt begriff er nicht, warum eigentlich Severa ihn abgewiesen hatte. Hatte er seiner Zeit all die verliebten Mätzchen nicht etwa gerade so schön gemacht wie Graf Enea? Schöner wohl gar! Hatte er nicht geseufzt und gelächelt, zum Himmel geblickt und sich aufs Herz geschlagen, hatte er nicht zu ihren Füßen gelegen und sich heiß geredet — besser wie jener? Warum also trotz alledem nichts?

Das war der große, unersetzliche Mangel, unter dem Gherardi wie viele seiner Landsleute litt: ihm fehlte jedes Gefühl, jede Kraft des Gemüts, die allen diesen Aeußerlichkeiten erst ihren Wert verleiht, die wie eine Sonne das Menschentum erwärmt und belebt.

Diesem Mangel an Herzenswärme entsprang auch die schonungslose, verbrecherische Rücksichtslosigkeit, mit der er sich seine Ziele steckte und verfolgte, diesem Mangel entsprangen die Schändlichkeiten, mit denen er seine Pa-

tienten im Spital behandelt und die ihm seine Stellung und sein Einkommen gekostet hatten.

Als er den Toledo überschreiten wollte, war es schon ziemlich dunkel und der „Corso" war im Gange. Hinauf und hinunter schoben sich zwei lange Wagenreihen, in denen die reichen Leute spazieren fuhren und nach der Tageshitze frische Luft schöpften. So mußte Gherardi ein wenig warten, bis sich eine Lücke bot, durch die er die Straße überschreiten konnte.

Plötzlich riß er die Augen weit auf, als wenn er ein Gespenst gesehen hätte, und drückte sich etwas in die Menge zurück, unter der er stand. Unmittelbar vor ihm fuhr Graf Enea mit seiner Gemahlin und seiner Tochter vorüber. Wie glücklich ihm die Leute erschienen! Sie saßen in einem vornehmen Wagen, waren gut gekleidet, hatten zu essen und zu trinken, alles, während er jammervoll und elend am Wege stand und Kastanien knabberte.

Seine erste Regung war Scham. Unwillkürlich bog er sich zurück. Er wollte nicht, daß Severa ihn in seinem ganzen Jammer sah. Der Wagen fuhr denn auch vorüber, ohne daß einer der Insassen den Unglücklichen bemerkt hätte, und nun stiegen der Neid, Zorn und Aerger in ihm auf.

„Und er hat doch den Stempel auf dem Arm!" murmelte er bissig und voller Schadenfreude. Wenn ihn auch niemand sah, er trug ihn doch und wurde ihn nicht mehr los. Aber was wollte das schließlich heißen? Er, der Sträfling, fuhr in der Equipage, während der Arzt, der keinen Stempel auf dem Leibe trug und für einen ehrlichen Mann galt, zu Fuß lief und hungerte.

Es war das erste Mal, daß Gherardi den Grafen Enea nach seiner Entlassung wiedersah, und dieses Wiedersehen gab seinen Gedanken einen mächtigen Ansporn, eine neue Richtung. War da kein Geschäft zu machen? fragte

er sich. Gherardi durfte sich keine Gelegenheit entgehen lassen, sich die Taschen zu füllen. Sollte Graf Enea nicht der Mann sein, der das besorgen konnte? Zunächst hatte der Arzt wohl noch keinen festen Plan. Sollte er drohen, allem Volk „den Stempel“ zu zeigen, so daß sich Graf Enea nicht mehr sehen lassen konnte? Oder sollte er den Reumütigen spielen, ein Geständnis ablegen und sich dann mit vollen Taschen auf und davon machen? Er wußte das jetzt noch nicht, aber die Sache beschäftigte ihn so stark, daß er die von ihm eingeschlagene Richtung plötzlich aufgab, auf der anderen Seite des Toledo einige hundert Schritte weiter nach dem Museo Nazionale zu lief und dann, rechts abbiegend, sich wieder in das krause Gassengewirr verlor, das nach dem Hafen hinunterführte.

Er wollte seinen früheren Genossen in dieser Angelegenheit, Peppino, aufsuchen, um mit diesem die Angelegenheit zu besprechen. Ob er ihn finden würde, stand freilich dahin, Peppino hatte Ursache, sich nicht von jedermann, dem es einfiel, ihn zu suchen, finden zu lassen. Aber Gherardi kannte seine Schliche wohl. Er wußte, daß Peppino, nachdem alle Mittel und alle Metiers seiner Schwiegermutter, das Hundescheren, das Wahrsagen und Kartenschlagen, das Zum-Begräbnis-gehen und so weiter, nicht mehr zugereicht hatten, seine immer größer werdende Familie zu ernähren, nun selbst den „Stregone“*)

*) Stregone heißt eigentlich Hexenmeister, aber der neapolitanische Dialekt bezeichnet damit einen Mann, der die besondere Gabe hat oder es durch allerhand Zaubermittel fertig bringt, die Nummern, die im Lotto gezogen werden, im voraus zu erraten. Dieses Handwerk wird durch die Spielwut und den Aberglauben des niederen neapolitanischen Volkes großgezogen und führt zu unglaublichen Ausartungen und Scheußlichkeiten. Um einen Begriff von der Spielwut der Neapolitaner zu geben, sei erwähnt, daß zum Beispiel Genua 15, Neapel aber 146 staat-

machte und als solcher von Kneipe zu Kneipe zog, um seine Kundschaft aufzusuchen.

Gherardi verlor sich auf der Suche nach seinem Freund und Bundesgenossen immer tiefer in die unheimlichen, glitscherig-feuchten Gassen des Hafenviertels. Er mußte sehr genau achtgeben, denn nicht nur Stufen in den auf- und abwärts führenden Gassen, sondern auch mit Schmutz und Unrat angefüllte Löcher im Straßenpflaster, Kehrichthaufen, Abfälle aller Art, die aus den Häusern heraus auf die Straße geworfen wurden, selbst Kinder, die in elende Lumpen gehüllt da und dort in den Winkeln und Hausthürbogen herumlagen und schliefen, drohten ihm und seinem lahmen Fuß gefährlich zu werden. Dazu benahm ihm Dunst und Gestank fast den Atem. Knoblauchdünste, Dämpfe von siedendem Oel und altem Fett, die aus den elenden Osterien herauskamen, der Geruch von geräucherten Fleischwaren, Käse, Fischen, Ausdünstungen von Menschen und Vieh, Unrat und Kehrichthaufen machten die Luft dick und ekelhaft.

Aber Gherardi ließ sich nicht zurückschrecken. Immer weiter ging er durch die engen Gassen mit den himmelhohen Häusern, an denen nur an den Ecken eine müde und gelblich flackernde Laterne etwas Licht verbreitete. Ueberall Geschrei und Lärm. In den riesigen Höfen hockten die Weiber herum, heulten die Kinder, auf den Straßen schrieen die Händler ihre Waren aus, Hafenarbeiter, Matrosen und Bummler aller Art saßen in den Schenken und gröhlten; Bänkelsänger mit einer Harmonika oder Guitarre zogen von Haus zu Haus, um denen einen Kunstgenuß zu verschaffen, die nicht ohnehin die Ohren

liche Lottobuden besitzt, nicht zu reden von der privaten Ausbeutung der Spielwut, die in Neapel ebenfalls krasse Formen annimmt.

schon voll hatten. Unbekümmert um alles ging Gherardi weiter. Manchmal blieb er vor einer Kneipe stehen und schaute hinein, sei es, indem er den Vorhang vor dem Eingang leicht beiseite bog, oder sei es, daß er auf die Steinstufen, die zur Thür führten, hinaufging, um das Publikum im Lokal übersehen zu können. Aber er fand nicht, was er suchte. Gleichwohl ließ er nicht nach, er durchstreifte das ganze Viertel von der Strada del Molo bis zum Fischmarkt; in alle Spelunken, in alle Löcher, wo er seinen Freund vermuten konnte, kroch er hinein, und endlich lächelte ihm das Glück.

Nicht weit von der Via Nolana, in einem kleinen Gäßchen, das wohl nie einen offiziellen Namen gehabt hat und dessen Bezeichnung im Volksmund hier nicht wiedergegeben werden kann, stand eines jener himmelhohen Häuser, wie sie im alten Neapel häufig sind. Durch ein ziemlich breites und hohes Thor trat man in einen geräumigen Hof, der das Zentrum dieser ungeheuren Mietskaserne war. Bis ins vierte und fünfte Stockwerk hinauf liefen Galerien ringsherum, durch welche der Zugang zu den unzähligen Wohnungen und Stuben führte. Zerrissene Wäsche hing zum Trocknen auf den Eisengeländern der Galerien oder an Bindfäden, die von einer Seite zur anderen gespannt waren. Von den Wänden des riesigen Gebäudes war der Putz heruntergefallen, und der zum Vorschein gekommene graue Tuff, aus dem das Haus gebaut war, hatte sich infolge der Feuchtigkeit mit grünem Moos und Schimmel überzogen. In dem ganzen Haus war wohl kein Dutzend Fensterscheiben ganz, Thüren, Treppen und Gänge, selbst die Geländer der Galerien waren in traurigster Verfassung und starrten vor Schmutz.

Als Gherardi an dem Thor dieses Hauses vorübergING und hineinsah, bot sich ihm ein wunderliches, grausig-groteskes Schauspiel, wie es selbst in Neapel auffallen

mußte. In der Mitte des dunklen Hofes saß auf einem gewöhnlichen Strohstuhl eine gebrechliche, vom Alter gekrümmte Frau, die Hände fest auf den Rücken geschnürt und die Augen mit einem Tuch verbunden, fast so, wie man auf alten Bildern die zum Tode Verurteilten auf dem Schafott vor dem Henker sitzen sieht. Das ergraute spärliche Haar der alten Frau, die entsetzlich keuchte und stöhnte, als wenn sie ungeheure Schmerzen aushalten müsse, fiel wirr und lose über Hals und Schultern herab, und vor ihr stand ein Mann, der in der einen Hand ein brennendes Licht, in der anderen einen kurzen schwarzen Stab hatte, mit dem er unaufhörlich um die alte Frau herumfuhr. Der Mann war gekleidet, wie ein Zauberer in den Kinderbilderbüchern dargestellt wird. Er hatte einen roten, spitz zulaufenden Hut mit roten Flicken besetzt auf dem Kopfe, darunter ein grobes, derbes Gesicht mit grauem Vollbart und einen schwarzen oder vielmehr schmutziggrauen, ebenfalls mit roten Flicken besetzten Talar, der den größten Teil des Körpers bedeckte. Nur die Füße und ein kurzes Stück der Hose sahen darunter hervor. Stiefel und Hosen hatten aber durchaus nichts Zauberisches an sich. Die Stiefel waren noch schlechter als die des Doktors Gherardi, und wenn der Mann wirklich zaubern konnte, so hätte er gut daran gethan, sich vor allen Dingen ein Paar neue Stiefel zu zaubern.

Dieser Mann war der frühere Marinajo der Villa Miramar, Giuseppe Maregni, vulgo Peppino, und die alte Frau war seine Schwiegermutter Miosi; jetzt machte Peppino also den Stregone und war eben in Ausübung dieses ehrenwerten Handwerks begriffen.

Gherardi hatte natürlich die Situation sofort erfaßt und trat ohne weiteres näher. Nun sah er auch die Zuschauer und Zuhörer genauer. In dichtem Kreis standen sie um die Gruppe herum, auf Treppen und Gängen und

Galerien des Hofes hockten sie beisammen, still, atemlos gespannt, mit gierig glitzernden Augen, um kein Wort und besonders keine Nummer zu überhören, die der Stregone aus der Alten herauszerren würde. Es waren meist Weiber, alte und junge, aber auch Männer und junge Burschen gewahrte Gherardi, die wie im Fieber der Gaukelei folgten. Es war Freitag. Am nächsten Tag wurde das Lotto gezogen. Wenn man also heute eine gute Nummer erfuhr, konnte man morgen schon ein reicher Mann sein.

Die Geschichte war gerade im besten Gange, als Gherardi leise herzutrat.

„Glaubst du an den Teufel?“ fragte Peppino geheimnisvoll-schaurig, flüsternd und doch so, daß es auf dem ganzen Hof gehört werden konnte.

Seine Schwiegermutter zitterte und keuchte und stöhnte, daß es furchtbar war.

„Laß mich!“ jammerte sie, „ich kann nicht mehr. Meine Sinne schwinden. Ich werde verrückt.“

„Weib, man hat dich gestern nacht in der schwarzen Messe gesehen,“ fuhr Peppino mit schrecklicher Stimme fort. „Gestehe es also, daß du an den Teufel glaubst!“

„Ja,“ keuchte die Alte, „ich glaube an ihn.“

„Gaubst du, daß er einst die ganze Welt beherrschen wird?“

„Ja, ja, ich glaube daran.“

Erschreckte Rufe ließen sich aus der Zuhörerschaft vernehmen. Entsetzen malte sich in den Zügen der Weiber.

„So zieh in des Teufels Namen die Nummer, die morgen als erste*) herauskommt!“ schrie Peppino drohend,

---

*) Man spielt bekanntlich im italienischen Staatslotto sowohl auf die als „erste“ herauskommende Nummer, wie auf zwei (ambo) und drei (terno) von fünf gezogenen Nummern.

indem er aus seiner Kutte einen kleinen Leinwandbeutel mit Nummern hervorzog.

Atemlose Spannung! Zitternd und tastend tauchte die Alte ihre Hand in den Beutel, zog eine Nummer und gab sie stöhnend, als ob damit eine unsägliche Anstrengung verknüpft sei, an Peppino.

„Die Nummer! Die Nummer!" riefen einige der Umstehenden begierig.

Die Andrängenden mit großartiger und imponierender Bewegung zurückweisend, wandte sich Peppino nach ihnen um und hielt die Nummer in der Hand. „Meine Herren und Damen," begann er feierlich und wichtig, „Sie haben gesehen, wie sich das Wunder begab. Hier ist die Nummer, die wir der verhüllten Zukunft abgetrotzt haben, zu unserem Glück, zu unserer Hilfe und zu unserer Freude. Wer will von dieser, vielleicht nie wiederkehrenden Gelegenheit Gebrauch machen? Ich verkaufe die Nummer zum Besten meiner Mitmenschen für einen Soldo an jedermann. Ich brauche aber die hochverehrten Herrschaften nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß der Zauber nichtig wird, sobald einer dem anderen die Nummer verrät, bevor sie gezogen ist."

Einen Soldo für ein Vermögen! Wer konnte da widerstehen? Peppino ging mit einem kleinen Tellerchen herum, und wer einen Soldo darauf legte, dem zeigte er die Nummer. Es war Nummer fünfunddreißig. Die Unwissenheit, der Aberglaube und die Spielwut der Leute sorgten dafür, daß Peppino sein Geschäft machte.

Nachdem der erste Akt seiner Vorstellung in dieser Weise verlaufen war, ließ der Stregone sein Publikum noch nicht los. Er graste sein Feld gründlich ab, in der Voraussicht, daß er sich ein zweites Mal ja doch nicht so bald wieder hier sehen lassen dürfe. Unter ähnlichem Gaukelspiel wurde der Ambo und schließlich auch der Terno,

dieser goldene Traum aller Lottospieler, gezogen und verkauft. Es kamen auf diese Weise fünfunddreißig, elf und zweiundsiebzig heraus.

Wurden nun diese Nummern morgen im Staatslotto wirklich gezogen, was ja möglich war, so konnte sich der König von Italien an Einfluß und Machtstellung im Hafenviertel von Neapel nicht mit Peppino messen. Wurden sie aber nicht gezogen, was wahrscheinlich war, so bekam Peppino sicher eine Tracht Prügel, sobald er sich wieder in der Nähe der Via Nolana sehen ließ. Eine Ausrede hatte freilich Peppino schließlich immer. Er behauptete nämlich, wenn er einmal in die Enge getrieben wurde, daß die Nummern verraten und dadurch der Zauber vernichtet worden wäre. Das war das Hinterthürchen, das er in seiner Rede nie zu erwähnen vergaß.

Gleichwohl war das Geschäft ein trauriges. Die besten Gegenden hatte er im Laufe des letzten Winters und Frühjahrs schon abgegrast, und was ihm noch übrig blieb, brachte nichts ein. Lauter armes Volk, das selbst nichts hatte. Und Carmincella brauchte immer mehr, keifte und schrie immer lauter. Ueberhaupt — seine Frau! Aller Fluch und alles Elend seines Lebens lag in diesem Wort. Er hatte damals, als er Carmincella kennen gelernt, ein Verbrechen begangen, um sie heiraten zu können; jetzt würde er gern zwei begangen haben, wenn er sie dadurch wieder los geworden wäre. So sehr hatte sich die Sachlage für den braven Peppino geändert in diesen fünfzehn Jahren.

6.

Der ehemalige Marinajo hatte den Arzt schon bemerkt, als er in den Hof eintrat. Ein Mann im Cylinder fiel selbstverständlich in solcher Umgebung auf. Mit der ihnen so geläufigen Zeichensprache hatten sie sich verständigt, noch während Peppino seine Soldi einsammelte, und nun

packte dieser seinen Zauber zusammen, um mit seiner Schwiegermutter den Hof zu verlassen, als plötzlich aus dem Halbdunkel eine alte Frau auf ihn zukam.

Peppino erschrak fast, als er sie so unvermutet neben sich stehen sah, denn er hatte nie so etwas Häßliches und Hexenmäßiges gesehen wie diese Frau.

„Gieb mir deine Nummern," sagte sie mit hüstelnder Stimme.

„Hast du Geld?" fragte Peppino vorsichtig.

„Laß sie!" warnte ihn leise seine Schwiegermutter. „Es ist die alte Stracciarola*) von San Rocco."

Peppino hatte die Frau noch nie gesehen, besann sich aber, als er den Spitznamen vernahm, daß er früher einmal von ihr als einer verrückten Person habe sprechen hören, die früher Hausbesitzerin am Corso Garibaldi gewesen, dann aber nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihren Verstand durch das Lottospiel verloren hatte. Sie war im ganzen Viertel eine gefürchtete Person, deren Verkehr Unglück bringe, weil sie mit dem „bösen Blick" behaftet sei. Deshalb warnte ihn auch seine Schwiegermutter vor ihr.

„Hier sind drei Soldi," fuhr die Stracciarola fort.

Peppino nahm das Geld und gab ihr die Nummern.

„Sind es auch die richtigen?" fuhr die Alte giftig und aufgeregt fort und sah Peppino mit den rotgeränderten Triefaugen an.

„Es sind die Nummern, die morgen gezogen werden, wenn niemand den Zauber zerstört," erwiderte er.

Aber die Alte gab sich noch nicht zufrieden. „Wenn es die richtigen nicht sind, so nimm dich in acht, mein Söhnchen. Du bist nicht der Mann, der die alte Stracciarola von San Rocco betrügt! Du noch lange nicht!"

---

*) Ließe sich etwa mit „Lumpenlotte" übertragen.

Damit humpelte sie wieder davon und verschwand in dem Dunkel des Hofes, während Peppino nach dem Thor zu ging, wo Gherardi auf ihn wartete.

Welch elendes Handwerk, dachte er, sich wegen ein paar Soldi der Rachsucht des sämtlichen Lumpengesindels von Neapel auszusetzen!

Draußen auf der Gasse angekommen, nahm Peppino zunächst seine spitze Zaubermütze ab und setzte dagegen einen alten schmierigen Filzhut auf. Ebenso zog er die Kutte aus, unter der er seine gewöhnliche Kleidung trug. Kutte und Mütze legte er zum späteren Gebrauch in einen kleinen Handkorb, den seine Schwiegermutter trug.

„Was giebt's?“ fragte er während dieser Prozedur den neben ihm her gehenden Gherardi.

„Ein Geschäft,“ antwortete dieser, „aber wir müssen das allein besprechen. Schicke deine Schwiegermutter fort.“

Wenn sich das so leicht hätte machen lassen, würde es Peppino herzlich gern gethan haben. Aber die Alte war mißtrauisch, wollte an das Geschäft nicht glauben und drückte die Befürchtung aus, daß Peppino die Einnahme vergeude. Peppino langte also die elenden paar Kupfersoldi aus der Tasche und gab sie ihr. Er hatte sich daran gewöhnt, den Arzt als einen Mann anzusehen, der ihm helfen konnte, und von dem er etwas erwarten durfte. Deshalb ließ er sich auch jetzt eifrig auf das Geschäft ein und suchte seine Schwiegermutter zum Fortgehen zu bewegen.

„Du denkst doch nicht etwa, daß ich dich aus dem Auge lasse, damit du dich aus dem Staube machen und mir deine Bälger auf dem Halse lassen kannst?“ fragte die Alte.

„Aber es fällt mir ja gar nicht ein. Du weißt doch, daß ich meine Kinder viel zu lieb habe, um an so etwas nur zu denken.“

„Kennen wir schon! Du wärst der erste nicht, der ausrückt und seine Familie auf dem Stroh läßt, und würdest auch der letzte nicht sein. Basta. Ich gehe ein paar Schritte hinter euch her. Ihr könnt dann reden, was ihr wollt."

Dagegen ließ sich nichts sagen, aber Peppino fiel es immer drückender auf die Seele, daß er doch eigentlich wie ein Gefangener, wie ein Sklave gehalten war, entweder von seiner Frau oder von seiner Schwiegermutter. Er gehörte nicht mehr sich selbst. Er hatte nur das Recht und die Pflicht, Tag für Tag mit Gefahr seines Lebens seinem Gewerbe nachzugehen und die Soldi herbeizuschaffen, die Carmincella brauchte. Aber auch darein hätte er sich schließlich gefunden, wenn er nur dann Ruhe gehabt hätte. Statt dessen hatte er aber noch Vorwürfe und giftige Reden darüber zu ertragen, daß er seine Frau zu einer Bettlerin gemacht habe, während sie doch Fürsten und Grafen hätte heiraten können, als sie jung und hübsch war.

Alle diese Sachen zogen dem geplagten Peppino durch den Kopf, als er mit Gherardi durch die Porta Nolana hinaus nach dem Corso Garibaldi ging. „Noch einmal frei," seufzte er sehnsüchtig auf, „noch einmal ungebunden und unabhängig auf und davon, in die weite Welt gehen — wie herrlich müßte das sein!" Wie klug wollte er es machen, um nicht wieder in solchen Pfuhl von Schmutz und Sorge, von Not und Gefahren zu kommen!

„Er ist wieder da!" raunte ihm Gherardi zu.

„Wer?" fragte Peppino im Gehen.

„Der Graf Enea di Monteverde."

„Ah, schöne Zeiten, als ich noch bei ihm in der Villa Miramar Marinajo war und thun und lassen konnte, was mir beliebte!" seufzte Peppino.

„Die Zeiten können alle Tage wiederkommen, wenn wir nur einig sind, Peppino, und klug."

„Was wollen Sie sagen, Herr Doktor? Wie ist das mit dem Geschäft?"

„Ich habe ihn gesehen mit seiner Tochter, die jetzt schon groß ist, und seiner Frau. Er hat graue Haare bekommen."

„Das glaube ich wohl. Sie werden's ihm in Nisida schon besorgt haben. Aber das ist nun für ihn vorbei. Er ist nun wieder der vornehme Herr, während wir in Not und Elend —"

„Bah, bah! Was regst du dich auf über eine Sache, die du nicht verstehst! Es verhält sich gerade umgekehrt. Für uns ist es nun vorbei und für ihn geht es erst ordentlich an."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Du bist kein echter Neapolitaner, Peppino, sonst müßtest du sofort aus der Sachlage ein gutes Geschäft für uns herauswittern. Höre nur zu. Du wirst mich sofort verstehen. Das mußt du doch begreifen, daß Graf Enea als vornehmer Herr in einer anderen Welt lebt als arme Teufel wie du und ich. In den Kreisen, auf die er und seine Familie angewiesen sind, ist man empfindlicher und in Bezug auf entehrende Strafen feinfühliger. Ein Zuchthäusler wird in jenen höheren Kreisen unmöglich, und seine Entehrung beschränkt sich nicht nur auf ihn, sondern teilt sich auch seiner Familie mit. Mit der Familie eines Zuchthäuslers mag kein Mensch zu thun haben. Es ist, als ob das auch auf die Verwandtschaft überginge wie eine ansteckende Krankheit, oder als ob das abfärbte und sich auf alle übertrüge, die mit den Leuten in Berührung kommen."

„Ja, ja. Das verstehe ich schon, aber was nützt uns das?"

„Viel, wenn wir klug sind, Peppino. Es liegt für uns darin ein großes Geschäft, und wir sind mit einem

Schlag gemachte Männer, wenn wir unseren Vorteil wahrnehmen."

„Was gedenken Sie zu thun? Oder was soll ich thun?"

„Ich weiß es selbst noch nicht genau. Vor allen Dingen kommt es darauf an, daß wir uns dem Grafen Enea wieder nähern, und das habe ich mir so gedacht: Wir gehen ganz behutsam vor und schreiben ihm einen Brief, in dem du ihm deine elende Lage vorstellst und bittest, dich und deine Familie zu unterstützen dadurch, daß er dich wieder als Marinajo in Villa Miramar aufnimmt, aus Mitleid oder um der Madonna willen, oder wie immer er will. Es kommt nicht darauf an. Die Hauptsache ist, daß du erst wieder in seinem Hause bist und ihn ausspionieren kannst."

„Was soll ich denn ausspionieren?"

„Alles, was er thut, was er für Beziehungen unterhält, ob er hier wohnen bleibt oder wohin er zu übersiedeln beabsichtigt, denn ich fürchte, er wird die Gegend verlassen wollen, um sie mit einer anderen zu vertauschen, wo man seine Vergangenheit nicht kennt. Das alles müssen wir wissen, Peppino. Er wird wieder Verbindungen anknüpfen hier oder auswärts, und es wird ein Tag kommen, an dem er seine Tochter verheiraten will und zu diesem Zweck genötigt ist, mit seiner Frau und Tochter in der Gesellschaft zu erscheinen, hier oder auswärts. Seine Tochter ist ein sehr hübsches Mädchen, und Graf Enea sowohl wie seine Gemahlin sind in sie vernarrt. Es muß also einmal eine Zeit kommen, wo Graf Enea mehr als je wünschen wird, daß das Vergangene auch wirklich vergangen ist, daß er oder wenigstens Contessina Santina rein dasteht und alte Geschichten vergessen werden. Das ist dann unsere Zeit, Peppino. Verstehst du jetzt? Dann können wir herausrücken."

„Hm — hm!"

„Was kommt es einem mehrfachen Millionär wie dem Grafen Enea auf hunderttausend Lire an, wenn es sich um das Glück seines Kindes handelt?"

„Hunderttausend Lire!" seufzte Peppino sehnsüchtig auf.

„Das ist eine Bagatelle für ihn, und uns wäre damit für dieses Leben geholfen. Wir werden schon noch davon reden, wenn alles erst so weit ist, vorläufig handelt es sich nur darum, daß du erst wieder in der Villa Miramar bist und genau erfahren kannst, was er thun will. Und um das zu erreichen, müssen wir vorsichtig, Schritt für Schritt vorgehen. Wir schildern ihm deine Not, deine Reue, deine Gewissensbisse, mit der Zeit kann man wohl auch mit einem kleinen Darlehen ankommen, oder man giebt ihm zu verstehen, daß der oder jener, mit dem er gerade etwas Wichtiges vorhat, dir Geld angeboten hat, um Genaueres über seine Vergangenheit zu erfahren, das du aber ausgeschlagen hast und nur annehmen würdest, wenn du dir nicht anders helfen könntest. Auf diese Weise kommen wir immer näher und näher an ihn heran und können auf die Zeit ruhig warten, die unseren Hauptplan zur Reife bringt. Also munter, Peppino! Nur die Dummen gehen zu Grunde. Du bist doch dabei?"

Natürlich war Peppino dabei. Ihm leuchtete ein solches Geschäft viel eher ein als das Geschäft eines armseligen Stregone, der um ein paar elende Soldi seine Haut Tag für Tag riskieren muß. Dort war nichts zu riskieren, höchstens das Gewissen, und darauf kam es Peppino nicht an. Wie oft und wie heiß hatte er gewünscht, nur ein einziges Mal hundert Lire zusammen zu haben, um ein Auswanderungsbillet bezahlen zu können! Er haßte seine Frau ebenso oder noch mehr, als er sie früher geliebt hatte, und wäre deshalb mit einer wahren Wonne davongelaufen, wenn er das Geld dazu gehabt hätte.

Bei näherem Ueberlegen freilich erhob sich eine Schwierigkeit. Der Gedanke an seine Kinder bedrückte ihn. Er hatte von elf Kindern sieben durch den Tod verloren. Diese hohe Sterblichkeit war bei der jammervollen Lebensweise der Familie kein Wunder und trug weidlich dazu bei, Peppino mit den Jahren immer verbitterter, immer gehässiger gegen alle besser gestellten Leute zu machen, die er seiner sonderbaren Logik nach in erster Linie für sein Elend und für den Tod seiner Kinder verantwortlich machte. Sollten nun die übrig gebliebenen vier auch noch im Elend umkommen, dadurch, daß er sie verließ?

Das brachte Peppino also doch nicht über sich. Die Stimme der Natur betäubt man nicht so leicht wie die Stimme des Gewissens. Dagegen hinderten ihn seine Vaterpflichten nicht daran, mit Gherardi gemeinschaftliche Sache zu machen — im Gegenteil. Der Mangel und das Elend, in dem sich seine Familie befand, ließen ihm das Geschäft als höchst erwünscht und willkommen erscheinen.

Sie machten sofort alles Nähere genau ab. Peppino sollte am nächsten Tag einen Brief an den Grafen Enea abschreiben, den ihm Gherardi aufsetzen würde. Um seine Frau und seine Schwiegermutter zu beruhigen, beschlossen sie, ihnen so viel von dem Geschäft zu erzählen, als sie schließlich ohne Gefahr wissen konnten.

Damit trennten sich die beiden Geschäftsunternehmer in der Nähe von Santa Maria del Carmine; Doktor Gherardi ging wieder den Corso Garibaldi zurück, während Peppino die breite Hafenstraße nach seiner Wohnung zu verfolgte.

Kaum war er allein, als seine Schwiegermutter, die alte Miosi, wieder aus dem Straßendunkel hervortauchte und sich ihm zugesellte.

„Was hat er gesagt?“ fragte sie lebhaft und neugierig.

Peppino erzählte ihr, was sie nach seiner Meinung davon wissen durfte, ließ aber dabei alle Namen aus.

„Es kommt darauf an," schloß er, „daß ihr klug seid und den Mund haltet, du und deine Tochter. Dann wird es mit all unserem Elend vorbei sein. Du wirst keine Hunde mehr zu scheren und nicht mehr die Lichter bei Leichenbegängnissen zusammenzustehlen brauchen, und ich werde den Stregone nicht mehr machen müssen. Wir werden in einer schönen Villa am Meere wohnen, werden zu essen und zu trinken haben, gute Kleider für uns und die Kinder, so daß wir uns sehen lassen können vor den Leuten und die Kinder in die Schule schicken können. Aber Verstand müßt ihr haben und thun, was man euch sagt — du und deine Tochter!"

Das war viel auf einmal, und die alte Miosi, die die ganze Zeit ihres Lebens nie aus dem Elend herausgekommen war, schüttelte bei all den Herrlichkeiten, die ihr Peppino vorerzählte, ungläubig mit dem Kopfe. Aber schwerfällig im Denken und halb blödsinnig, wie sie vor Alter und Elend geworden war, sagte sie vorläufig nichts.

Endlich bogen sie in den Vico Piliero primo ein, gingen diese kurze Gasse entlang und traten links hinter ihr in einen öde und finster daliegenden Winkel. Man sah in der kleinen Gasse keinen Menschen, hätte aber auch wohl keinen gesehen, wenn einer dagewesen wäre, so finster war es. Eines der alten baufälligen Häuser war mit mächtigen Holzstämmen, die man in die Straße eingemauert, gestützt, weil es vor einigen Jahren mit Einsturz gedroht. Die Polizei hatte das Haus damals ausgeräumt, um im Fall des Einsturzes größeres Unglück zu verhüten. Aber man hatte versäumt, den darin wohnenden armen Leuten andere Wohnungen anzuweisen, und so waren sie, nachdem die Polizei fortgegangen war, einer nach dem anderen in der Nacht wieder gekommen und hatten von

den traurigen, feuchten und lichtlosen Wohnungen wieder Besitz genommen. Das war schon zwei oder drei Jahre her. Niemand hatte sie seitdem behelligt.

Auch Peppino mit seiner Familie wohnte im Erdgeschoß des Hauses, in einem düsteren, licht- und luftlosen Raume. Von den Möbeln, die er seiner Zeit von den zweihundert Lire angeschafft hatte, war nur noch eine eiserne Bettstelle vorhanden, und diese auch nur, weil sie das Leihhaus nicht hatte annehmen wollen; dazu einige brüchige, mit Schmutz überzogene Strohstühle. Der Fußboden des Raumes, in dem Peppino mit seiner Frau, seinen vier Kindern und seiner Schwiegermutter wohnte, war früher einmal mit gebrannten Ziegeln gepflastert gewesen, aber die Steine hatten sich schon längst gelöst, viele waren zerbrochen, da und dort große Löcher im Boden, die die Kinder beim Spielen gemacht hatten.

Carmincella saß auf der Thürschwelle, hatte ihr Jüngstes auf dem Schoße und wartete. Sie war trotz allem Elend eine dicke, feiste Person geworden, an der man wunderbarerweise noch immer einige Spuren ihrer früheren Schönheit bemerken konnte. Sie hätte vielleicht noch eine ganz hübsche Figur gemacht, wenn sie nur einigermaßen auf sich gehalten hätte. Das war aber nicht der Fall. Ihre Toilette war einfach unbeschreiblich, und gewaschen hatte sie sich wohl seit mindestens acht Tagen nicht.

Als sie die beiden kommen sah, erhob sie ihre keifende Stimme. „Solch eine Wirtschaft war noch nicht da. Kein Soldo im Hause, um den Bälgen auch nur ein bißchen Ziegenmilch zu kaufen, und das Gesindel kommt ewig nicht zurück. Misericordia! Einen Ziegenbock hätte ich heiraten sollen, aber nicht einen solchen Trottel von Mann wie du bist.“

„Sei still!“ sagte Peppino gelassen. Er kannte diese Tonart schon.

„Wo ist das Geld?“ fuhr Carmincella fort. „Es wäre dir wohl recht, wenn ich mitsamt den Kindern in aller Stille verhungerte. Du sollst dich wundern! Solange ich einen Ton in der Brust habe, schreie ich. Du sollst wissen, was Frau und Kinder sind. Du kümmerst dich um nichts, den ganzen Tag lungerst du herum und stehst in der Sonne; während andere Männer haufenweise Geld verdienen, bringst du ein paar dürre Soldi wie ein Bettler. Du willst ein Mann sein? Wenn ich mir einen aus einer Käserinde mache, der wird besser wie du. Ich möchte nur wissen, wozu du auf der Welt wärest, du —“ und nun brach ein Strom der gemeinsten Schimpfwörter los.

Peppino sagte nichts und legte sich müde aufs Bett. Würde es der Himmel wollen, daß er noch einmal aus diesem Jammer heraus zu einem menschenwürdigen Dasein gelangte? dachte er. Und womit hatte er dieses Elend verdient? Er wußte es nicht. Er sah überhaupt keinen Zusammenhang in der Welt. Geistig blind stolperte er seinen Leidensweg dahin, ohne auch nur zu wissen, wo er fehlte und warum alles so kommen mußte, wie es kam.

Früher hatte er seiner Frau, wenn sie gar zu sehr schimpfte, noch die Spitze geboten. Es war zu den wüstesten Auftritten gekommen und statt besser immer schlimmer geworden. Das war nun vorbei. Er ließ seine Frau reden, so viel sie wollte, weil er es nicht hindern konnte. Sie war die Stärkere, während es mit seiner Gesundheit in den letzten Jahren schnell bergab ging. Eine gewisse Unruhe und fieberhafte Sorge begann sich seiner zu bemächtigen, wenn er daran dachte, was denn werden sollte, wenn er einmal starb, ohne seine Kinder großziehen zu können. Wenn er sie wenigstens hätte in eine Schule schicken können! Aber dazu gehörten doch in erster Linie Kleider. So wie sie waren, ohne Schuhe und Strümpfe,

ohne Jacke, in Lumpen gehüllt, schmutzig und verwahrlost — wer sollte sie denn so aufnehmen?

Seine Frau lachte spöttisch, als ihre Mutter ihr erzählte, weshalb sie später als gewöhnlich zurückgekehrt seien, und was ihnen bevorstünde, von der Villa am Meer und von dem Essen und Trinken, den Kleidern und was sonst noch ihr Herz begehrte.

Carmincella glaubte von der ganzen Sache kein Wort.

„Ein infamer Schwindel, um uns zu betrügen — weiter nichts," sagte sie. „Der? Das wäre der Mann, der uns helfen könnte! Der kann ja sich selber nicht einmal helfen. Ich glaube kein Wort."

Peppino aber glaubte und mußte glauben, was ihm Gherardi in Aussicht gestellt. Es war seine letzte Hoffnung. Er hatte ihm ja auch geglaubt damals, als er noch ein junger, übermütiger, überkluger Bursche gewesen, als Gherardi ihm von den Herrlichkeiten, die ihm in Neapel bevorstünden, erzählt und ihn bestimmt hatte, das stille, glückliche Sorrent zu verlassen. Nun freilich war es anders gekommen, aber Peppino glaubte ihm doch wieder und sehnte den nächsten Tag herbei, an dem ihm Gherardi versprochen hatte, den Brief zu bringen, den er abschreiben sollte.

7.

Obgleich geborener Neapolitaner, gab es für Benvenuto d'Akkiri in seiner Vaterstadt doch eine Menge Dinge, von denen er sich nichts träumen ließ. Die Zustände, unter denen die armen Leute am Basso Porto und in anderen verrufenen Stadtteilen lebten, kannte er nur vom Hörensagen oder aus den Zeitungen. Er wohnte als vornehmer und reicher junger Mann im Hause seiner Eltern am Rione Amedeo, jener eleganten, neu angelegten Villenstraße, die sich oberhalb der Mergellina am Berg in die

Höhe windet, und hatte wohl hin und wieder, wenn er mit seinen Eltern im Toledo spazieren fuhr, rechts und links flüchtige Blicke in die dunklen Vicoli hineingeworfen, weiter erstreckte sich seine Kenntnis dieser Gegenden aber nicht. Es war eines vornehmen Neapolitaners aus guter Familie unwürdig, sich in solchen Gegenden zu zeigen.

So kam es, daß sich der junge Mann durch den Grafen Enea plötzlich vor eine Aufgabe gestellt sah, die ihn zunächst ziemlich ratlos machte. Er sollte in Neapel einen Menschen suchen, von dem er weiter nichts wußte als den Namen. In jeder anderen Stadt mit geordneten Verhältnissen wäre dies eine sehr einfache Sache gewesen, aber in Neapel hatte das seine Schwierigkeiten, das wußte Benvenuto, wenn er auch keine rechte Idee von all den Hindernissen hatte, die ihm dabei begegnen sollten.

Gleichwohl war er entschlossen, alles daran zu setzen, um Peppino ausfindig zu machen und im Sinne des Grafen Enea zu bearbeiten. Sein Lebensglück hing an der Erfüllung dieser Aufgabe, denn er kannte das Harte und Strenge in den Anschauungen seines Vaters zu genau, um zu wissen, daß er niemals in eine Verbindung mit Santina di Monteverde willigen würde, wenn sich die Angelegenheiten ihres Vaters nicht vollständig zu dessen Gunsten entwickelten. Das würde natürlich eine gute Weile dauern, aber er hatte ja Zeit. Einstweilen pflegte er den Verkehr mit Santina heimlich, und auch das hatte seinen Reiz, wenn auch nur unter der bestimmten Voraussetzung, daß eines Tages an Stelle dieser Heimlichkeit vollste Offenheit treten werde.

Ohne Zeitverlust und mit der ganzen Begeisterung seiner dreiundzwanzig Jahre machte er sich an die Lösung seiner Aufgabe, und stand gerade in seinem Zimmer, wo er sich einen Gurt, an dem ein kleiner Taschenrevolver hing, um den Leib band — man konnte nicht wissen, ob

er ihn auf seiner Expedition nicht brauchen würde —, als seine Mutter ihn dabei überraschte.

„Alle Heiligen, Benvenuto!“ rief diese erschrocken, „was willst du mit dem Revolver thun?“

„Nichts, Mama, wenn es nach mir geht,“ antwortete er gelassen, „es ist nur für alle Fälle.“

„Für welche Fälle? Du bist doch wohl nicht recht klug! Mit einem Revolver auszugehen!“

„In Neapel wäre es unklug, Mama, unter gewissen Umständen ohne ihn auszugehen. Man ist doch sicherer vor dem Lumpengesindel.“

„Lege das Ding weg!“ befahl seine Mutter mit ihrer ganzen Autorität.

„Du willst also, Mama, daß mich der erste beste über den Haufen stechen soll, wenn ich ihm einige Wahrheiten sagen muß?“

„Aber was hast du denn vor? Heilige Madonna, du willst dich duellieren, Benvenuto! Ist es nicht so? Du hast ein Duell!“ schrie die arme Frau in ihrer Angst.

„Ich denke nicht daran, Mama.“

Er kam aber nicht los, bis er ihr alles haarklein erzählt hatte, um was es sich handelte, und auch dann ließ sie ihn erst unter vielen Ermahnungen zur Vorsicht gehen, nachdem sie ihm heimlich ein kleines messingenes Muttergottesbildchen, ein sogenanntes Amulett, in die Westentasche gesteckt hatte, das ihn vor allem Ungemach schützen sollte.

Sein erster Gang war nach der Polizei, um zu versuchen, ob er dort etwas über den Aufenthalt Peppinos erfahren könne. Viel Hoffnung setzte er darauf nicht, indessen ließ sich die Sache besser an, als er glaubte.

Auf dem Bureau, wo sich eine große Anzahl von Beamten mit den Feststellungen der Einwohnerschaft zu beschäftigen vorgaben, empfing ihn ein sehr flotter, schnei-

diger Herr, der ihm in zuversichtlichster Weise sofort Auskunft versprach. In der That kam er auch nach kaum einer halben Stunde mit einem kleinen Zettel zurück, auf dem der volle Name Peppinos und seine ganz genaue Adresse verzeichnet stand.

„Giuseppe Maregni, Inspektor am Ospedale degli Incurabili, Vico Vittorino Nr. 162, Interno 15," las Benvenuto auf dem Zettel. Das war ja mehr, als er erwartet hatte, und erfreut zahlte er für die prompte Auskunft die verlangten dreißig Soldi, wenngleich es ihm für den Zettel ein wenig teuer vorkam.

„Die Adresse ist doch jedenfalls richtig?" fragte er der Sicherheit wegen noch einmal.

„Wie können Sie zweifeln?" fragte der Beamte fast beleidigt zurück. „Hier ist alles richtig. Wer soll es denn wissen, wenn nicht wir?"

Benvenuto entschuldigte sich etwas beschämt wegen seines geäußerten Zweifels. Da er die angegebene Straße nicht kannte, so nahm er eine Droschke und sagte dem Kutscher, er solle ihn nach dem bezeichneten Hause fahren.

Schon nach wenigen Minuten hielt der Kutscher auf dem Rettifilo.*)

„Nun, Kutscher," fragte Benvenuto erstaunt, „sind wir schon am Vico Vittorino?"

„Ja, dort ist der Vico Vittorino," antwortete dieser und zeigte mit der Peitsche in eine enge Nebengasse.

„Und Nummer 162?"

*) Rettifilo nennt das Volk die neue große Straße, die man neuerdings vom Bahnhof nach der Post durch das enge Gassengewimmel durchgeschlagen hat, um Luft in das innere Neapel zu bringen. Eigentlich heißt die neue Straße Corso Umberto, und so steht auch an den Ecken angeschrieben, das gewöhnliche Volk kennt sie aber nur unter dem Namen Rettifilo (gerader Faden).

„Ist schon seit fünf Jahren niedergerissen infolge Anlegung des Rettifilo.“

Das war die erste Enttäuschung Benvenutos. Der schneidige Herr auf der Polizei, wo die vielen Beamten saßen, hatte ihm eine Adresse gegeben, die schon seit fünf Jahren nicht mehr existierte. Er erkundigte sich, wohin die Leute gezogen seien, die man hier weggetrieben, und man sagte ihm, daß ein großer Teil davon nach den neuen Quartieren auf dem Vomero gezogen sei. Vom Vomero schickte man ihn nach Portici hinaus, von Portici nach den neuen Vierteln hinter dem Hauptbahnhof, von dort wieder nach dem Basso Porto. So kutschierte der junge Herr drei Tage in Neapel herum, ohne seinem Ziel auch nur um einen Schritt näher zu kommen. Von dem vielen Suchen und Fragen wurde ihm zuletzt ganz dumm im Kopfe, und er fing an zu begreifen, daß es doch keine so einfache Sache sei, in Neapel jemand zu suchen, selbst wenn man den Revolver im Gurt und ein Amulett in der Westentasche hat.

Wer weiß, wohin der junge Mann unter solchen Umständen mit seinen Nachforschungen geraten sein würde, wenn nicht eine unerwartete Wendung eingetreten wäre. Eines Morgens, als er eben aufgestanden war, erhielt er einen Brief mit der Stadtpost, in dem ihm Graf Enea in schmeichelhaften Ausdrücken für seine Bemühungen dankte und ihm gleichzeitig die Mitteilung machte, daß der Gegenstand seiner Nachforschungen sich selbst gemeldet habe. Er möge die Güte haben, ihm in seinem Hause auf dem Corso Vittorio Emanuele einen Besuch zu machen, um das weitere zu besprechen.

Dem jungen d'Akkiri fiel ein Stein vom Herzen. Er war schon daran verzweifelt, jemals die Spur Peppinos zu finden, und es wurde ihm daher leicht zu Mute bei der Nachricht, daß er bereits gefunden sei. Wenn es nur

auch seine Richtigkeit damit hatte, und Graf Enea nicht das Opfer einer Täuschung geworden war!

Benvenuto machte sich sofort auf, um dem Grafen seinen Besuch abzustatten. Der Brief war bereits am Abend vorher zur Post gegeben, Graf Enea mußte also schon seit gestern in der Stadt sein, und Benvenuto wollte seinerseits keinen Zeitverlust in der Verfolgung der Sache verschulden.

In dem Hause angekommen, traf er im Flur eine Frau, die die Treppe scheuerte.

„Liebe Frau, bitte, wollen Sie mir sagen, ob Graf di Monteverde zu Hause ist?" fragte Benvenuto ahnungslos.

Die Frau hob den Kopf etwas, um ihn anzusehen, und Benvenuto wunderte sich über die verächtliche und mißtrauische Art, in der dies geschah.

„Bei Peter und Paul," antwortete die Alte endlich polternd, „von früh bis abends kommen die Leute und fragen, ob der Herr Graf zu Hause ist. Madonna vera e vergine, wo soll er denn nur sein? Glauben Sie denn, er ist noch immer —"

Dann brach sie ab und wandte ihre ganze Aufmerksamkeit einem Schmutzfleck auf der Treppe zu, der schon vor fünfzehn Jahren sie beschäftigt hatte. Benvenuto ging rasch an ihr vorüber, hörte aber noch oberhalb der Treppe, wie sie in ihrer sonderbar aufgebrachten und empörten Art, als ob sie irgend einen Verdacht oder Vorwurf zurückweisen müsse, für sich brummte und schimpfte.

Gleich darauf stand er vor Graf Enea und hatte die wunderliche Art der Alten vergessen.

„Es ist mir außerordentlich angenehm," sagte Graf Enea lebhafter und aufgeräumter als seit langer Zeit, „so früh Ihren Besuch zu erhalten, denn wir können auf diese Weise sogleich unsere weiteren Nachforschungen beginnen."

„Sie sind also Ihrer Spur sicher, Herr Graf?"

„Aber lieber Freund, Peppino selbst hat sich brieflich an mich gewandt und mir seine Adresse genau angegeben, um eine Antwort zu erhalten.“

„Ah, das ist ja mehr, als wir von dem freundlichsten Zufall erwarten durften.“

„Hier lesen Sie selbst. Das ist das Schreiben, das mir gestern nachmittag in Sorrent zugegangen ist. Natürlich habe ich mich sofort in den Wagen gesetzt und bin hierher gefahren. Leider kam ich zu spät, um Peppino selbst aufzusuchen. Aber vielleicht ist auch das gut. Ich habe nämlich noch immer die Ueberzeugung, daß es besser ist, wenn ein dritter, nicht ich selbst, diese Verhandlungen führt, und rechne in dieser Beziehung auf Sie, lieber Herr d'Affiri. Ich bin natürlich jederzeit bereit, selbst einzugreifen, wenn es nötig ist; nur um die bewußten Geständnisse zu veranlassen und entgegenzunehmen, brauche ich andere Personen. Wenn Peppino auch mir persönlich Geständnisse machen wollte, so würden sie mir gar nichts nützen. Ich muß Zeugen haben, die beweisen, was ich behaupte, und deswegen, mein lieber Freund, rechne ich auf Sie.“

Während dieser Auseinandersetzung zog Graf Enea ein Schreiben aus seiner Brieftasche, das er Benvenuto übergab, der es aufgeregt entfaltete und las. Es lautete:

„Hochgeehrter Herr Graf und gütiger Gönner.

Sie werden es in Ihrer großen Güte und Nachsicht einem armen Unglücklichen verzeihen, wenn er aus der Tiefe seines Elends und seiner Verlassenheit die Stimme flehend zu Ihnen erhebt, in der Hoffnung, daß sich Euer Gnaden Ihres alten Marinajo in der Villa Miramar, des Giuseppe Maregni, genannt Peppino, freundlichst erinnern.

Es geht mir sehr schlecht, Herr Graf. Seit Jahr und Tag leide ich mit Frau und Kindern die entsetzlichste

Not, so daß mir schon diese Erde die Strafe meiner Sünden bringt, die ich doch erst im Fegefeuer zu büßen hätte. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, wenn Sie, sehr geehrter Herr Graf, sich nicht meiner und meiner Familie erbarmen. Es wäre für mich ein Paradies, wenn ich wieder mein altes Amt als Marinajo bei Ihnen erhalten könnte, aber auch wenn das nicht möglich wäre, bitte ich inständigst, mir irgend eine Unterstützung zuwenden zu wollen, damit ich nicht aus Not und Elend in die Versuchung komme, neuerdings in unreeller und verächtlicher Weise Hilfe zu suchen.

Ich wohne jetzt hinter dem Vico Piliero, und zwar in dem gestützten Hause zu ebener Erde, wohin Euer Gnaden mir eine Antwort zukommen lassen wollen, ob ich nach Sorrent kommen darf.

Ich bin mit unterthänigstem Respekt Euer Gnaden armer und unglücklicher

Giuseppe Maregni."

„Was soll das heißen?" fragte Benvenuto, nachdem er den Brief gelesen. „Die Worte: neuerdings in unreeller und verächtlicher Weise Hilfe zu suchen — sind unterstrichen. Was hat sich der Mann dabei gedacht?"

„Wer kann das wissen?" entgegnete Graf Enea. „Was kann in einem solchen Kopf nicht alles vor sich gehen? Wir müssen ihn fragen. Möglicherweise ist es eine Anspielung auf sein Zeugnis gegen mich, und ich werde seit einiger Zeit den Gedanken nicht los, daß Peppino von dem Doktor Gherardi zu falschen Aussagen und falschem Eid verleitet worden ist."

„Aus welchem Grunde?"

Graf Enea sah einen Augenblick nachdenklich zum Fenster hinaus, und erst nach einer Pause bemerkte er zerstreut und zurückhaltend: „Es giebt einen Grund, aus dem Gherardi das unternommen haben könnte."

„Nehmen Sie Anstand, ihn mir zu sagen?"

„Nein, Herr d'Akkiri, Sie sollen ihn wissen. Sie meinen es gut mit mir, und deshalb sollen Sie auch das wissen. Gherardi ist ein zurückgewiesener Liebhaber meiner Frau!"

„Der Gräfin Severa?" fragte Benvenuto erstaunt.

Graf Enea nickte. „Das ist schon lange her und datiert aus einer Zeit, welche in verdächtiger Weise mit dem Beginn der Anzettelungen zusammenfällt, welche dann zu dem bedauerlichen Prozeß führten, der nun auch das Lebensglück meines Kindes bedroht."

„Aber warum haben Sie das nicht zu Ihrer Verteidigung geltend gemacht?"

„Weil ich's nicht wußte. Sie werden begreifen, daß Severa mit der Angelegenheit mir gegenüber zurückhaltend gewesen ist und sich ihrer wohl gar geschämt hat. Erst nachdem sie aus dem Gang des Prozesses die feindselige Haltung erfahren hatte, die Gherardi mir gegenüber eingenommen hat, kam sie auf den Verdacht, jener könne aus Rache so gehandelt haben; aber das war nicht nachzuweisen, der Elende war vorsichtig genug gewesen, sich keine Blöße zu geben. Ich setze auch jetzt noch keine großen Hoffnungen darauf, ihn zu überführen, sondern sage es Ihnen nur, damit Sie bei den bevorstehenden Verhandlungen mit Peppino darauf Rücksicht nehmen können. Was man bisher noch nicht unter Beweis stellen konnte, wird man vielleicht mit Hilfe seiner Angaben können. — Aber jetzt lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren. Kommen Sie."

Das war auch Benvenutos Meinung. Lag die Verurteilung des Grafen Enea schon auf diesem wie ein Fluch, der ihn aus der Reihe der ehrlichen Menschen ausstrich, so hatte es Benvenuto in seiner jugendlich stürmischen Hitze noch viel eiliger, ans Ziel zu gelangen.

Er hatte keine Ruhe, solange nicht sein Verhältnis zu Santina sich frei und offen vor aller Augen entfalten konnte. Erst dann durfte er auf eine ehrliche, gerade Aussprache hoffen, die seinen Ansprüchen einen weiteren Halt gab.

Während sie hinuntergingen aus der oberen Stadt nach dem Basso Porto, kam die Rede auf Santina, und der Graf äußerte, daß ihm ihr Zustand noch immer die größte Sorge bereite.

„Der Schlag hat sie zu rasch, zu unvermutet getroffen," sagte er. „Sie ist immer gesund und frisch gewesen, wie mir Severa erzählt hat, nur seit jenem unglücklichen Wiedersehen mit mir, wobei sie so plötzlich die ganze Wahrheit erfuhr, siecht sie hin, kränkelt, ist bleich und unruhig, so daß ich mir keinen Rat mehr weiß. Wenn Sie wüßten, Herr d'Akkiri, wie schwer mich das drückt!"

Unwillkürlich beschleunigte Benvenuto seine Schritte. Er wußte, wie das drückt, besser als Graf Enea es ahnen konnte. Santina zog sich von allen zurück. Sie wollte niemand sehen, mit niemand sprechen, außer mit ihrer Mutter. Benvenuto wußte sehr wohl warum. Er fühlte, daß ihr stolzes, reiches Gemüt im Innersten getroffen war durch die fürchterlichen Thatsachen, die sich ihr enthüllt hatten. Zu edel und zu vornehm, sich einer Zurückweisung oder auch nur einem Mißverständnis auszusetzen, zog sie sich lieber von allen zurück. Er brauchte ihr nur ins Auge zu sehen, um ihre innersten Gedanken zu enträtseln. Wie hätte er also Ruhe haben sollen, bevor nicht alles gethan war, was zu thun in seinen Kräften stand?

An der Ecke des Piliero trennten sich die Herren mit einem kurzen kräftigen Handschlag, der mehr als alles andere sagte, wie gespannt und aufgeregt sie den nächsten Augenblicken entgegensahen. Während Graf Enea unruhig und fieberhaft erregt auf der Strada del Molo hin

und her ging, immer die kleine gegenüber liegende Gasse im Auge, ging Benvenuto in diese hinein und stand nach kurzer Zeit vor dem gestützten Hause, in dem Peppino wohnte. Nach den Angaben, die dieser gemacht, war ein Irrtum gar nicht möglich.

Ein kleiner, etwa elfjähriger Junge stand halbnackt und schmutzig an der Wand und heulte.

„He, mein Junge!“ rief ihn Benvenuto im besten Neapolitanisch an. „Wohnt hier Giuseppe Maregni?“

Der Junge drehte sich nach ihm um und sah ihn erstaunt an. Dann nickte er und fragte: „Wollen Sie auch Nummern kaufen?“

„Ja. Bist du der Sohn von Giuseppe Maregni?“

Der Junge nickte wieder.

„Wo ist dein Vater?“ frug Benvenuto weiter.

„Das weiß niemand,“ antwortete der Junge in seiner wortkargen Manier.

„Wie sagst du?“

„Dort ist die Großmutter. Von der können Sie auch Nummern kaufen.“

In diesem Augenblick trat die alte Miosi unter die Thür. „Mit wem sprichst du, Quaglio?“ fragte sie.

Benvenuto trat rasch näher. „Ich habe in einer sehr wichtigen und eiligen Angelegenheit mit Giuseppe Maregni zu sprechen. Können Sie mir sagen, wo ich ihn treffen kann?“

„Nein. Niemand kann das. Er ist am Sonntag abend hier von uns fortgegangen und seitdem noch nicht zurückgekehrt.“

„Aber ich muß ihn unbedingt und so rasch wie möglich sprechen.“

„So sollten Sie ihn suchen; gehen Sie nur auf die Polizei. Er muß wieder her. Er muß für seine Familie sorgen. Die Polizei muß ihn suchen.“

Benvenuto war durch diesen unerwarteten Zwischenfall zunächst ratlos. Was sollte er thun? Wo den Mann suchen, der tage- und nächtelang von seiner Wohnung und seiner Familie fern blieb? Er glaubte, die Alte wolle ihn hintergehen und ihm den Aufenthalt Peppinos aus irgend welchem Grunde verheimlichen, kam aber nach einigen Hin- und Herreden, aus denen sich ergab, daß die Frau selbst ein großes Interesse an der Auffindung Peppinos hatte, von dieser Annahme wieder zurück.

„Aber wissen Sie denn nicht, wohin er gegangen ist?" fragte Benvenuto weiter.

„Nein. Wenn ich das wüßte, würde ich ihn schon gefunden haben. Gehen Sie nur auf die Polizei, die Polizei muß ihn suchen. Die ist dazu da. Seine Frau war schon dort, aber sie haben gesagt, es ginge sie nichts an. Wenn Sie aber hingehen, Signore, werden sie ihn schon suchen."

„Die Polizei weiß aber wahrscheinlich noch weniger als Sie, wo sie ihn suchen soll."

„Sie soll nur die Stracciarola von San Rocco fragen. Die wird's schon wissen."

„Die Stracciarola von San Rocco? Wer ist denn das?"

„Ich weiß nicht, wie sie heißt. Alle Welt nennt sie nur die Stracciarola. Ich hab's ihm gleich gesagt, daß er ihr keine Nummern verkaufen soll. Sie ist eine wahnsinnige alte Hexe, vor der sich jeder hüten muß. Sie wird schon wissen, wo Peppino ist, wenn er überhaupt noch lebt."

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß er tot sei?" rief Benvenuto erschreckt.

„Wer kann das wissen? Wenn er die richtigen Nummern nicht sagen kann, quälen sie ihn so lange, bis er stirbt. Ich weiß das. Mit dem Stregone an der Porta

Capuana haben sie es auch so gemacht. Wenn er doch nicht mitgegangen wäre!“

„Ah, er ist also nicht allein fortgegangen?“

„Bewahre. Mit zwei jungen Burschen, die Nummern von ihm kaufen wollten.“

„Also Peppino ist auch ein Stregone?“

„Natürlich.“

Jetzt erst erfaßte Benvenuto den richtigen Sinn der etwas konfusen Redensarten der Alten, die offenbar die Befürchtung hegte, daß Peppino ein Opfer des Aberglaubens und der Rachsucht geworden sein könnte. Nun auch erklärte es sich, warum die alte Miosi ihn immer wieder von neuem aufforderte, auf die Polizei zu gehen, damit diese ihn suche. Daß unter solchen Umständen ein Verbrechen begangen worden, war nicht unmöglich. So weit kannte Benvenuto seine Neapolitaner auch, um zu wissen, wie sehr Lottonummern und wildester Aberglaube das Sein und Denken des niederen Volkes beherrschten. Die Spielwut, die Sucht, durch das Lotto rasch und leicht zu Vermögen zu kommen, hatte in Neapel schon so manches Opfer gefordert, schon so manches Verbrechen gezeitigt. Peppino war als Stregone solchen Unholden besonders ausgesetzt, und es wäre nicht einmal etwas Neues gewesen, wenn man sich auch an ihm vergriffen, um ihn durch barbarische Quälereien zur Angabe „siegreicher“ Nummern zu bringen.*)

Was aber war in einem solchen Falle zu thun? Zunächst fragte er der alten Miosi alle Einzelheiten ab, die sie über den Vorgang wußte, besonders soweit sie die

*) Niceforo führt in seinem Buche „L'Italia barbara“ verschiedene amtlich beglaubigte Fälle an. Besonders arme Bettelmönche scheinen dem Aberglauben in dieser Weise zum Opfer zu fallen.

alte Stracciarola von San Rocco betrafen. Wenn auch keinerlei Gewißheit vorlag, daß die alte Frau in die Sache verwickelt war, so schien die Schwiegermutter Peppinos doch einen lebhaften Verdacht gegen diese zu hegen. Ob er begründet war oder nicht, würde sich ja herausstellen, einstweilen glaubte Benvenuto selbst auf so schwache Spuren nicht verzichten zu dürfen. Es stand zu viel auf dem Spiel, als daß er nicht alles sorgsam erwägen sollte, was zur Herbeischaffung Peppinos dienen konnte. Was sollte werden, wenn man diesen nicht wieder auffand?

Als Benvenuto nach der Strada del Molo zurückkam, machte er dem Grafen Enea, der ihn dort mit begreiflicher Spannung erwartete, einen genauen Bericht. Graf Enea war ganz verzweifelt über das neue Mißgeschick.

„Sehen Sie, lieber Freund, was für ein Pechvogel ich bin!“ sagte er wehmütig. „Mit mir verlieren Sie Ihre Mühe. Mir geht alles verkehrt.“

„Nur ruhig Blut, Herr Graf. Wir gehen jetzt nach der Polizei und bitten uns gegen Geld und gute Worte einige Beamte aus, die in solchen Sachen besser erfahren sind als wir. Ist die Spur, die uns die Miosi angegeben hat, die richtige, so wollen wir unseren Mann schon finden.“

Sie fuhren nun nach der Quästur, konnten aber dort nichts ausrichten, weil die Beamten nicht die genügende Lokal- oder vielmehr Personalkenntnis hatten, und wurden an die Polizeiabteilung an der Porta Capuana verwiesen. Sie trugen auch hier ihren Fall vor und stießen bei dem alten Herrn, der sie empfangen, schon auf besseres Verständnis.

Denn kaum hatten sie die Stracciarola erwähnt, als der Beamte ärgerlich äußerte: „Hole der Henker das alte Weib! Wenn ich nur diese erst aus meinem Revier los wäre! Wenn Sie wüßten, meine Herren, was uns diese

Hexe schon für Scherereien verursacht hat, Sie würden uns bemitleiden. Seit drei Jahren soll sie ins Irrenhaus, und seit drei Jahren streiten sich die Behörden untereinander, ob das auf Staats- oder auf Stadtkosten geschehen müsse. Und so läuft die alte Stracciarola von San Rocco zu Schimpf und Schande des ganzen Viertels noch immer frei herum. Alle Augenblicke stellt sie etwas an. Also was ist nun wieder mit ihr?"

Benvenuto erzählte seine Geschichte also abermals, nur mit dem kleinen Unterschied, daß er hier hinzufügte, die Bemühungen der Beamten zur Aufklärung der Sachlage sollten in generösester Weise bezahlt werden, wenn man ihm das gestatte.

Natürlich wurde ihm das gestattet. Man wurde sogar sehr animiert, und es war eine ganze Anzahl Leute bereit, sich den Herren zur Verfügung zu stellen und ihnen bei ihren Nachforschungen behilflich zu sein, so daß eine engere Auswahl getroffen werden mußte.

„Don Annibale," rief der Inspektor der Polizeiwache einem jüngeren Polizisten zu, „waren Sie nicht dabei, als die Stracciarola dem Pizzicagnolo*) am Vico Rotto die Bude anzünden wollte, weil er ihr angeblich einen Soldo zu wenig herausgegeben hatte?"

„Ja," antwortete der Polizist, „ich kam dazu."

„Gut, gut," wandte sich der Inspektor wieder zu Benvenuto, „nehmen Sie Don Annibale mit, meine Herren. Er kennt jeden Winkel im Revier. Er wird Ihnen so gut dienen, wie es überhaupt menschenmöglich ist."

Don Annibale schnallte sein Seitengewehr um und setzte den Tschako auf.

„Sie ist eine freche Person, die alte Stracciarola," sagte er im Gehen, „so alt und gebrechlich sie ist, so nieder-

*) Viktualienhändler.

trächtig und unverschämt ist sie auch. Aber wenn sie bei der Sache beteiligt ist, will ich es schon 'rauskriegen. Wir müssen ihr nur tüchtig die Hölle heiß machen."

„Werden wir die alte Frau denn überhaupt finden?" fragte Benvenuto zaghaft.

„Nicht finden?" erwiderte der Polizist verächtlich. „Das wäre noch schöner! Sehen Sie, meine Herren, dieses Gassengewirr hier hinter der Porta Capuana ist mein Revier. Hier bin ich geboren, hier kenne ich jedes Haus und jeden Stein, und hier habe ich mein Amt. Wenn Sie zum erstenmal in diese Gassen hineinsehen, werden Sie sagen: Wie kann ein Mann in diesen Kehrichthaufen, in dem die Menschen wie Schmeißfliegen herumkriechen, Ordnung bringen? Und doch herrscht hier eine Ordnung, eine Regelmäßigkeit, mit der sich das Leben der Leute Tag für Tag abspielt, die ich jeder Kaserne wünschen möchte. Jeder hat seine regelmäßige Tageseinteilung, jede Stunde ihre bestimmten Vorgänge. Und wenn Sie das erst jahrelang Tag für Tag mit ansehen, so wissen Sie das endlich und können zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht sagen: Jetzt passiert das und jetzt passiert jenes, jetzt betrinkt sich Matteo beim Don Nicolo, und jetzt wird er hinausgeworfen und bleibt auf der Gasse liegen. Sogar die Spitzbuben haben hier ihren Stundenplan. Sie stehlen nur zu gewissen Zeiten, und von manchen Leuten, denen ich nachts auf der Runde begegne, weiß ich ganz genau, jetzt geht er auf Raub aus, und jetzt versetzt er ihn beim Trödler in der Via Caroli; jetzt geht er nach dem Bocceplatz am Corso Garibaldi, oder jetzt liegt er auf einer Bank vor dem Bahnhof in der Sonne. — Nicht finden? Das wäre noch schöner!"

Währenddessen huschte Don Annibale in einer Weise durch die Gassen seines Reviers, die an einen Fuchs in seinem Bau erinnerte. Er machte keinen Tritt umsonst

und wußte, ohne hinzusehen, wo ein Schmutzhaufen lag, dem er ausweichen mußte, wo Lücken im Pflaster, oder die Straßen von den Leuten mit Stühlen, Körben, Arbeitsgeräten, Waren zum Verkauf und ähnlichem in Beschlag genommen waren. Da und dort grüßten ihn die Leute, und er dankte, ohne sich in seiner lebhaften Auseinandersetzung zu unterbrechen.

„Wo hoffen Sie die Stracciarola jetzt zu finden, mein werter Don Annibale?“ fragte Graf Enea.

„Wir sind gleich da,“ antwortete der Polizist. „Es ist noch nicht ganz Mittag. Wenn die Stracciarola jetzt nicht hinter dem Gitter auf den Stufen liegt, die zu San Rocco hineinführen, und zwar auf der rechten Seite vom Eingang, wo jetzt Schatten ist, so können Sie sagen, daß in meinem Revier keine Ordnung herrscht. Aber sie liegt da und bettelt die Leute an, die aus der Messe kommen. Das ist sicher.“

Einige Minuten später bogen sie um eine Ecke und sahen vor sich die Fassade von San Rocco. In der That! Im Reich des Don Annibale herrschte die größte Ordnung. Rechts vom Eingang der Kirche auf den breiten Steinstufen lag die Stracciarola und bettelte.

„Nun bitte ich Sie, meine Herren, kein Wort zu sagen,“ bat Don Annibale leise seine Begleiter, „sondern mir die Unterhaltung mit der Stracciarola ganz allein zu überlassen. Ich hoffe, so am raschesten zum Ziele zu kommen.“

Dann ging er näher und nahm eine sehr strenge, finstere Miene an.

„Die Ketten,“ rief er barsch, „halten Sie die Ketten bereit. „Bei dem geringsten Widerstand legen wir sie in Ketten.“

„Heiligste Jungfrau,“ schrie die Alte erschrocken auf, „was sagt Ihr, Don Annibale? Ich habe nichts gethan. Ich bin so unschuldig wie das heilige Kind.“

„Wir wissen alles,“ fuhr sie der Polizist barsch an. „Ich habe den Befehl, Euch in die neuen Gefängnisse abzuliefern. Macht Euch fertig. Eure Tage sind gezählt.“

„Mein bester Don Annibale, hört mich an,“ flehte die Alte, indem sie aufstand und sich geheimnisvoll dem Polizisten näherte.

„Wollt Ihr Euch loskaufen?“ fragte dieser halblaut.

„Ich gebe Euch alles, was ich habe, nur keine Ketten, nicht ins Gefängnis! Hier, es sind elf Soldi und zwei Zweicentesimistücke; morgen sollt Ihr das Doppelte bekommen, wenn Ihr mich laufen laßt,“ flüsterte die Alte, indem sie Don Annibale einige Kupfermünzen in die Hand zu drücken suchte.

„Geht nicht, geht nicht,“ erwiderte dieser. „Ihr müßt ihn erst ausliefern. Dann wollen wir sehen, was sich thun läßt. Wo ist er?“

„Im Keller von Don Pippo unter dem Castello,“ flüsterte sie geheimnisvoll.

Nun schien Don Annibale wirklich besorgt zu werden. „Unglückliche, Ihr habt ihn getötet?“ fragte er erschrocken.

„Nein, nein, nur ein bißchen Wachs auf den Rücken geträufelt.“

„Was?“

„Wegen der Nummern, wißt Ihr! Wenn sie recht schreien, dann giebt ihnen der Geist die Nummern ein. Ihr sollt sie auch haben, Don Annibale — aber nur nicht ins Gefängnis!“

Der Polizist wandte sich eilig nach seinen Begleitern um. „Rasch, meine Herren, wenn Ihnen an dem Leben des Unglücklichen liegt, rasch einen Wagen!“ rief er ihnen zu, und während Benvenuto nach einem solchen fortlief, wandte sich der Polizist wieder zu der Bettlerin, die ihn mit ihren im Wahnwitz funkelnden Augen listig und verschlagen ansah.

„Das habt Ihr nicht allein fertig gebracht," sagte er hastig. „Wer hat Euch dabei geholfen?"

„He, he, Nummern wollen alle!" lachte die Alte. „Er war betrunken, und der lahme Moretto hat ihn mit seinem Bruder in den Keller gebracht und ihn gebunden."

„Ah! Und Ihr habt ihm dann flüssiges Wachs —"

„Freilich, freilich! Er hat nicht schlecht geschrieen, aber es hat's niemand gehört. Und die Nummern sind diesmal sicher die richtigen. Nächsten Sonnabend sind wir reich, alle miteinander, die beiden Moretto und ich, und Ihr auch, Don Annibale. Nur kein Geschrei machen! Was ist denn weiter dabei?"

Die Alte machte in ihrer verrückten Art und besonders in ihrer gefühllosen Grausamkeit einen fürchterlichen Eindruck, so daß selbst der Polizist, der sie doch seit langer Zeit kannte, schaudernd bei ihrer Schilderung daran dachte, was der arme Stregone unter den unbarmherzigen Fingern dieser Megäre gelitten haben mußte, wenn er nicht etwa gar schon tot war.

Endlich kam Benvenuto mit einem Wagen zurück, und der Polizist packte die sich heftig sträubende und schreiende Alte hinein, ließ dann die beiden Herren ebenfalls einsteigen und schwang sich auf den Bock. Natürlich sammelten sich um die Scene, so rasch sie sich auch abspielte, eine Menge Neugieriger, die sich den abenteuerlichsten Vermutungen über den Vorgang hingaben. Aber der Wagen entfernte sich rasch durch die Porta Nolana nach dem Corso Garibaldi und hielt nach wenigen Minuten vor den gewaltigen, festungsähnlichen Mauern des Castello del Carmine. Dieses finstere Gebäude hat in seinem Erdgeschoß eine Menge Hohlräume, die früher wohl als Aufbewahrungsorte von Kriegsmaterial gedient haben mögen. Jetzt stehen sie schon seit Jahrhunderten leer, weil sie lichtlos und von dicken, verwitterten Mauern um-

schlossen, feucht und von Fieberluft erfüllt sind. Nur einzelne kleine Abteilungen werden als Keller oder Rumpelkammern benutzt.

Der Polizist wußte auch hier Bescheid und war in seinen Maßnahmen rasch und bestimmt. Ohne auch nur nötig zu haben, die Alte zu fragen, fand er sofort den Keller des Don Pippo, eines Weinhändlers vom Corso Garibaldi, heraus, und da sich herausstellte, daß der Keller verschlossen war, wurde der Mann selbst von einem Kollegen Don Annibales herbeigeholt. Der Weinhändler zeigte sich sehr überrascht, wollte von nichts wissen und schimpfte über die Stracciarola, die behauptete, daß er dem jungen Moretto selbst den Schlüssel überlassen habe, damit der Stregone in dem Keller seinen Rausch ausschlafe.

Zunächst kümmerte sich niemand um das Gezänk. Später würde sich das ja alles finden, auch soweit es die beiden Moretto, die am meisten bei der Sache belastet erschienen, betraf. Jetzt drang man mit möglichster Eile in das finstere feuchte Gelaß ein.

Man gelangte zunächst in einen hohen, aber ziemlich schmalen Gang, dessen Mauern stellenweise verfallen waren, während Trümmer den Boden bedeckten, so daß man nur mit Mühe darüber hinwegkam. Mit Hilfe eines kleinen Wachsstockes drang der Polizist mit der Alten, die ihm dabei als Führerin dienen mußte, unaufhaltsam vor. Nachdem sie etwa vierzig oder fünfzig Schritt in dem Gange zurückgelegt, schlug ein klägliches Wimmern an ihr Ohr.

„Das muß Peppino sein," bemerkte Graf Enea aufgeregt, „nur rasch vorwärts! Wir kommen noch nicht zu spät."

Dort, wo sich der Gang, der allmählich etwas aufwärts führte, zu einem hohen, kellerartigen Gewölbe erweiterte, hatte man eine unglaubliche Menge alten Ge-

rümpels, leere Weinfässer, Balken, Bretter, Karren, Seile und allerhand schadhafte Geräte aufgestapelt, und hier fand man, immer dem Klang des Wimmerns nachgehend, an Händen und Füßen gebunden, den Oberkörper nackt, den Rücken mit einer Unzahl kleiner runder Brandwunden bedeckt, den armen Peppino mehr tot als lebendig. Hunger, Frost, Schmerzen und Furcht hatten ihn fast wahnsinnig gemacht.

Graf Enea, der ihn zuerst erblickte, wie er elend und zitternd, blutig und entstellt am Boden lag, hilflos winselnd, prallte entsetzt zurück, als ob er ein Gespenst gesehen hätte.

Der Gemarterte stöhnte schwach auf, als man ihm Hände und Füße löste. Gehen konnte er nicht. So faßte man ihn bei den Schultern und Füßen und trug ihn hinaus.

Graf Enea ging voraus, um zu leuchten. Dabei schien es ihm, als ob Peppino einen kurzen Moment die Augen auf ihn gerichtet und ihn erkannt hätte. Als er aber genauer hinsehen wollte, hatte Peppino die Augen geschlossen und war in Ohnmacht gefallen. Ohnmächtig brachte man ihn in den Wagen, und noch immer ohnmächtig überlieferte man ihn kurze Zeit darauf dem Hospital.

8.

Doktor Gherardi empfand schon seit einigen Tagen eine lebhafte Unruhe, die, sich immer steigernd, ein krankhaftes Gefühl in ihm erzeugte, ein Angstgefühl, als ob ihn irgend etwas Schreckliches treffen müsse. Eine nie zuvor empfundene nervöse Reizbarkeit befiel ihn, die ihn bei jedem unerwarteten Geräusch zusammenschrecken ließ. Zunächst hielt er seine schlechte Nahrungsweise für die Ursache. Immer nur Kastanien, ein Stück Brot, ein Stück harten Käse, ein paar Feigen oder Melonen oder,

wenn es hoch kam, einmal ein paar in Oel gesottene Fische oder Polypen — das genügte auf die Dauer für seinen alternden Körper nicht, selbst in einem so milden Klima wie das Neapels. Und gerade jetzt ging es mit seiner Praxis so schlecht wie nie. Es schien, als ob gar kein Mensch mehr krank würde.

Er war also mehr als je darauf angewiesen, Geld zu erlangen, und wartete mit sehnsüchtiger Spannung auf Nachrichten von Peppino. Er hatte mit diesem ausgemacht, daß er es ihm sofort mitteilen sollte, wenn Graf Enea sich auf den gesandten Bettelbrief äußerte. Aber diese Mitteilung kam nicht, und zu seiner fieberhaften Unruhe und Schreckhaftigkeit trat noch die Unsicherheit seiner Lage und die Sorge — nicht um die Zukunft, um die sich kein Neapolitaner sorgt, sondern um die Gegenwart. Was sollte werden, wenn ihm auch diese Spekulation fehlschlug? War das schon das Ende?

Manchmal träumte er davon, wie alles geworden wäre, wenn Severa damals ihn nicht abgewiesen, wenn sie ihm nicht dieses „Niemals“, dieses Wort zugerufen hätte, das, wie er es ansah, sein ganzes Leben verbittert und verelendet hatte. Wie schön, wenn er statt des Grafen Enea an ihrer Seite hätte Korso fahren, in einem vornehmen Palazzo in gut gelüfteten und sauber möblierten Zimmern wohnen, Dienerschaft halten und ordentlich essen und trinken können. Da der Mensch gewöhnlich auch großmütig wird, wenn es ihm gut geht, so wäre Doktor Gherardi auch ein Wohlthäter der Armen gewesen, ein Signore, den man preist im Volke, natürlich auch Professor, Stadtrat und Cavaliere geworden, kurz eine Zierde der oberen Klassen. Statt all dessen war er nun selbst ein Armer und der Unterstützung dringend bedürftig, hinkte elend, müde und krank, ohne Pflege, ohne Stütze im Alter, verlassen und einsam durch die schmutzigen

Vicoli, bis er endlich einmal in irgend einem Winkel kraftlos zusammenbrach und sein verfehltes Leben endete. Und das alles um ein Wort, um jenes Wort, das Severa ihm damals zugerufen und das wie Gift in sein Inneres gefallen, alles Gute in ihm zerstört und Rachsucht, Neid, Bosheit in ihm großgezogen hatte.

Nun war er unterlegen im Lebenskampf, er war der Besiegte, und mit dem nahenden Ende stellte sich nun auch das Gefühl ein, daß er den Kampf wohl doch nicht mit den rechten Mitteln geführt und unterliegen mußte, weil seine Waffen in ihm selbst die größten Verheerungen angerichtet hatten. Habgier und Rachsucht hatten das Verbrechen in ihm gezeitigt, und wenn er es auch klug vor den Menschen zu verhüllen wußte und ihnen nicht Rechenschaft dafür ablegen mußte, so war sein zerstörtes Leben und sein elendes Alter doch eine viel härtere Strafe, als ihm die Menschen je hätten geben können.

Uebellaunisch, unheilahnend und furchtsame Blicke um sich werfend, hinkte er in den Abendstunden den Vicolo Storto entlang und trat bald darauf gewohnterweise zu seinem Freunde Don Pompeo in die Apotheke ein. Die Herren „Professoren", die sich schon versammelt hatten, unterhielten sich wie immer, nur daß sie heute nicht von politischen Ereignissen sprachen, sondern von einem sogenannten „schönen" Fall, der sie berufsmäßig interessierte.

„Es ist ein höchst merkwürdiger Zustand," erklärte einer der gelehrten Herren, „in dem sich der arme Stregone befindet. Seit drei Tagen liegt er im Spital und ist in dieser ganzen Zeit noch nicht ein einziges Mal in den vollen Besitz seiner Sinne gelangt."

„Ja, wir hatten schon einmal vor Jahren etwas Aehnliches," bemerkte ein anderer. „Damals war es das richtige Malariafieber, und das wird es bei dem Manne auch sein."

„Ich halte es vielmehr für einen nervösen Ueberreizungszustand.“

„Unsinn!“ entschied ein anderer etwas summarisch, „es ist Typhus.“

Alle übrigen lachten und erklärten, daß von Typhus keine Rede sein könne, und während sie sich in dieser Weise über den Zustand des armen Peppino stritten, trat Doktor Gherardi herzu und fragte, um was es sich handle.

„Sie wissen es noch nicht? Die ganze Geschichte steht ja schon im „Corriere“, der dort auf dem Tisch liegt.“

Gherardi nahm die Zeitung in die Hand und las die lange Beschreibung von dem Unglück, das einen gewissen Giuseppe Maregni, seines Zeichens Stregone, betroffen hatte, in all dem sensationellen Aufputz, den der Reporter eines süditalienischen Tageblattes für notwendig und erbaulich hält.

Dieser Zeitungsartikel gab dem Arzt in verschiedener Hinsicht zu denken. Zunächst erklärte er ihm, weshalb er von Peppino noch keine Antwort erhalten hatte. Dann aber dachte Gherardi daran, was nun wohl aus dem Plane werden würde, den er mit Peppino verabredet hatte, und geriet in große Aufregung. Er warf die Zeitung hin und verließ mit kurzem Gruß das Lokal.

„Wohin? Wohin, Doktor?“ rief ihm jemand nach.

„Habe noch einen Krankenbesuch zu machen,“ erwiderte er geschäftig und ging davon.

Er mußte unter allen Umständen mit Peppino sprechen, um zu verhüten, daß dieser vielleicht in seiner jämmerlichen Lage plauderte. Peppino wußte zu viel, und je mehr Gherardi diesem Gedanken nachhing, um so gefährlicher erschien ihm die Lage, um so deutlicher stellte er sich die Scene vor, wie der todkranke, vielleicht sterbende Mann auf seinem Bett lag und in letzter Stunde Bekenntnisse ablegte, die Gherardi verderben mußten. Meist haben ja Sterbende in der letzten, äußersten Not das

Bedürfnis, ihr Gewissen zu erleichtern. Wenn nun das Peppino auch that, was wurde dann aus dem Arzt? Sollte er nach so vielen getäuschten Hoffnungen, nach so viel Unglück und Not des Lebens zuguterletzt auch noch diese Rechnung bezahlen?

Gherardi lief immer schneller, so sehr er es mit seinem lahmen Bein vermochte, und seine Augen nahmen den unruhigen, scheuen Ausdruck eines gehetzten Wildes an. Immer gewisser erschien es ihm, daß Graf Enea, durch den unseligen Brief, den Gherardi in seiner Verblendung selbst Peppino diktiert, auf die richtige Spur gebracht, nun in seiner Weise Nutzen aus der Lage ziehen würde, daß er Peppino entweder selbst oder durch dritte bedrängen und zu einem Geständnis bringen möchte, welches ihn — Gherardi — verderben mußte.

Endlich langte er am Hospital an und stieg die Steinstufen zur Eintrittshalle, die zugleich als Warteraum für die Besucher diente, hinan.

„Sie haben hier einen gewissen Giuseppe Maregni in Pflege?“ fragte er den Aufwärter.

„Jawohl, auf Nummer einunddreißig, Privatzimmer,“ antwortete der Mann.

„Privatzimmer? Auf wessen Kosten? Soviel ich weiß, hat der Betreffende keinen Soldo.“

„Ich weiß nicht, wer die Kosten bezahlt.“

Gherardi wußte es sofort, auch ohne daß es ihm der Mann sagte. „Ich muß den Kranken in einer wichtigen Familienangelegenheit sprechen,“ hastete er hervor, „bitte, führen Sie mich sogleich zu ihm.“

Und als der andere eine abwehrende Bewegung machte, fuhr er noch eifriger und ängstlicher fort: „Ich bin selbst Arzt. Sie werden also wohl annehmen dürfen, daß ich dem Kranken in keiner Weise zu viel zumute. Auch will ich nur für einige Minuten —“

„Es ist ganz vergeblich. Bis auf weiteres darf niemand, wer es auch sei, zu dem Kranken," erwiderte der Aufwärter bestimmt.

„Aber ich muß — ich muß ihn unbedingt sprechen!"

„So kommen Sie morgen oder übermorgen wieder. Für heute ist es unmöglich."

Noch immer wollte sich Gherardi nicht zufrieden geben und drang nochmals mit dem ganzen Aufgebot seiner Würde als Arzt in den Mann, mußte sich aber überzeugen, daß alles nichts nützte. Er kam nicht auf Nummer einunddreißig, obgleich für ihn so viel, vielleicht alles davon abhing.

So trat er denn endlich den Rückweg an, indem er dem Aufwärter sagte, daß er morgen wiederkommen werde. Wer konnte wissen, ob Peppino morgen noch lebte? sagte sich Gherardi, denn daß es sehr schlecht mit ihm stand, das ging schon aus der Strenge hervor, mit der alle Besuche zurückgewiesen wurden. Wenn aber Peppino starb, ohne daß er ihn gesprochen hatte, was dann? Gherardi fand, daß das noch lange nicht das Schlimmste gewesen wäre, wenn ihn nur auch ein anderer nicht sprechen konnte. Er wünschte sogar, Peppino wäre tot.

Es war schon im Dunkelwerden, als Gherardi die Steinstufen vor dem Hospital wieder hinunterhinkte. Die Laternen wurden gerade in der Straße angezündet, und der Arzt blieb einen Moment stehen, als ob er ausruhen wolle, und sah dem Laternenanzünder zu. In diesem Augenblick fuhr unten an der Treppe ein geschlossener Wagen vor, aus dem rasch hintereinander drei Herren stiegen.

Ein plötzliches Zittern befiel Gherardi. Der erste der Herren war Graf Enea, hinter ihm folgte sein Verteidiger von damals. Gherardi kannte ihn wohl. Den dritten Herrn aber kannte er nicht. Es war ein noch junger Mann.

Auch Graf Enea erblickte den schäbigen Herrn, der müde auf der Treppe stand, und erkannte in ihm sofort seinen Todfeind. Einen Augenblick sahen sich beide in die Augen. Wie ein Gericht Gottes durchzuckte es sie in diesem Moment. Ernst und ruhig schritt Graf Enea die Treppe herauf, gerade auf Gherardi zu, da ein Ausweichen doch nicht mehr möglich war, und der Arzt stützte sich aufgeregt und zitternd auf seinen Stock, als fürchte er zu fallen. Ein wilder Trotz schien noch einmal in ihm aufzuflammen, Haß und Neid rührten sich noch immer in ihm, verhinderten ihn, seine Niederlage einzugestehen. Gherardi wollte sich gegenüber dem Grafen Enea, dem Zuchthäusler, noch immer auf den ehrlichen Mann hinausspielen und schien seinen Gruß zu erwarten, anstatt ihn zu grüßen.

Dann aber, als Graf Enea fast unmittelbar vor ihm stand, ihm fest ins Auge sehend, knickte Gherardi plötzlich zusammen, und unwillkürlich, ohne daß er es wollte, griff er nach dem Hut. Dabei strauchelte er. Er glitt von der Stufe, auf der er stand, aus und fiel auf die Treppe nieder.

Graf Enea sprang herzu, faßte ihn am Arm und richtete ihn auf. „Herr Doktor Gherardi," sagte er ruhig und gemessen, „haben Sie sich verletzt? Kann ich Ihnen helfen?"

„Nein, nein," stieß Gherardi in einer wahren Todesangst hervor, „es ist nichts. Bitte, lassen Sie mich — ich danke Ihnen."

Und damit raffte er sich auf und lief die Treppe hinunter. Im nächsten Augenblick war er im Dunkel verschwunden.

„Das war er?" fragte Benvenuto, der andere Begleiter des Grafen Enea.

„Ja. Das war Doktor Gherardi."

„Das leibhaftige böse Gewissen!“ meinte Benvenuto. Dann traten sie in das Hospital ein.

— — — — — — — — — — — —

Peppino lag auf Zimmer Nummer einunddreißig im Bett und wußte nicht mehr viel von der Welt. Wilde Fieberschauer durchschüttelten ihn, Traumbilder rasten in wilder Flucht durch sein Gehirn. An den Wänden sah er bleiche Schatten auf und nieder schweben und über seinem Bett boshafte, wahnwitzige Augen verschwommener Gesichter und Körper, die ihn quälten und peinigten. Alle verlangten Nummern von ihm, und die barmherzige Schwester, die nicht von seiner Seite ging, hörte, wie er röchelnd und stöhnend dalag und immer Nummern hersagte, immer nur Nummern, um seine Quälgeister zu befriedigen.

Am Abend kam der besuchende Arzt. „Wie steht's?“ fragte er die Pflegerin.

„Ach, Herr Doktor,“ versetzte diese, „ich glaube, er hat bald alles überstanden. Hören Sie nur, wie heiß und trocken sein Atem rasselt.“

Der Arzt untersuchte den Kranken noch einmal sehr genau und eingehend, beobachtete längere Zeit die Pupillen seiner Augen, maß seine Temperatur.

Dann zuckte er mit den Schultern und sagte leise: „Es ist bald vorbei! Wir haben hier das Unsere gethan. Es ist die höchste Zeit, daß wir nun anderen Platz machen.“

Die barmherzige Schwester schien nicht sogleich zu verstehen, was der Arzt meinte; erst als dieser nach einiger Zeit mit dem Anstaltsgeistlichen, dem Grafen Enea, Benvenuto und dem Verteidiger des Grafen Enea zurückkehrte, merkte sie, daß „die letzte Station“ erreicht war.

„Er hat das Bewußtsein also nicht wieder zurückerlangt, Herr Doktor?“ fragte Graf Enea leise.

„Nein, auch nicht für Augenblicke.“

„Aber das ist entsetzlich! Sie wissen, um was es sich für mich und meine Familie handelt," fuhr Graf Enea wie verzweifelt fort. „Wenn Peppino stirbt, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein, bin ich für immer ein verlorener Mann."

„Fassung, Herr Graf, lassen Sie dem Priester das Wort. Was können wir weiter thun? Wenn je der Mensch einsieht, daß er nichts kann, so ist es an einem Sterbebett. Es kommt vor, daß solche Kranke im letzten Augenblick noch einmal zum Bewußtsein kommen, aber dazu kann kein Arzt und kein Geistlicher etwas thun, das müssen wir eben abwarten."

Dann wurde es still im Zimmer. Der Geistliche trat hart an das Bett Peppinos und sprach ein stilles Gebet. Graf Enea stand, die Augen starr zu Boden gerichtet, etwas weiter zurück am Fußende des Bettes. Niemals hatte er die Abhängigkeit des Menschen von den höheren Gewalten eindringlicher und klarer empfunden als in diesem Augenblick am Sterbelager Peppinos. Der Arzt hatte recht. Die Menschen können nichts, und man braucht nur an ein Sterbebett zu treten, um dieses Wort in seiner ganzen niederschmetternden Gewalt zu begreifen. Nur ein Geschenk des Himmels konnte ihm jetzt seine Ehre wiedergeben. Wenn dieses Flackerlicht, das Peppinos Leben nur noch war, auslöschte, und er seinen Meineid mit ins Grab nahm, war Graf Enea bis an sein Ende ein gebrandmarkter Mann.

Jetzt fuhr er plötzlich aus seinen Gedanken auf.

„Mein Sohn," hörte er den Geistlichen sagen, „du stehst vor dem Eingang in jenes Reich, vor dem man gern alle Erdenbürde niederlegt und mit freier, beschwingter Seele hinübertritt. Hast du noch Fehl und Sünde dieser Welt zu bekennen, so thue das hier, damit du dort frei davon bist."

Peppino hatte die Augen geöffnet, und sein Blick irrte fragend durch das Zimmer. Der Arzt hatte einige brennende Lichter mit ins Zimmer gebracht, die ihm zuerst auffielen durch ihren strahlenden Glanz. Dann bemerkte er auch die vielen Leute, die ihm einen feierlichen Eindruck machen mochten, wenngleich er noch weit entfernt davon war, alles in seiner wirklichen Bedeutung erfassen zu können. Man sah es ihm an, er versuchte nachzusinnen, welchen Zusammenhang das alles wohl haben möge. Er sah den Priester in seinem Talar, und seine Augen nahmen einen verständnisvollen, weniger glitzernden und mehr nachdenklichen Ausdruck an. Und plötzlich schoß ihm wie ein Lichtblitz der Gedanke an seine Kinder durch den Kopf. Das stärkste Band, das ihn noch an die Welt und ihre Dinge fesselte, das Band der Natur, hielt ihn am Leben fest, rief ihn wieder zum klaren Bewußtsein zurück.

„Meine Kinder, meine armen Kinder!“ seufzte er matt.

„Geben Sie acht,“ flüsterte der Arzt dem Grafen Enea zu, „er erholt sich noch einmal. Nehmen Sie Ihre Zeit wahr. Es wird nicht lange dauern.“

Graf Enea trat noch ein wenig näher. Seine Gestalt und sein Gesicht hoben sich jetzt vor dem Kranken in der Kerzenbeleuchtung scharf und deutlich ab.

„Ich verspreche dir, Peppino,“ sagte er mit lauter feierlicher Stimme, „daß ich für deine Kinder sorgen werde, wenn du jetzt der Wahrheit die Ehre giebst und sagst, daß du gegen mich, gegen den Grafen Enea di Monteverde, einen Meineid geschworen hast.“

Wieder trat eine erwartungsvolle Pause ein. Peppino lag still und schien vergebliche Anstrengungen zu machen, sich auf etwas zu besinnen.

„Kennst du mich nicht mehr, Peppino?“ fragte Graf Enea in seiner Herzensangst wieder. „Kannst du dich

nicht mehr auf die Villa Miramar besinnen? Ich sorge für deine Kinder, ich — Graf Enea di Monteverde, wenn du die Wahrheit sagst."

Mit lauter, eindringlicher Stimme rief ihm Graf Enea das alles zu und besonders die Namen, die er öfter wiederholte, um eben dem Gedächtnis des Sterbenden zu Hilfe zu kommen.

Und wirklich schien das Eindruck auf Peppino zu machen. Man sah, daß er den Grafen Enea erkannte. Er machte sogar den schwachen Versuch, ihm die Hand zu reichen, aber seine Kräfte reichten dazu nicht aus. Statt in die Hand des Grafen Enea fiel die heiße Fieberhand des Kranken auf das Kruzifix, das der Geistliche vor dem Kranken auf das Bett gelegt hatte.

„Bekenne, mein Sohn, was dein Herz bedrückt," mahnte der Priester leise und mild, „erleichtere dein Gewissen."

Der Sterbende machte offenbar gewaltige Anstrengungen, zu sprechen. Eine Zeitlang hörte man nur das lautere und hohlere Röcheln des Unglücklichen. Auf seiner Stirne perlten dicke, kalte Schweißtropfen, und die Augen sandten Blicke flehender Angst und Hilflosigkeit umher.

Endlich legte er auch noch die andere Hand auf das Kruzifix und ächzte mit hohler, klangloser Stimme: „Ich schwöre bei Gott und allen Heiligen, daß alles Lüge war, was ich vor Gericht gegen den Grafen di Monteverde ausgesagt habe. Ich habe nie gesehen, daß er mir Arsenik gestohlen hat. Es war Lüge — alles — —"

Er konnte nicht weiter.

„Schreiben Sie, Herr Rechtsanwalt, schreiben Sie Wort für Wort!" rief Graf Enea seinem Verteidiger zu. „Die Herren alle sind Zeugen! — Nur weiter, Peppino. Warum das alles, mir, der dir nie ein Unrecht gethan hat?"

„Ich will — ich will alles sagen," preßte Peppino

mühsam hervor. „Doktor Gherardi hat mir zweihundert Lire bezahlt, damit ich die Arsenikgeschichte beschwöre. Er hat mir auch zu der Stelle im Hospital verholfen, damit ich vor dem Untersuchungsrichter alles genau so sagen sollte, wie er — mir es angab. Das allein — ist — die Wahrheit!“

Peppino sank zurück, sein Bewußtsein begann wieder zu schwinden. Wohl bewegten sich manchmal noch die Lippen wie im Traum, aber es kam kein Laut mehr hervor. Auch der Atem wurde immer leiser, das Rasseln immer stärker.

Plötzlich wurde alles ruhig. Der Kranke streckte sich, der Atem stockte. Peppino war tot.

(Fortsetzung folgt.)





Die Studentin.

Novellette von Franz Wichmann.

Mit Illustrationen von R. Mahn.



1.

Weißt du, so eine Amazone der Wissenschaft möchte ich auch noch kennen lernen, ehe ich ins Philisterium übergehe," meinte in lachender Bierlaune Felix Spielmann, „das ist ja wohl die größte Sehenswürdigkeit Zürichs, und da du schon drei Semester hier bist, mußt du die Sorte ja näher kennen."

„Meinst du eine gekämmte oder ungekämmte?"

„Wieso?"

„Nun, die gekämmten stammen aus Deutschland und den sonstigen europäischen Kulturländern; die ungekämmten sind Russinnen. Im übrigen unterscheiden sie sich nicht viel."

„Da wäre mir der Originalität halber schon eine ungekämmte lieber."

„Aber was willst du denn mit solch einer Bekanntschaft eigentlich bezwecken?" fragte Ernst Ostermann.

Felix zuckte die Achseln. „Himmel, kannst du dumm fragen! Was bezweckt man denn damit, ein Frauenzimmer kennen zu lernen?"

„Na, Liebschaften sucht man besser anderswo. Ich kenne einige von den Russinnen. Sibirische Eisblöcke —

sage ich dir. Thee und Brot lassen das Blut kalt, und viel mehr haben die nicht zum Leben. Für einen Don Juan wie du ist da nichts zu machen."

In dem etwas blasierten Gesicht des jungen Mediziners zuckte es eigentümlich. „Weißt du, in einem dekadenten Zeitalter reizt einen nur noch das Besondere. Sonst habe ich ja schon alles kennen gelernt —"

„Sogar die erste Stufe zum Ehemann."

„Ja, es war eine dumme Geschichte, aber sie zeigt dir, daß ich doch nicht bloß ein Don Juan bin."

„Nun, da hast du einmal einen Anfall von Philistrosität gehabt."

Der Mediziner wurde ernst. „Du irrst dich. Ich habe Hilda wirklich eine Zeitlang geliebt; aber sie war eben eine Bekanntschaft vom Ballsaal, und das ist ein gefährliches Ding, wenn es sich um die Ehe handelt."

„Natürlich," pflichtete Ostermann bei. „Man lernt das Weib nur unter den Augen einer Gardedame kennen, und da ist alles mehr Kunst als Natur."

„Es war noch ein glücklicher Zufall, daß meine zukünftige Schwiegermutter erkrankte, und ich dadurch Gelegenheit hatte, öfters mit Hilda allein zu sein. Da erschien mir meine Liebe bald wie ein Faschingstraum am Aschermittwoch. Ich hatte einen glänzenden Tand geliebt, hinter dem sich nur ein nacktes Nichts barg. Wenn du einmal heiraten willst, Ernst —"

„Ich denke nicht daran."

„Gleichviel, so rate ich dir, nimm nur eine, mit der du vorher schon lange und vertraut unter vier Augen hast verkehren können. Ich habe genug und bleibe gern, was ich bin: ein flotter Junggesell."

„Darum scheint es dir auch mit dem Examen nicht zu eilen."

„Wozu? Ich stehe mit meinem Vermögen allein in

der Welt. Und wenn man nicht zu arbeiten braucht, so muß man wenigstens dafür sorgen, daß das Geld unter die Leute kommt. Offen gesagt, sind mir auch die vielen kleinen Abenteuer des Herzens lieber als das eine große der Ehe."

„Die Ansicht schmeckt recht modern, alter Junge. Aber an meiner Hilfe soll es dir schließlich nicht fehlen. Wenn du willst, mache ich dich mit der russischen Kolonie bekannt. Es ist ein guter Bekannter von mir, ein Deutsch-Russe aus Riga, dabei, und in meiner Gesellschaft wird man dir kein Mißtrauen entgegenbringen. Nur bezweifle ich, daß es dir in dem Kreise gefällt. Bier, Karten und Flirt fehlen da ganz. Du wirst dich schwerlich für diese trockenen, arbeitsamen Leute begeistern können."

„Nun, nun, du brauchst die Geschichte nicht so ernst zu nehmen," meinte Felix, sein Glas leerend und sich erhebend, „es ist ja schließlich nur ein Spaß, und den Rückzug kann man jederzeit antreten." —

Auf der Straße trennten sich die beiden Freunde.

„Und wann wirst du bezüglich der Russen Wort halten?" fragte Felix.

„Morgen, nach dem Kolleg."

„Gut, ich werde mich bemühen, so früh aufzustehen, daß ich nach den Vorlesungen rechtzeitig am Platze bin," rief der Mediziner lachend.

— — — — — — — — — — — —

„Hör einmal, das hast du mir aber nicht gesagt, daß ich einen solchen Passionsweg gehen müsse, um zum Ziele zu gelangen," sagte am anderen Mittag Felix Spielmann und blickte verblüfft zu dem blauen Wirtshausschilde auf, vor dem Ostermann stehen blieb. „Vegetarianische Speisehalle und alkoholfreies Restaurant," las er. „Dort hinein soll ich wirklich?"

„Laß alle Hoffnung fahren, ehe du eintrittst," dekla-

mierte Ostermann lachend. „Mein Freund wird schon dort sein, beinahe die ganze russische Kolonie speist da drinnen.“



„Männlein und Weiblein?“ fragte Felix, noch immer zögernd und mißtrauisch das Haus betrachtend.

Der andere nickte. „Aber noch ist es ja Zeit zur Umkehr.“

„Nun,“ lachte Felix, „man kann es ja einmal wagen. Aber eigentlich graut mir vor der nüchternen Gesellschaft.“

„So schlimm ist es nicht. Sie tragen von Natur eine Begeisterung in sich, die wir erst in uns hineingießen müssen.“

Felix glaubte nicht recht daran, kopfschüttelnd folgte er dem Freunde.

Sergius Ostrakoff wollte sich eben setzen, als ihn Ostermann auf die Schulter schlug: „Will euch heute auch einmal Gesellschaft leisten. Darf ich dir meinen Freund vorstellen? Herr cand. med. Felix Spielmann.“

Der Russe verbeugte sich. „Sie treffen fast lauter Kollegen an unserem Tische. Auch hier, meine Freundin Nadina Ordynow gehört zur gleichen Fakultät.“

Felix machte große Augen. Eine Freundin war ihm doch eigentlich ein neuer Begriff. Nun, es bedeutete wohl etwas anderes. Aber wie ein Liebespaar sahen diese beiden doch wieder nicht aus.

Die junge Dame mit der blassen, beinahe krankhaften Gesichtsfarbe trug einen schwarzen Rock und eine dunkle Bluse; beides kleidete die mehr hagere als schlanke Gestalt so unvorteilhaft wie möglich. Ueberhaupt schien das Aeußere, aller weiblichen Natur zuwider, dieser Studentin gar nichts zu gelten. Sie gehörte wirklich zu den Ungekämmten, wenigstens hatte die Art, wie sie das braune Haar auf dem Kopfe trug, durchaus keine Aehnlichkeit mit einer von der Mode anerkannten Frisur.

„Sie sind auch ein Anhänger der Pflanzenkost?“ fragte sie freundlich.

Spielmann geriet fast etwas in Verlegenheit. „O, ich will nur einmal einen Versuch machen. Ich denke, so als Katerfrühstück muß das ganz gut sein,“ versetzte er dann scherzend.

Nadina schien ihn nicht recht zu verstehen. „Wir sind im Prinzip auch nicht Sklaven eines bestimmten Ernährungssystems, nur wählen wir das billigste. Was liegt daran, wovon man lebt, wenn man nur satt wird! Das Dasein ist so kurz und doch braucht es so viel."

Felix hatte sich gesetzt und starrte mit komischer Verzweiflung auf eine Liste von Getränken, die ihm gereicht worden war. Leise den Freund anstoßend, sagte er flüsternd: „Rate mir doch, was soll man denn da trinken? Das ist ja hier der reinste Mäßigkeitsverein!"

„Wenn du dich bei den Russen beliebt machen willst," entgegnete Ostermann, „so bestelle kalten Thee; es ist ihr Lieblingsgetränk."

„Meinetwegen," seufzte Felix mit tragischer Miene. Nach einer Weile aber schien es ihm, als sei dieser Trank gar nicht so übel. Die Müdigkeit, die er nach der Kneiperei des verflossenen Abends noch in sich gespürt, wich, und er fühlte sich angeregt. Und während er mit Sergius in eine interessante Unterhaltung über die Zustände seiner Heimat geriet, blickte er von Zeit zu Zeit nach der bleichen Russin hinüber, deren graue Augen ihn prüfend zu beobachten schienen.

„Sie werden auch Ihr Examen bald machen?" fragte sie über den Tisch.

„Ich habe eigentlich noch nicht viel daran gedacht," entgegnete er offenherzig.

„Nicht?" meinte sie ganz erstaunt. „Aber wozu sind Sie dann auf der Universität?"

Felix verstummte. Solch kitzlige Frage hatte ihm noch keiner seiner Kommilitonen vorgelegt. Und die war eigentlich gar nicht zu beantworten. „Nun, ich meine," sagte er ausweichend, „daß es mir gerade nicht so darauf ankommt, etwas früher oder später fertig zu werden."

„Da ist es bei uns anders," mischte sich Sergius ein,

„wir können unser Ziel nicht schnell genug erreichen. Nadina und ich studieren jeden Abend gemeinsam; wir wohnen im gleichen Hause, und meistens finden sich auch noch einige Freunde ein. Wir hoffen noch am Ende dieses Semesters das Examen machen zu können.“

„Das könnte ich wohl auch,“ meinte Felix ein wenig nachdenklich, „wenn es sein müßte —“

„Lange genug hast du ja studiert,“ lächelte Ostermann.

„Wenn Sie an unseren Repetitionen teilnehmen wollen, sind Sie uns jederzeit willkommen,“ bemerkte die Russin.

Ein wenig voreilig sagte Felix zu; im nächsten Augenblick empfand er schon etwas wie Reue. Aber der jungen Dame einen Korb zu geben, wäre doch eine Beleidigung gewesen, und so bot sich ja die beste Gelegenheit, öfter in diese seltsamen graublauen Augen zu sehen. Im Notfall konnte man sich immer noch aus der Schlinge ziehen.

„Schade, daß Herr Ostermann nicht auch Mediziner ist. Juristen sind wenig unter uns, und die kommen bei Sascha Andrejanow zusammen.“

Spielmann fand das nicht sonderlich schade, die Gegenwart des Freundes begann ihn zu bedrücken wie sein böses Gewissen, und er schämte sich des Zweckes, der ihn hierher geführt hatte. Nach Abenteuern sahen diese Leute gar nicht aus. —

„Bist du nun abgekühlt?“ fragte Ostermann, als sie eine Stunde später wieder auf der Straße standen, in spöttischem Tone.

Felix machte ein sonderbares Gesicht. „In gewissem Sinne ja. Aber wer weiß, ob nicht die Eisblöcke, für die ich diese Russen hielt, selbst ausgebrannte Krater von neuem Feuer fangen lassen können.“ —

Am nächsten Vormittag bereits stellte sich Spielmann in einem medizinischen Kolleg ein, das er belegt, aber

seit Wochen geschwänzt hatte. Es war besonders zahlreich von Studentinnen besucht. Nadina saß auch dort, mitten zwischen ein paar jungen Russen. Sie las eifrig in ihrem Kollegienheft und schien sich um die männliche Nachbarschaft nicht im mindesten zu kümmern. Auch von den anderen, die fast alle schon in der Mitte der zwanziger Jahre standen, sah Felix keine mit ihrem Nachbar kokettieren. Einige waren mit Briefschreiben beschäftigt, andere spitzten ihre Bleistifte oder blätterten in Büchern. Und als der Professor seine Vorlesung begonnen, schrieb niemand so eifrig nach wie diese Studentinnen. Auch Felix Spielmann machte sich an die Arbeit. Er hatte einigemal bemerkt, daß Nadina zu ihm herübersah, und es genierte ihn, müßig dazusitzen.

Am Mittag fand er sich wieder in dem vegetarischen Speisehause ein, gründlicherer Studien halber, wie er vorgab. Er bestellte von den vorhandenen Gerichten, .und merkwürdigerweise — das Essen schmeckte ihm ganz gut. Da Ostermann nicht gekommen war, fühlte er sich heute freier und unterhielt sich lebhaft mit Nadina, die wieder ihm gegenüber saß.

„Sergius und ich," erwiderte sie auf seine Frage, „stammen aus dem gleichen kleinen sibirischen Städtchen Narym, das Sie wohl kaum dem Namen nach kennen werden."

„Allerdings nicht. Und so weit mußten Sie reisen, um eine Quelle der Weisheit zu finden!"

„Man nimmt gerne Armut und Entbehrung auf sich," rief Nadina, „man fühlt kein Opfer, wenn es die Wissenschaft vergoldet."

Felix begann etwas wie Bewunderung für das schlichte Mädchen zu fühlen. Er mußte immer wieder in diese Augen blicken, die jetzt in einem so warmen Glanze aufleuchteten.

„Aber wenn Sie von unseren Hochschulen wieder in Ihre Heimat zurückkehren,“ meinte er, „wird doch auch Ihr Los nicht viel von dem Ihrer anderen studierten Landsleute verschieden sein.“

„O doch,“ antwortete Nadina begeistert. „Wenn wir einmal die Erkenntnis gewonnen haben, so tragen wir eine andere neue Welt in uns, die uns glücklich sein läßt, wenn wir der Menschheit dienen können. Und bietet sich dafür ein schönerer Beruf als der des Arztes?“

„So werden Sie nach beendetem Studium wieder nach Ihrem weltfernen Heimatsort zurückkehren?“ fragte Felix in einem Tone, der wie bedauernd klang, „zurückkehren als Pioniere, — nein, ich möchte sagen als Missionare der Wissenschaft?“

Nadinas Augen glänzten noch wärmer auf, sie warf ihm einen dankbaren Blick zu. „Sie verstehen uns, Sie haben das rechte Wort gesagt. Um für unsere leidenden Brüder zu wirken, ist auch die entlegenste Stätte auf Erden groß genug, und nur, wenn man ein solches Ziel vor Augen hat, erscheint das Leben als Mittel zum Zweck in seinem rechten Werte.“

Felix verstummte. Diese magere, unscheinbare Russin erschien ihm plötzlich wie eine Heldin, vor der er sich selbst klein vorkam. —

Am Nachmittag blieb er zu Hause und saß zum erstenmal seit Monaten bei den Büchern. War doch Nadina, als man nach dem Essen aufgebrochen, einen Augenblick neben ihm stehen geblieben und hatte gesagt: „Wenn Sie Lust haben, heute abend mit uns zu arbeiten, so kommen Sie um sieben Uhr in die Wohnung meines Freundes. Es wird Sergius freuen.“

Der Blick ihrer Augen aber hatte Felix gesagt, daß auch sie sich freuen würde; und pünktlich stellte er sich ein. —

2.

Sergius Ostrakoff hatte eine schlichte Stube inne. Das Gleiche war bei seiner nebenan wohnenden Freundin der Fall, deren Wohnung abends den beiden als eine Art gemeinsamen Familienzimmers diente. Auf einem kleinen Tische brodelte der Samowar.

Nadina saß an dem einzigen Fenster, und ihre schlanken weißen Hände glitten emsig mit der Nadel über ein einfaches schwarzes Kleid.

„Ich muß jede Minute benutzen, um meine Toilette in stand zu halten," sagte sie lächelnd, „die Schneiderinnen sind hier so teuer, und was man übrig hat, muß man für Bücher aufwenden."

„Ja, ja, Nadina ist eine wahre Künstlerin," bestätigte Sergius, „dieses Kleid hat sie letzten Monat selbst gemacht und sich das Geld für den Stoff durch Stundengeben verdient."

Felix wollte ihr ein Kompliment über ihre Geschicklichkeit machen, aber sie sprang auf und sah nach dem Samowar.

„Der Thee ist fertig, und die anderen werden gleich kommen. Wollen Sie an unserer bescheidenen Mahlzeit teilnehmen?"

Felix sah sich erstaunt nach dieser Mahlzeit um. Auf dem Tische stand nichts als ein Teller mit weißem Brot. Er dankte, er habe schon gegessen. Es war nicht wahr, at 'r lieber wollte er hungern, als von dieser Armut etwas annehmen. Er erinnerte sich des Geldes, das er in seinem Portemonnaie trug, aber er konnte doch diesen seinen Kommilitonen kein Almosen anbieten. Indessen nahm er sich vor, bei dem nächsten Besuche etwas zur Verbesserung dieser Bettlerkost beizutragen.

„Am Abend muß man sich schon damit behelfen," meinte Nadina, „dafür lebt man ja mittags um so besser."

Felix fühlte sich förmlich beschämt. Er hatte am Mittag gesehen, daß sie nur Semmelklöße und grünen Salat gegessen, das Billigste, was auf der Speisekarte stand. Und das alles nur um der Wissenschaft willen, als deren Jünger er bisher nichts gethan hatte, als die Tage totgeschlagen, das Beste und Teuerste gegessen und getrunken und die Nächte durchjubelt!

Nach und nach fanden sich noch ein paar russische Studenten und Studentinnen ein. Die ersteren fielen durch eine besondere Korpulenz auf, ihnen mußte es wohl besser gehen als den Mädchen. Als sie aber ihre weiten Mäntel aufknöpften, löste sich das Rätsel. Einer nach dem anderen brachte ein paar Scheite Holz hervor; es war das spärliche Feuerungsmaterial, das sie sich beschaffen konnten. Daheim reichte es nicht hin, um ein warmes Zimmer zu schaffen, aber hier, wo jeder etwas beisteuerte, konnte man den alten grünen Kachelofen genügend damit heizen und sich für einige Stunden eines behaglichen Zimmers erfreuen. Sie schienen vorher alle gefroren zu haben, denn allmählich röteten sich die bläulichblassen Gesichter, und in die erstarrten Glieder kam Leben und Bewegung.

Noch nie waren Felix die Stunden in der Kneipe so rasch verflossen wie jetzt die Zeit bei der geistigen Arbeit, die den kleinen Kreis bis Mitternacht zusammenhielt. Beschämt mußte er sich eingestehen, daß diese armen Russen mehr wußten als er. Auch Nadina würde, selbst wenn er sich in der kurzen Zeit noch alle Mühe gab, ein weit besseres Examen machen als er.

Als man endlich die Bücher beiseite gelegt, wurde noch eine Weile geplaudert, und obwohl das Zimmer schon kalt geworden und der Thee längst ausgetrunken war, ging es heiter und fröhlich zu.

„Uns fehlt nur eins,“ sagte Nadina, zum erstenmal seufzend, „Musik. Sie wissen nicht, wie wir daran alle

mit dem Herzen hängen. Aber das hat keiner von uns erschwingen können. Anfangs, als wir nach Zürich kamen, glaubten Sergius und ich, uns ein Klavier mieten zu können. Doch der Verlust, den wir beim Umwechseln der Rubel erlitten, war so groß, daß der Gedanke gleich wieder fallen gelassen werden mußte. Michael Oginsky besaß früher eine Harmonika, aber die hat er längst ins Leihhaus gebracht."

„Ich habe ein gutes Piano zu Hause," sagte Felix rasch. „Darf ich Sie morgen alle zu mir einladen? Es wird mir eine Freude sein, Sie mit einem kleinen Abendessen bewirten zu können, und dann kann nach Herzenslust gespielt werden."

Zu seiner Verwunderung folgte der Einladung ein allgemeines Schweigen. Endlich nahm Nadina, die das Peinliche desselben empfand, das Wort.

„Verzeihen Sie, wenn wir von Ihrer Liebenswürdigkeit keinen Gebrauch machen. Wir sind mit unserem Leben zufrieden und begehren nichts anderes. Jede Aenderung desselben könnte Träume erwecken, welche die Wirklichkeit nicht erfüllen kann. Besser, wir bleiben in unserer Welt und heißen nur den willkommen, der sie aus freiem Willen mit uns teilen mag."

Felix schwieg. Das Selbstbewußtsein, das aus diesem armen, doch so stolzen Mädchen sprach, ließ ihn jeden Versuch, sie umzustimmen, als nutzlos erkennen. —

Am folgenden Tage aber keuchten vier Dienstmänner mit einer schweren Last zu Sergius Ostrakoffs Wohnung hinauf. Sie brachten ein Klavier, und als Nadina, die sich eben im Zimmer des Freundes befand, es als einen Irrtum zurückweisen wollte, überreichten sie ihr ein Briefchen mit einer Visitenkarte Spielmanns, darauf stand geschrieben:

„Da Sie nicht zu mir kommen wollen, so gestatten

Sie mir wenigstens, daß ich zum Dank für die liebenswürdige Aufnahme in Ihrem Kreise mit einem für mich überflüssigen Gegenstand meiner Wohnung zu Ihnen komme, damit der ernsten Arbeit der Lohn der heiteren Kunst nicht fehle.“

Da ließ die Studentin das Instrument an den einzig freien Platz des kleinen Zimmers stellen, und als man am Abend die Bücher beiseite gelegt hatte, lauschte Felix in seltsam glücklicher Stimmung den ernst-traurigen Weisen russischer Nationallieder. In dem Blicke, mit dem Nadina ihm an diesem Abend die Hand drückte, glaubte er etwas mehr gesehen zu haben als bloße Dankbarkeit.

Seit jenem Tage arbeitete er mit seinen neuen Freunden um die Wette. Er glaubte alle Achtung des Mädchens zu verlieren, wenn er nicht gleichzeitig mit ihr das Examen bestände. Seine reichen Mittel vergessend, lebte er fast wie die dürftigen Russen, aß und trank mit ihnen. Nur eines quälte ihn — das Verhältnis Nadinas zu Sergius. Es war doch kaum denkbar, daß in den Herzen der beiden nur die stille Flamme der Freundschaft glühte, wenn er auch nie ein Zeichen größerer Vertraulichkeit hatte wahrnehmen können.

Plötzlich, mitten in all seinen Plänen und Entwürfen, wurde er auf das Krankenlager geworfen. Eine heftige Erkältung schien es anfangs, und mit Eigensinn wehrte er sich gegen Fieber und Schwäche. Er wollte jetzt durchaus sein Examen machen und hatte keinen Tag mehr zu verlieren. Aber je heftiger er sich sträubte, desto schlimmer wurde sein Zustand, und eines Tages fand ihn seine Hauswirtin bewußtlos vom Sofa auf den Boden gesunken. Der Arzt wurde geholt und stellte Typhus fest. Wenn der Leidende nicht sorgsame Pflege fand, war sein Transport ins Krankenhaus unvermeidlich. Die Wirtin, die wußte, daß es auf die Kosten bei ihrem Mieter nicht an-

komme, verließ sogleich das Haus, um eine barmherzige Schwester zu besorgen.

Da begegnete ihr auf den Stufen eine junge Dame, vor der sie beinahe erschrak. Es war Nadina, die das Ausbleiben Spielmanns in ihrem Kreise beunruhigt hatte und die selbst kam, um nachzusehen. Ihr blasses Gesicht wurde noch bleicher, als sie den Grund erfuhr.

„Kehren Sie um, gute Frau, der Weg, den Sie machen wollen, ist unnötig — ich selbst werde das übernehmen.“

Mit großen Augen starrte die Frau sie an. „Sie, Sie wollten — aber wie können Sie —“

Eine helle Röte schoß in den blassen Wangen der Russin auf. „Ah, Sie wissen nicht — ich studiere, werde selber Arzt.“

„Ja — dann freilich ist es etwas anderes.“

Klopfenden Herzens folgte Nadina der Frau. Sie mußte den Kranken sogleich sehen, und wie sie ihn so auf dem Lager ausgestreckt erblickte, kraftlos und fiebernd, ohne Besinnung, da drängten sich Thränen in ihre Augen. Sie ließ sich zeigen, was der Arzt verschrieben, und schüttelte den Kopf.

„Holen Sie Wasser vom Brunnen, damit wir kalte Wickelungen machen können.“ Sie faßte die Hand der Frau und sah ihr ernst in die Augen. „Und hören Sie, wenn Sie ein gutes Werk thun wollen mir zuliebe, so geben Sie dem Kranken nichts von dieser Medizin.“

„Aber der Doktor hat doch —“

„Er ist ein alter Herr, nicht wahr?“

Die Wirtin nickte.

„Ich wußte es. Und das da“ — sie wies auf das Rezept — „steht auf einem veralteten Standpunkt, den die moderne Wissenschaft längst überwunden hat. Ich werde selbst etwas mitbringen. Die Hauptsache aber ist die Kaltwasserbehandlung.“

Die Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen, aber Nadinas Wesen und Auftreten hatten doch etwas so Sicheres und Gebietendes, daß sie keinen Widerspruch wagte und alles zu befolgen versprach.

— — — — — — — — — — — —

Drei Wochen später erwachte Felix zum erstenmal wieder zu klarem Bewußtsein. Verwundert blickte er sich um und sah eine Frauengestalt an seinem Lager sitzen. Er erkannte sie.

„Sie, Frau Birkner — ah, nicht wahr, ich war krank, und Sie haben mich gepflegt?“

Die Wirtin wurde verlegen. „Nicht ich. Es ist nur gerade ausnahmsweise, daß ich hier sitze, da das Fräulein zum Essen gegangen ist.“

„Das Fräulein?“ wiederholte er verstört. Ach, er merkte wohl, daß er noch krank war, die Phantasien, die ihn so toll und bunt umgaukelt, wollten noch immer nicht weichen.

„Nun ja, Sie wissen doch — das russische Fräulein, das beinahe Tag und Nacht an Ihrem Lager gesessen und Sie gerettet hat, als der Doktor Sie schon aufgegeben hatte.“

Spielmann preßte beide Hände gegen die dumpfe Stirn; aber sie war feucht und kühl, er fieberte nicht mehr.

„Wie, Frau Birkner, sprechen Sie die Wahrheit? Nadina hätte mich —“

„Gewiß, bei dem alten Herrn wären Sie verloren gewesen. Er glaubt zwar, daß er Sie gerettet habe, aber das Fräulein hat heimlich alles fortgegossen und selbst andere Medizin von der Apotheke mitgebracht. Doch Sie dürfen sich nicht aufregen, ich hätte Ihnen das gar nicht sagen sollen. Schlafen Sie jetzt nur wieder.“

„Nadina, meine Retterin!“ stammelte er und fiel in die Kissen zurück, um tief und fest zu entschlummern.

Als er nach Stunden wieder erwachte, dünkte ihn all das Gehörte ein närrischer, wüster Traum. Nadina



mußte ja inzwischen schon das Examen gemacht haben und mit Sergius in die Heimat zurückgekehrt sein. „Nadina!“ seufzte er halblaut den Namen des jungen Mädchens vor sich hin.

„Sie ist hier,“ sagte eine sanfte Stimme.

Der Genesende rieb sich die Augen. Jetzt erst er-

kannte er, daß die an seinem Lager Sitzende nicht die Wirtin, sondern eine dunkelgekleidete Mädchengestalt war. Aber er traute seinen Augen nicht. „Gespenster verfolgen mich,“ stöhnte er, „immer noch, überall, — o, ich muß wohl sehr krank sein!“

Da legte sich eine schmale, durchsichtig blau geäderte Hand auf seine Stirn. „Sie waren es, mein Freund, aber Sie sind es nicht mehr.“

Mit irren Blicken starrte er sie an. „Nadina, wie kommen Sie hierher? Ich glaubte der Frau nicht, die mir sagte, daß — Sie wollten ja um diese Zeit schon wieder im fernen Osten sein, nachdem Sie Ihr Examen gemacht —“

„Ich hatte noch hier zu thun,“ erwiderte sie einfach, doch mit besonderer Betonung.

„Und das Examen?“

„Ich habe es noch um ein Semester verschoben, bis ich es mit Ihnen machen kann. Nur Sergius und die anderen Freunde sind fort.“

Wie ein Blitz zuckte es durch seine Seele. Sie war geblieben, seinetwegen, um ihn zu pflegen! „Nadina, wie konnten Sie das thun?“

Sie verstand den Sinn seines Ausrufs. „Bin ich nicht Aerztin,“ gab sie zurück, „und ist es nicht gleich, wo ich der leidenden Menschheit helfe, ob hier, ob in Rußland? Ich sehe Sie gerettet — das gilt mir mehr als der Erfolg vor einer Prüfungskommission.“

„Nadina,“ brach er aus, „und ich habe geglaubt, daß die Wissenschaft beim Weibe das Herz ertöte!“

„Das Gefühl schläft nie für den, der es zu wecken versteht, und Sie verstanden es durch die Freude, die Sie uns mit dem Instrument machten. O, denken Sie nicht schlecht von meinen Landsleuten. Wir mögen wohl manche Fehler haben, aber dankbar sind wir stets gewesen.“

Dankbarkeit! Das also war es! Er hatte nach dem Anfang ihrer Worte etwas ganz anderes erwartet als diesen Schluß. Die Enttäuschung drückte ihn nieder. Er fand den Mut nicht mehr, sein Herz vor ihr zu erschließen. Wozu auch? — Um eine Ablehnung zu erhalten wie damals, als er sie und die Ihren in seine Wohnung geladen? Ihre Antwort würde wieder gerade so lauten, mit dem gleichen bescheidenen Stolze oder der gleichen stolzen Bescheidenheit. Sie fühlte sich ja zufrieden in ihrem Leben und begehrte nichts anderes. Nein, sie sollte und mußte in ihrer Welt bleiben, er wollte ihre Kreise nicht stören und ihr das Peinliche einer Antwort ersparen. Seine Lippen blieben geschlossen, und müde lehnte er sich in die Kissen zurück. —

Die mit der Kraft des Körpers wiederkehrende Klarheit des Geistes befestigte Felix nur noch mehr in seinem Entschlusse. Wie auch die Seligkeit der Genesung, die ihn mit heißer Sehnsucht nach neuem Leben, nach Sonne und Glück durchströmte, das Schweigen schwer machte, er überwand sich und schwieg. Bald aber begann ihn noch etwas anderes zu quälen. Er konnte es sich nicht verhehlen, daß auch Nadina sich verändert hatte. Kein Zweifel, das Opfer, das sie ihm aus Dankbarkeit gebracht, lastete schwer auf ihr. Bei ihren geringen Mitteln mußte es ihr ja hart genug werden, noch ein ganzes Semester länger zu studieren. Wenn sie nur nicht so stolz, so schrecklich stolz gewesen wäre! Wie gern hätte er ihr alles gegeben, dessen sie zu einem behaglichen Leben bedurfte, aber immer wieder mußte er den Gedanken verwerfen, denn das Weib, das er heimlich mit so heißer Glut liebte, vielleicht zu beleidigen, ging über seine Kraft.

Die gewohnten Zusammenkünfte mit den Russen zu gemeinsamen Studien hatten ihren Reiz für Felix verloren. Seit Ostrakoffs Fortgang fanden sie nicht mehr

auf Nadinas Zimmer statt; eine andere Studentin kochte den Thee und besorgte das kärgliche Abendbrot. Um Nadina zu sehen, war er noch einigemal hingegangen, aber ihr Anblick hatte ihm immer Schmerz bereitet. Jetzt war es ihm klar, was er früher so oft bezweifelt hatte: sie liebte dennoch Sergius Ostrakoff. Und nun verzehrte sie die Sehnsucht nach dem Fernen. Ihre Wangen waren noch blasser geworden, sie wurde traurig und still, und in den sonst so ruhigen grauen Augen leuchtete es bisweilen wie von einem geheimnisvollen Feuer. Obgleich er seine Hoffnungen begraben hatte, konnte er es doch nicht ertragen, sie um einen anderen leiden zu sehen. So wurde auch er in des Mädchens Nähe finster und schweigsam. Nur selten sahen sie sich noch — und wenn es geschah, so kürzten sie ihr Zusammensein möglichst ab, als fürchteten sie, ihre Gedanken zu verraten.

Ahnte sie seine Gefühle, konnte sie wirklich in seiner Seele lesen? Der Gedanke erschreckte ihn und doch war dieser Blick, mit dem sie ihn bisweilen verstohlen ansah, nicht anders zu deuten. Es war Mitleid, stilles Mitleid mit ihm, was aus ihren Augen sprach.

Diese Erkenntnis gab den Ausschlag. In ihm bäumte sich alles auf, er wollte kein Mitleid, und darum mußte er Zürich so schnell wie möglich verlassen.

Ein Vorwand war leicht gefunden. Es schien doch vorteilhafter, sein Examen auf einer deutschen Universität abzulegen.

So verließ er mitten im Semester die Stadt. Nadina und alle seine russischen Freunde gaben ihm zum Bahnhof das Geleit. Es war ihm eine Erleichterung, nicht allein von dem Mädchen Abschied nehmen zu müssen, und auch sie schien absichtlich ein letztes Alleinsein vermieden zu haben.

An dem warmen, feuchten Schimmer in ihren Augen

sah er, daß er ihr doch als Freund lieb und wert gewesen sein mußte. Ja, ihre Stimme klang sogar ein wenig unsicher, als sie, ihm die Hand drückend, sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie uns immer ein treuer Kamerad gewesen sind.“

„Fräulein Nadina,“ erwiderte er, sich gewaltsam beherrschend, „ich werde Sie nie vergessen. Sie haben nicht nur mein Leben, auch meine Seele gerettet und einen neuen Menschen, einen ernsten Jünger der Wissenschaft aus mir gemacht. Möge der Dank, den ich Ihnen nicht abtragen konnte, Sie überall als Segen auf Ihren Lebenswegen begleiten!“

Als der Zug davonrollte, als er die wehenden Tücher, die geschwenkten Hüte nicht mehr sah, warf er sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Dankbarkeit, Dankbarkeit — das war alles, was übrig geblieben war von seinen Hoffnungen und Träumen. Wie entsetzlich kalt ihm das warme, schöne Wort heute klang!

Sie hatten sich versprochen, einander zu schreiben, und eine Zeitlang hielten sie Wort. Aber es war, als fänden sie beide nicht die rechte Freude daran. Der Briefwechsel begann zu stocken, zuletzt schlief er ganz ein — durch Spielmanns Schuld, denn er wollte ein Ende machen. Ihre letzte Nachricht war von Zürich gekommen. Sie hatte das Examen bestanden und kehrte nun in ihre ferne Heimat zurück. „Und zu ihm,“ fügte Felix in Gedanken hinzu. Jetzt wurde sie Ostrakoffs Weib und hatte ihn bald vergessen. Im Dienste der Wissenschaft, dem er sich fortan mit Feuereifer widmete, glaubte auch er es zu können.

3.

In Indien war die Geißel der Völker, der Schrecken des Mittelalters wieder erwacht. „Der schwarze Tod“, die gefürchtete Pest, stand drohend an den Grenzen Europas

und griff bereits mit den tödlichen Krallen nach dem Südosten Rußlands hinüber. Opferfreudige, mutige Aerzte zogen nach dem Morgenland, moderne Ritter, um den tückischen Lindwurm zu bekämpfen.

Der Fahne, die im Dienst der Menschheit wehte, war auch Doktor Felix Spielmann gefolgt und hatte sich in Triest der zu eingehender wissenschaftlicher Untersuchung der Krankheit ausgesandten Pestkommission angeschlossen. Doch in Konstantinopel, wo er an der internationalen Konferenz zur Ergreifung geeigneter Schutzmaßregeln teilgenommen hatte, trennte er sich von den Kollegen, die Bombay, den Ursprungsherd der Seuche, aufsuchen wollten. Die Kenntnis der russischen Sprache, die er teils zu Zürich im persönlichen Verkehr, teils durch spätere Studien sich angeeignet, befähigte ihn, die schon weit näher drohende Gefahr an der Grenze von Turkestan aufzusuchen. Durch Afghanistan war die furchtbare Krankheit in einzelne Gegenden Bocharas verschleppt worden und zuletzt in der Ortschaft Karakatak verheerend aufgetreten. Durch die Krim und das Innere Rußlands eilte er so schnell als möglich der Gegend des Aralsees zu, um endlich nach mühsamen Fahrten die Grenze zu erreichen.

Aber in dem letzten größeren Orte Amantai fand seine Reise plötzlich und unerwartet ein Ende.

Wie ein fahles Leichentuch hing der einfarbig graue Himmel über der Erde, und dort, wo im Süden des Ortes die kahle Steppe sich ins Endlose verlor, strebten in düster qualmenden Wolken zahllose schwarze Rauchsäulen in die unbewegte Luft. In stundenweitem Kreise ausgedehnt, hielten bei immer brennenden Wachtfeuern die Kosaken das unglückliche Karakatak mit eiserner Mauer umschlossen, und niemand durfte bei Gefahr, auf der Stelle erschossen zu werden, den dem Verderben geweihten Ort verlassen.

Verdrossen schritt der junge Arzt neben dem Isprawnik, dem ersten Polizeibeamten des Kreises, durch die schmutzigen Gassen des armseligen Amantai. Es war ihm zu Sinne wie einem kampfesfreudigen Soldaten, der, ferne den Schlachtendonner hörend, seit Stunden verurteilt ist, müßig in der Reserve zu bleiben.

„Und ist denn wirklich gar keine Aussicht, daß ich die Kosakenkette passieren darf?" fragte er noch einmal. „Für einen Arzt sollte doch eine Ausnahme gemacht werden."

Der kleine runde Beamte mit dem roten Gesicht zuckte die Achseln. „Es darf niemand weder hinein- noch hinausgelassen werden ohne kaiserliche Erlaubnis; und bis wir die erhielten, ist hoffentlich die Seuche längst erloschen."

„So kann ich wieder umkehren und habe die ganze Reise umsonst unternommen!" rief Felix ärgerlich.

„Warum wollen Sie denn nicht hier Ihre Studien machen?"

„Hier, was sagen Sie?"

„Ich fürchte, Sie werden bald Gelegenheit genug dazu haben." Er wies nach einem kleinen baufälligen Häuschen, das von der Straße entfernt, unter dem Abhang einer niederen Hügelwelle lag. „Sehen Sie das dort an unserem Krankenhause?"

Der Arzt fuhr betroffen zurück. „Ein schwarzes Kreuz; was bedeutet das?"

„Daß der schlimme Gast, den Sie suchen, bereits bei uns eingekehrt ist."

„Die Pest ist hier?" fragte der Mann der Wissenschaft beinahe freudig.

„Zum Glück bis jetzt nur ein einzelner Fall. Das Haus ist deshalb streng isoliert und darf von niemand, auch von Ihnen nicht, betreten werden. Der Erkrankte ist selbst ein Arzt, der in Karakatak Hilfe leisten und Studien machen wollte."

„Ein Fremder?“ fragte Felix überrascht.

„Ja, aber ein Russe, Doktor Ostrakoff. Er mußte hier bleiben und wurde nach kurzer Zeit von der Seuche befallen.“

„Ostrakoff!“ murmelte Felix, und es glitt wie ein Schatten über sein Gesicht. „Ich kannte einen dieses Namens aus der sibirischen Ortschaft Narym —“

„Er ist dorther gekommen,“ bestätigte der Isprawnik.

„Und wer pflegt den Unglücklichen?“

„Die Krankenschwester und seine Gefährtin.“

Der Gelehrte zwang sich gewaltsam zur Ruhe, während eine Flut von Gedanken seinen Kopf durchwirbelte. „Seine Gefährtin? Das heißt —“

„Die Dame ist auch Aerztin.“

„Ja, ja, und natürlich seine Frau.“

„Nein, ein Fräulein Ordynow, die zugleich mit ihm hierher gekommen ist.“

Felix schoß das Blut ins Gesicht, hämmerte durch seine Adern und ließ sein Herz hörbar klopfen. Wenn Nadina nicht — auch jetzt nicht Ostrakoffs Weib war, so war alles ein Trugbild seiner Einbildung gewesen, und sie hatte niemals Liebe zu Sergius gefühlt! Jetzt mußte er bleiben, um zu erfahren, ob das Herz dieses Weibes in Wahrheit nicht lieben konnte. Wie aber sollte er zu ihr gelangen, wenn der Beamte auf seiner Vorschrift bestand und nicht einmal dem Arzte Zutritt gewährte? Die Mauer, die ihn von Nadina trennte, deuchte ihm schrecklicher als die gefürchtete Krankheit. Aber um nicht alles zu verderben, durfte er vorläufig nicht wagen, den Ortsgewaltigen zu erzürnen.

Er wollte sich eben verabschieden, um in sein wenig erfreuliches Logis zurückzukehren, als sie zur Seite treten mußten, um dem Geistlichen, einem alten gebeugten Mann in abgetragenem Talar, Platz zu machen*).

---

*) Siehe das Titelbild.

„Wohin, Väterchen?" fragte der Isprawnik.

Der Priester wies mit dem Blicke nach dem unheimlichen Häuschen. „Der Kranke da drinnen hat nach dem Empfang der Sterbesakramente verlangt."

„Steht es so schlimm?" rief Felix bestürzt.

„Die Pest läßt keinen mehr los, den sie einmal gepackt hat," meinte der Beamte, „und auch Ihr, Väterchen, dürft das Haus nicht betreten."

„Ich weiß, nur durch das geschlossene Fenster werde ich dem Leidenden das Allerheiligste zeigen und ihm die Absolution erteilen."

— — — — — — — — — — — —

Es war für den jungen Arzt keine schrecklichere Marter denkbar, als die Geliebte in jenem Hause des Grauens und Todes zu wissen, ohne zu ihr gelangen zu können. Die Nacht vermochte er kaum ein Auge zu schließen. Früh erhob er sich und schlich auf Seitenwegen dem Ende des Ortes zu. Wenigstens sehen mußte er die von der Welt Ausgeschlossene, wenn es auch nur ein flüchtiger Blick durch das Fenster war. Die Wärter, die das Haus bewachten, hatten sich in wohlberechneter Entfernung auf den Boden gelagert und beachteten ihn nicht.

Sein Fuß und Atem stockten. Hinter dem niederen Fenster erschien das bleiche Gesicht eines jungen Weibes. „Nadina!" wollte er rufen, da sah er, daß er sich getäuscht hatte. Es war die Krankenschwester, die zu warten schien, daß jemand vorübergehe. Denn als sie ihn bemerkte, winkte sie mit der Hand und klebte gleich darauf einen mit großen Buchstaben beschriebenen Zettel an die Innenseite der Scheibe.

Fiebernd vor Aufregung las er dessen Inhalt. Ostrakoff war in der Nacht gestorben, und auch Nadina fühlte sich unwohl. Die Schwester bedurfte dringend ärztlicher Hilfe und eines Beistandes, um den Toten aus dem Hause zu schaffen.

Tödlich erschrocken eilte Felix zur Wohnung des Isprawniks. Jetzt konnte ihm der Beamte den Zutritt nicht mehr versagen.

„Wenn Sie die Behandlung der Neuerkrankten freiwillig übernehmen und sich auf vierzehn Tage isolieren lassen wollen, steht nichts im Wege,“ lautete die Antwort. —

Eine halbe Stunde später überschritt Doktor Spielmann die gefürchtete Schwelle, mit allem ausgerüstet, was er für die Zeit seiner Gefangenschaft brauchte. Das Herz klopfte dem mutigen Manne, nicht weil er vielleicht für immer von Welt und Leben Abschied nahm, sondern in der Furcht, auch Nadina schon dem Tode geweiht zu finden.

Die Schwester, die ihn hatte kommen sehen, empfing ihn hinter der Thür, die sie schnell wieder schloß. Sie wies nach rechts hinüber. „Dort ist des Fräuleins und mein Zimmer, da drüben liegt der Tote.“

Er öffnete ein wenig die Thür. „Fräulein Ordynow — Nadina, darf ich eintreten?“

Ein leichter Schrei wurde drinnen hörbar. „Wer ist draußen, Schwester?“ rief eine matte Stimme.

„Ich, Doktor Felix Spielmann, Ihr alter Freund und Kollege,“ antwortete er.

„Kommen Sie nur.“ Sie zog die Decke fester über sich. „Aber wie ist das möglich, was führt Sie nach Rußland und in diese Einsamkeit?“ Mit großen, erschreckten Augen starrte sie auf den Eintretenden.

„Der gleiche Drang des Wissens und Erkennens wie bei Ihnen, Nadina.“

Mit wenigen Worten hatte er das Nötigste berichtet. Doch sie konnte sich lange nicht fassen, und ihre Augen blickten ihn mit grenzenlosem Staunen an.

„Gestern abend noch hörte ich zu meiner höchsten Ueber-

raschung," fuhr der Arzt fort, „daß Sie und Ostrakoff hier seien."

„Der Arme," seufzte Nadina, „er ist ein Opfer seiner Pflicht geworden." Sie schwieg eine Weile, dann ging ein leises Lächeln über ihren blassen Mund. „Nun sitzen Sie gerade so an meinem Lager, wie ich einst an dem Ihren —"

„Und hoffentlich mit dem gleichen glücklichen Erfolge," murmelte er, denn eine erstickende Angst schnürte ihm die Brust zusammen. „Wie fühlen Sie sich, Nadina?"

Sie senkte den Blick, ein leichter Schauer durchschütterte ihren zarten Körper. „Ich bin auf das Schlimmste gefaßt. Wenn ich nur aufstehen könnte! Aber diese Müdigkeit ist schrecklich, ich bin wie gelähmt."

Draußen vor dem Fenster erschienen die Männer, die der Isprawnik mit dem Sarge sandte. Felix wollte ihr den Anblick ersparen und richtete sich vor ihr auf, aber sie hatte die düsteren Gestalten schon bemerkt.

„Nun bringen sie ihn fort —"

„Ich werde mit der Schwester alles besorgen," fiel er rasch ein, ihren Mut und ihre Fassung bewundernd.

„Bringen Sie dem Toten einen letzten, stummen Gruß von mir, da ich selbst nicht Abschied von ihm nehmen kann," sprach sie leise vor sich hin. „Er ist gestorben wie ein heldenmütiger Krieger auf dem Schlachtfelde, wie ein braver Kamerad, dem ich noch einmal die Hand drücken möchte. Sergius und ich, wir waren Freunde von Kindheit an und immer, immer gute Kollegen."

Felix Spielmann that einen tiefen Atemzug, er konnte nicht mehr an sich halten, unüberlegt brach es von seinen Lippen: „Nicht mehr — wirklich nicht mehr?"

Sie sah verwundert zu ihm auf. „Was meinen Sie?"

„Daß es eine Zeit gab, in der ich glaubte, Sergius Ostrakoff stände Ihrem Herzen nahe."

Sie schüttelte den Kopf, und eine feine Röte überflog ihre Wangen. „Niemals! Wie kommen Sie darauf?"

Er antwortete nicht und verbarg seine Bewegung, indem er die aus Sublimatgaze gefertigte Sicherheitsmaske vor das Gesicht band und einen schon mit Karbol durchtränkten Rock anlegte. Als er sich wieder umwandte, sah er Thränen in ihren Augen. „Er war der erste," flüsterte sie, „wer wird der nächste sein?"

Der Arzt ergriff in heftiger Bewegung ihre Hände. „Nicht Sie, Nadina, nicht Sie! Sie sollen und müssen leben!"

Sie lächelte still. „Was liegt an mir!" versetzte sie mit ihrer sanften, traurigen Stimme. „Ich stehe allein, habe nichts auf der Welt als meine Wissenschaft. Aber Sie müssen heimkehren zu den Ihren."

„Zu den Meinen? Sie wissen ja, daß ich ohne nahe Verwandte bin."

„Aber haben Sie denn nicht —"

Er verstand, was sie sagen wollte. „Weib und Kind? — Nein, ich bin unvermählt geblieben, Nadina."

Sie atmete rascher, und die Pulsschläge nahmen zu, doch ehe sie antworten konnte, trat die Schwester herein, und der Arzt folgte ihr, um dem toten Kollegen den letzten Liebesdienst zu erweisen. Eine Viertelstunde später war die traurige Arbeit gethan, die Leiche in den Sarg gelegt und schnell zur Thür hinausgeschoben, um von den draußen Wartenden so rasch wie möglich auf dem schwarzen Karren davongeführt zu werden.

Als Felix zu Nadina zurückkehrte, bemerkte er, daß sie vor Ermattung eingeschlafen war. Vorsichtig zog er sich wieder zurück und begab sich in das armselige Gemach unter dem Dache des Häuschens, das ihm die Schwester für die Zeit der Isolierung angewiesen hatte. Am Nachmittag, da die Erkrankte erwacht war, trat er mit tief-

ernster Miene wieder an ihr Lager, und seine Stimme zitterte leise, als er fragte: „Glauben Sie wirklich an eine Ansteckung?“

„Ich muß wohl,“ meinte sie resigniert, „obgleich ich mich jetzt ein wenig besser fühle.“

Felix blickte prüfend in ihr Gesicht. Sie sah in der That weniger leidend als am Morgen aus und saß halb aufgerichtet auf dem Lager.

„Und Sie haben die Diagnose selbst gestellt?“

„Noch nicht.“

Er atmete auf. Noch war das Furchtbare nicht Gewißheit. Vielleicht täuschte sie sich. Er wollte von der Hoffnung nicht lassen.

„So gestatten Sie mir, die Untersuchung vorzunehmen.“

Sie ließ ihn gewähren, und als er alles geprüft, sich nach allen Symptomen erkundigt, fragte sie gefaßt: „Nun, sprechen Sie mir ein Todesurteil, Kollege?“

„Nein, im Gegenteil,“ entgegnete er zuversichtlich, „ich finde nicht das geringste Anzeichen, das für eine Erkrankung an Pest sprechen könnte. Ihr Unwohlsein ist nichts als die begreifliche Folge körperlicher und seelischer Ueberanstrengung.“

„Sie sind ein Optimist,“ lächelte sie ungläubig. Ihr Blick streifte die Gefährtin, der vor Ermüdung die Augen zufielen. — „Sie haben lange genug bei mir gewacht, Schwester; legen Sie sich ein paar Stunden schlafen. Sollte es schlimmer mit mir werden, so ist ja der Doktor da.“

„Machen Sie mich doch glücklich, indem Sie mir glauben, Nadina,“ bat Felix, als sie allein waren.

Sie schien vor sich hin zu träumen. „Wer dem Tode ins Auge sieht,“ flüsterte sie, „der lernt das Leben lieben.“ Dann machte sie eine Bewegung, als wollte sie den Gedanken mit Gewalt von sich schütteln, und blickte ihm ernst und fest in die Augen. „Wenn ich es thäte, wenn ich

Ihrer Versicherung glaubte, so dürfte ich Ihnen niemals sagen, was Sie doch hören sollen, hören müssen, ehe ich gehe. Was dem Lebenden verboten ist, steht dem Sterbenden frei — und ohne das würde mir der Abschied zu schwer."

Er begriff nicht, wo sie hinaus wollte, aber eine dunkle Ahnung durchschauerte ihn. „Sprechen Sie, Nadina!" bat er leise und flehend.

„Zuvor, als ich dem Erwachen nahe war, hatte ich einen Traum, den gleichen, den ich schon einmal vor Jahren träumte. Damals wollte ich alles, was das Herz in heimlichen Nächten sann und dachte, in den Eiswüsten meines kalten Heimatlandes begraben. — O Felix!" schrie sie plötzlich auf, und ihre zitternden Hände suchten die seinen, „warum mußtest du noch einmal wiederkommen, da schon alles vorüber war! Man sollte nur einmal Abschied nehmen im Leben. Wer den ersten übersteht, dem bricht der zweite das Herz!"

„Nadina, du —" stammelte er erstarrend, und seine Stimme ward von dem klopfenden Herzen erstickt, „du sprichst es aus, was ich nie zu hoffen, nie zu gestehen wagte —"

„Nein," stieß sie hastig hervor, „sage das nicht aus Mitleid!"

„Bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich dir, daß ich dich nie, nie vergessen konnte!"

Sie sah ihn groß, staunend an. „Das sollte ich glauben? Und damals, als ich schon wähnte, das beseligende Wort von dir zu hören, damals schwiegst du!"

„Nadina," — er umklammerte in heftiger Erregung ihre Hände — „ein unseliges Mißverständnis hat uns um Jahre des Glücks betrogen! Du sprachst von Dankbarkeit, als ich von Liebe reden wollte; und dann — Sergius, der Unglückliche — ich glaubte nicht an Kamerad-

schaft zwischen Mann und Weib, ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß er dir mehr sei. O, hättest du damals den Mut gefunden wie heute, mir die Augen zu öffnen!"

Sie lag einen Augenblick ganz still, wie berauscht von einem süßen Traum, an dessen Wahrheit sie nicht glauben konnte. „Durfte ich es denn," flüsterte sie endlich, „mußte ich mir nicht sagen, daß das Opfer für dich zu groß war?"

„Welch ein Opfer?"

„Ach, Felix, du bist reich, aus guter Familie. Wie konnte ich denken, du werdest die arme russische Studentin zu deinem Weibe machen."

„Nadina," — er drückte ihre Hände an seine Brust — „als ich die Bekanntschaft mit dir suchte, dachte ich nur an ein pikantes Abenteuer. Mit Beschämung gestehe ich es. Aber dein großes edles Herz hat mich besiegt, ich lernte dich achten und lieben. Dich zu gewinnen, ward mein höchster Wunsch. Aber ich glaubte, du liebtest einen anderen. Jetzt ist das Mißverständnis, das uns trennte, beseitigt. Jetzt halte ich dich und lasse dich nicht mehr. Willst du mein sein?"

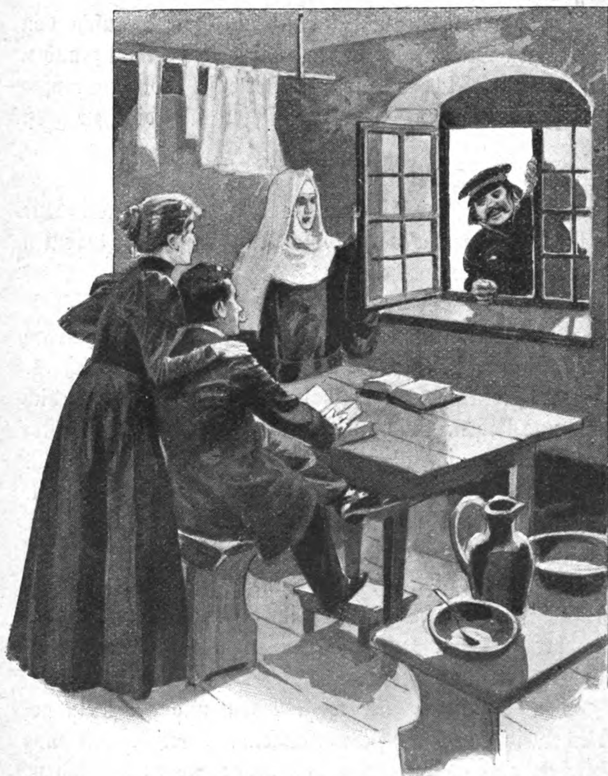
„Ich bin es, seit ich dich kenne!" jubelte sie. „Und jetzt —" sie brach plötzlich ab, ihr Blick wurde trübe und dann brach sie in heftiges Weinen aus. „Ach, Felix, Felix, was träumen wir da! Ich werde ja sterben!"

„Nein, Nadina! Du wirst leben und als mein geliebtes Weib!" rief er, sie umfangend. Aber sie war ganz außer sich, und es kostete ihn alle Mühe, sie zu beruhigen.

Erst als die Schwester wieder erschien, gelang es ihr, sich gewaltsam zu fassen. —

Und Tag um Tag verging, ohne daß Nadinas Befürchtung sich bewahrheitete. Der Arzt war doch klüger gewesen als die Aerztin. Am Ende der Woche war es

ihr selbst klar, daß von einer Ansteckung keine Rede sein konnte. Es war wirklich nur ein Schwächezustand gewesen, und jetzt, da es in der unfreiwilligen Gefangen-



schaft nur noch Ruhe und Erholung gab, begann sie wie junges Lenzgrün im ersten warmen Sonnenstrahl sich zu entfalten.

Felix, der mit Nadina nur selten allein sein konnte, vertiefte sich auf seiner armseligen Kammer in die wenigen

mitgenommenen Bücher. Mit der Außenwelt verkehrten die Eingeschlossenen nur durch Zettel, die ihnen ans Fenster geklebt wurden, oder die sie selbst daran befestigten. So erfuhren sie, daß sich im Orte kein weiterer Krankheitsfall ereignet hatte, und gaben zugleich von ihrem eigenen Wohlbefinden Kunde.

Vierzehn Tage waren seit Sergius Ostrakoffs Tod vergangen, da klopfte am Morgen der Ispravnik in eigener Person mit seinem kurzen Knotenstocke ans Fenster. „Ihr dürft öffnen!“ schrie er, und als die Schwester von der Erlaubnis Gebrauch machte, streckte er furchtlos den dicken, roten Kopf herein. „Die gesetzliche Isolierzeit ist abgelaufen. Was im Hause ist, darf wieder heraus.“

Felix und Nadina wechselten einen Blick seliger Freude.

„Und dürfen wir nun nach Karakatak hinüber?“

Der Beamte machte eine abwehrende Bewegung. „Ueberflüssig. Da drüben giebt es für Sie nichts mehr zu thun.“

„Ja, ist denn die Pest —?“

„Die Kosaken haben sie ausgehungert. Aus Mangel an Opfern ist sie erloschen. In Karakatak giebt es keine lebende Seele mehr, das Dorf ist niedergebrannt worden, und die Truppen sind gestern abgezogen.“

„Eine Radikalkur, schauerlich, aber erfolgreich,“ murmelte Felix.

Und als sie durch die niedere Thür aufatmend ins Freie traten, ergriff er der treuen Gefährtin Hand. „Jetzt, Geliebte, geht es nach Westen, der Freiheit und dem Glücke entgegen. Wir bleiben Kollegen fürs ganze Leben. Nicht wahr?“

„Auf ewig!“ sprach sie bewegt und versenkte mit seligem Vertrauen den Blick in seine Augen.





Die Versteinerung des Körpers.

Bericht über eine merkwürdige Erfindung.

Von Prof. E. Koller.

Mit 10 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Die Kunst, den Körper nach dem Tode durch Einbalsamieren vor Verwesung zu schützen, war vielen Völkern des Altertums, zum Beispiel den Assyrern, Skythen und Persern, bekannt; die größte Vollkommenheit erreichte sie bekanntlich bei den Aegyptern, deren Mumien sich mehrere Jahrtausende hindurch erhalten haben. Weit übertroffen aber wird ihre Kunst durch die Konservierungsmethoden des italienischen Arztes Doktor Marini. Dieser Gelehrte hat so außergewöhnliche Erfolge erzielt, daß wir sie unseren Lesern in Wort und Bild vorführen wollen; das Verfahren selbst ist freilich Geheimnis des Erfinders.

Schon im Jahre 1862 erregte Doktor Efisio Marini, dessen Porträt wir unseren Lesern auf S. 97 vorlegen, in Fachkreisen Aufsehen durch seine auf der Londoner Weltausstellung vorgewiesenen anatomischen Präparate, deren Vortrefflichkeit von dem berühmten englischen Naturforscher Richard Owen lobend anerkannt wurde.

Die drei verschiedenen von ihm erfundenen Methoden bezwecken entweder eine vorübergehende Mumienbildung



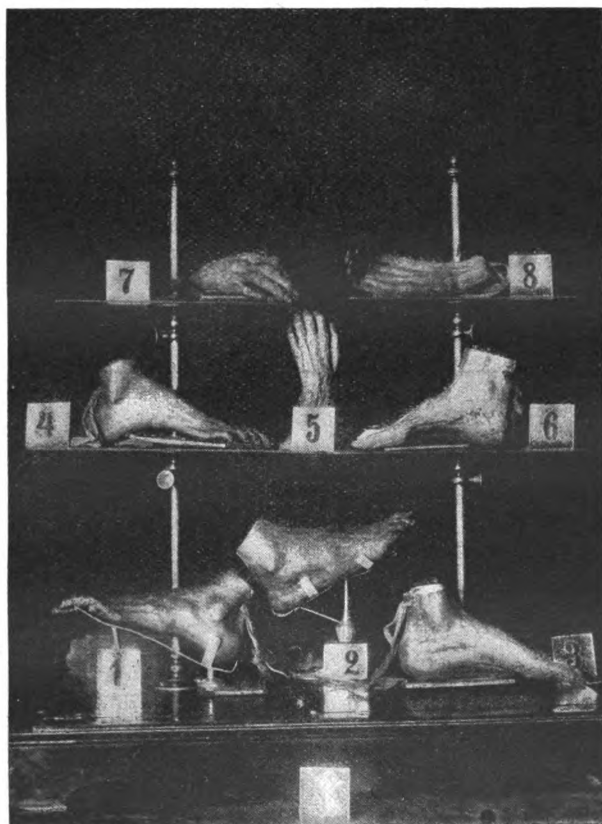
Dr. Efisio Marini.

oder eine Versteinerung oder eine dauernde Erhaltung des organischen Körpers.

Das erste Verfahren kann man, wie eben angegeben, als eine vorübergehende Mumienbildung oder als eine Ueberführung einzelner Körperteile in einen zeitweiligen lederartigen Zustand bezeichnen. Die nach demselben behandelten Präparate nehmen nämlich in ganz überraschender Weise ihre ursprünglichen Eigenschaften, ihre Frische, Geschmeidigkeit und Farbe, sowie ihren früheren Umfang wieder an, wenn sie in eine zu diesem Zwecke bereitete Flüssigkeit getaucht werden. Alsdann können sie zu anatomischen Untersuchungen und Demonstrationen verwendet, hernach aufs neue eingetrocknet und später auf die beschriebene Weise wieder in einen zu wissenschaftlichen Zwecken brauchbaren Zustand versetzt werden, ohne daß dadurch nachteilige innere Veränderungen oder Störungen hervorgerufen werden. Die Vorteile dieses Verfahrens kommen namentlich in kleineren anatomischen Instituten zur Geltung, denen nicht immer eine genügende Zahl von frischen Operationsobjekten zur Verfügung steht.

Zur Zeit der Weltausstellung in Paris im Jahre 1867 erregte Doktor Marini das Erstaunen des Kaisers Napoleon III., als er einem mehrere Jahrtausende alten Mumienstücke durch das von ihm erfundene Verfahren die Frische, die Geschmeidigkeit und das Aussehen eines menschlichen Körperteils wiedergab. In Anerkennung dieser überraschenden Leistung wurde der italienische Naturforscher vom Kaiser zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Der mit einer genaueren Untersuchung dieser neuen Methode beauftragte Leibarzt Napoleons, Nélaton, übergab Marini zu diesem Zwecke einen eingetrockneten Fuß, welchen er behufs späterer Identifizierung durchlöchert und mit einer an die Enden eines durchgezogenen Bandes gesiegelten Visitenkarte versehen hatte, auf der geschrieben stand:

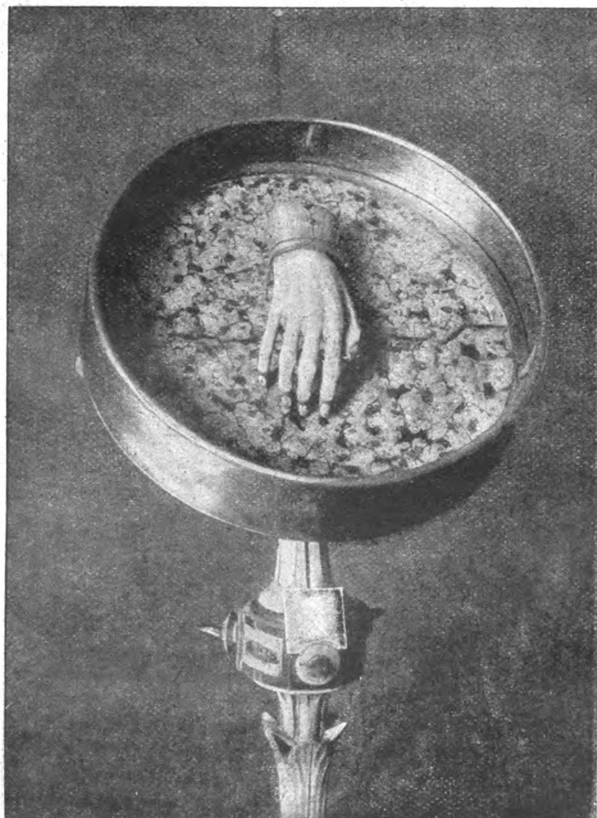
„Fuß in getrocknetem Zustande, gesehen am 29. Januar 1868. — Nélaton.“



Vorübergehende Mumienbildung: Fuss mit der Unterschrift Nélatons (1). Hand mit der Unterschrift Sapeys (7) u. s. w.

Nach mehrtägiger Behandlung nahm dieses Präparat seine Frische und Naturfarbe wieder an, und nach vier Wochen schrieb Nélaton auf die daran befestigte Karte:

„Dieser selbe Fuß ist am 26. Februar untersucht worden und hat seine Geschmeidigkeit ziemlich vollständig

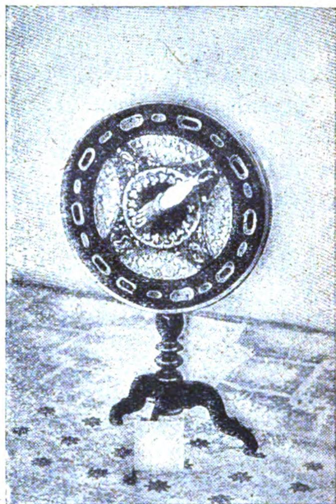


Tischplatte mit Mosaik aus versteinerten menschlichen Körperteilen.

wiedererlangt, so daß ich den Abziehmuskel der fünften Zehe mit ziemlicher Leichtigkeit sezieren konnte. Nélaton."

Dieser Fuß (Nr. 1 auf unserem Bild S. 99) findet

sich heute noch in der von Marini in Neapel angelegten, reichhaltigen Sammlung von Präparaten mit den darauf bezüglichen Anerkennungsschreiben berühmter Gelehrter des In- und Auslandes. Dieselbe enthält unter anderem eine Hand (Nr. 7) mit einer Karte, auf welcher folgende Bemerkungen des berühmten französischen Arztes Sapey stehen:



Tischchen.
Geschenk Marinis an Napoleon III.

„Paris, den 14. November 1874. Die Hand ist in getrocknetem Zustande. — C. Sapey."

„Am 25. November hat diese Hand ihre Geschmeidigkeit und alle den frischen Zustand kennzeichnenden Eigenschaften wiedererlangt. — C. Sapey."

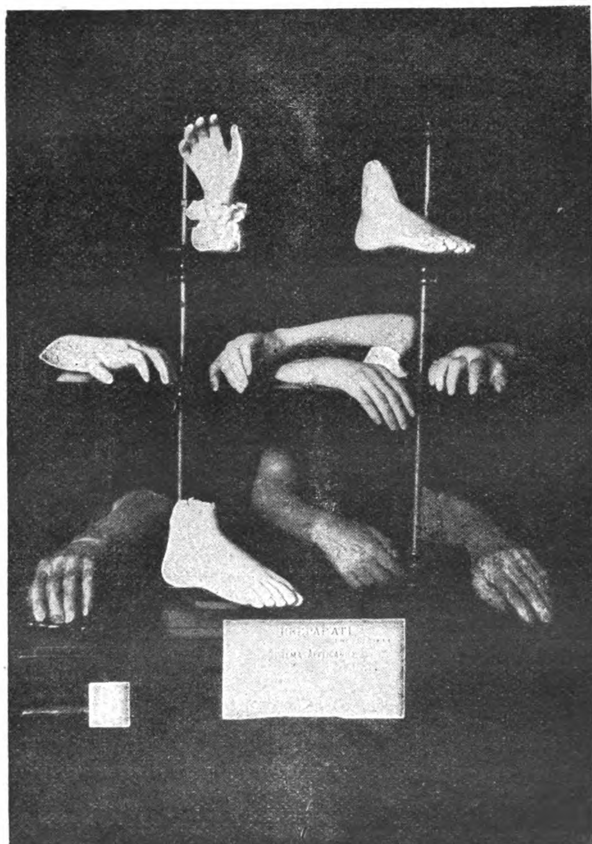
Eine andere Hand (Nr. 8) trägt dieselbe Unterschrift; weitere Präparate (Nr. 3 u. 6) diejenige verschiedener Professoren und Doktoren, und ein Fuß (Nr. 4) wurde, wie das darauf bezügliche Zeugnis feststellt, von einer besonderen aus medizinischen Autoritäten bestehenden Kommission untersucht, die im Jahre 1871 von dem italienischen Unterrichtsminister ernannt worden war. Eine Hand (Nr. 5) diente auf der Mailänder Ausstellung im Jahre 1887 als anatomischer Versuchsgegenstand, was durch ein besonderes Anerkennungsschreiben bestätigt wird. Auch auf der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 waren ver-

schiedene Präparate, darunter der mit der Zahl 2 bezeichnete Fuß, von Fachmännern untersucht worden, die sich sehr günstig über das neue Verfahren äußerten. Schon das an Marini gerichtete Einladungsschreiben, um ihn zur Ausstellung seiner Präparate zu veranlassen, das die Unterschriften von zehn österreichischen Gelehrten trägt, enthält eine ehrende Anerkennung seiner Leistungen in der nachstehend wiedergegebenen Einleitung: „Ihre verschiedenen Methoden der Konservierung von anatomischen Präparaten, Leichenteilen und sogar von ganzen Leichen und Ihre schönen Leistungen auf diesem Gebiete sind von so unbestreitbarer Wichtigkeit und können sich einer so allgemeinen Anerkennung rühmen, daß deren Ruf natürlich auch zu uns gedrungen ist.“ —

Das zweite Verfahren, die Versteinerung, verleiht jedem beliebigen organischen Gewebe, selbst den Weichteilen und dem Blut, die Festigkeit des Marmors. Die vorerwähnte Sammlung enthält verschiedene versteinerte Präparate, zum Beispiel einen Arm, ein Gehirn und sogar eine aus menschlichen Körperteilen bestehende Tischplatte. Die Platte des auf S. 100 dargestellten Tischchens ist nämlich aus kleinen Stückchen Hirn, Lunge, Leber, Blut, Galle u. s. w. zusammengesetzt, die eine eigenartig grausige Mosaik bilden. In der Mitte ruht eine mit einem Armband versehene, durchschimmernde Hand, die einen aus Hirnmasse bestehenden Würfel zudeckt, der das Entstehungsjahr (1862) dieses seltsamen Kunstwerks angiebt.

Im Jahre 1868 überreichte Marini dem Kaiser Napoleon III. ein ähnliches Tischchen (S. 101), auf dem ein mit einer Widmung versehener Fuß steht, der von einem aus menschlicher Hirnmasse bestehenden Kleeblattkranze umgeben ist. Ringsherum folgen vier grünliche Ellipsoide aus versteinerter Galle, an deren Ecken menschliche Ohren angebracht sind, „damit sie“, wie Marini humoristisch sagte,

„die in seiner Abwesenheit gemachten kritischen Bemerkungen der Beschauer hören können".



Dauernde Erhaltung von Körperteilen in ihrer natürlichen Frische: Hände einer Frau und eines Mädchens. Fuss einer Frau u. s. w.

Auch Garibaldi erhielt von seinem Landsmanne ein eigenartiges Geschenk, nämlich ein aus seinem eigenen

Blute hergestelltes Medaillon mit der Inschrift: „Das Blut Garibaldis bleibt ewig rot.“ Seinen Dank dafür stattete der italienische Nationalheld in nachstehenden Zeilen ab:

„Mein lieber Marini!

Besten Dank für die prächtige Medaille, das Werk Ihres wahrhaft außergewöhnlichen Genies. Ihr Heimatland wird stolz auf Sie sein, und meine Kinder werden eine unvergängliche Erinnerung an meine Person und an den Schöpfer dieses Wunderwerks haben.

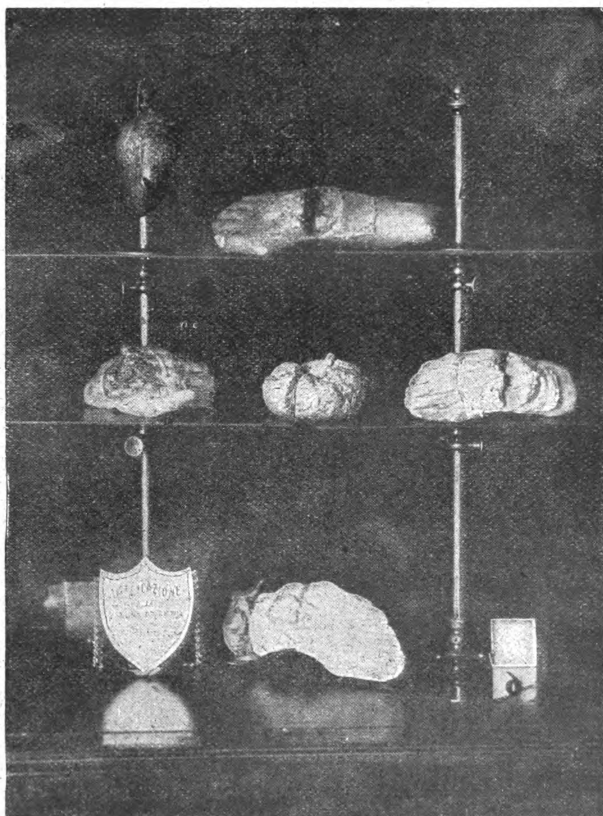
Voll Dankbarkeit Ihr

G. Garibaldi.“

Aber nicht nur einzelne Körperteile, sondern ganze Körper versteht Marini dauernd im Zustande der natürlichen Frische, Geschmeidigkeit und Biegsamkeit zu erhalten. Ein solcher Körper erweckt nicht den Gedanken an den Tod; vielmehr könnte man glauben, das Leben schlummere nur in ihm. Die Hände haben biegsame Finger wie die einer lebenden Person und geben dem leisesten Drucke nach; Adern, Muskeln, Sehnen, Gestalt, Umfang, alles ist in natürlichem Zustande erhalten. Gegen das Licht betrachtet zeigen sich derartige Präparate, namentlich die Hände, in zarter Rosafarbe durchschimmernd; für Röntgenstrahlen sind sie ganz durchlässig, und nur eine leichte Verdunkelung weist auf das Vorhandensein der Knochen hin. Als ein Beweis dafür, daß dieses Verfahren die organischen Gewebe nicht zerstört, können die auf S. 103 in der zweiten Reihe rechts und links dargestellten Hände einer hautwassersüchtigen Frau dienen, welche ihre krankhaft geschwollene Form unverändert beibehalten haben, weil die konservierende Flüssigkeit darin die Stelle des Serums einnimmt.

Dieses Verfahren gestattet mannigfache Anwendungen in der Anatomie, der Kriminal-Anthropologie, bei ge-

richtlichen Untersuchungen, bei der Herstellung von Präparaten zur Erläuterung chirurgischer Operationen und bei der Konservierung der Fauna und Flora des Meeres.



Konserviertes Gehirn. — Herz mit Dolchstich. — Operierter Fuss u. s. w.

Für die Phrenologie ist zum Beispiel die Erhaltung eines Gehirns (in der Mitte der obenstehenden Abbildung) in einem dauernden Zustande natürlicher Frische, Farbe

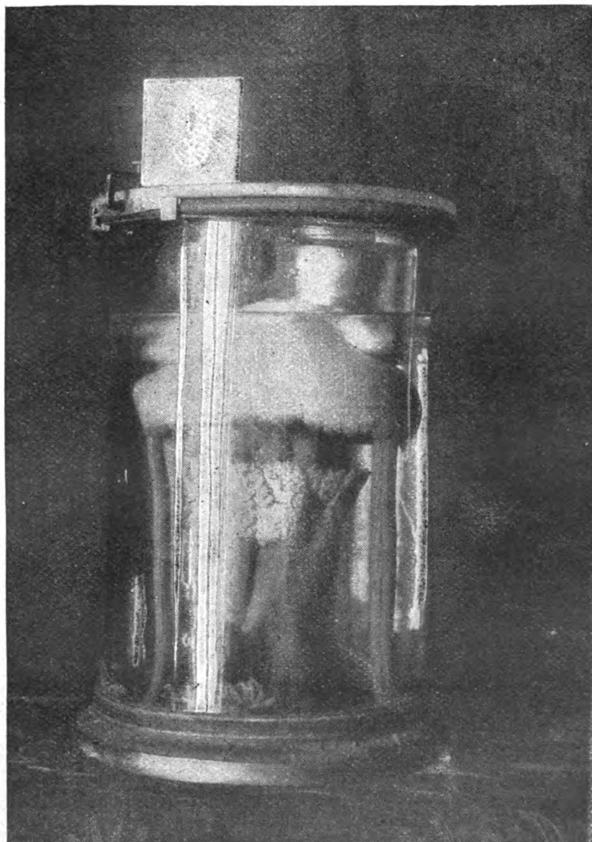
und Größe von Wichtigkeit, jedoch konnte dieses Ziel mit den bisherigen Methoden nicht vollständig erreicht werden,



Der „ermordete Mörder“.

da sie eine beträchtliche Verminderung des Rauminhaltes zur Folge hatten. Das neue Verfahren ermöglicht überdies die Herstellung verschiedener Härtegrade der Hirn-

masse, was für mikroskopische Untersuchungen von Vorteil ist. Ein von einem Dolche durchbohrtes Herz zeigt die



Eine im Zustande natürlicher Frische erhaltene Medusa.

Nützlichkeit der Verwendung dieses Verfahrens in der Kriminaljustiz, da letzteres die Möglichkeit bietet, den Richtern und Geschworenen das verletzte Organ in natur-

getreuem Zustande vorzuzeigen und dadurch zuverlässige Anhaltspunkte für die Beurteilung der verbrecherischen Handlung zu geben.

Auf dem Gebiete der Anatomie und Chirurgie bedeutet die Marinische Methode einen wesentlichen Fortschritt, da die nach ihr behandelten Körperteile ein viel getreueres Bild einer vorgenommenen Operation bieten als die sonst üblichen, zu erläuternden Demonstrationen verwendeten Präparate und Wachsmodelle. Selbst ganze Körper können längere Zeit unverändert erhalten werden, was namentlich in Fällen, in denen es sich um die Feststellung der Identität einer unbekannten Leiche handelt, von großer Bedeutung sein kann, wie zum Beispiel in dem folgenden, thatsächlich vorgekommenen Falle: Im Jahre 1868 wurde in Paris ein alter Mann ermordet, dessen Persönlichkeit nicht sogleich festgestellt werden konnte. Auf Veranlassung des kaiserlichen Leibarztes Nélaton wurde der unbekannte Leichnam dem damals in Paris weilenden Doktor Marini übergeben, der ihn nach der von ihm erfundenen Methode behandelte.

Es gelang ihm, den Ermordeten mit seinem stumpfsinnigen, widerlichen Gesichtsausdruck, der zurückweichenden Stirne, den hervortretenden Backenknochen, den lüsternen Lippen und der zottigen, gorillaähnlichen Behaarung so naturgetreu zu erhalten, daß sich sogar die Streifen im Gesicht erkennen lassen, die von dem Stricke herrührten, mit dem das Opfer von dem Ort des Verbrechens fortgeschleppt worden war. Durch diese vollständige Erhaltung wurde auch die nachträgliche Identifizierung ermöglicht, wobei sich herausstellte, daß der alte Mann selbst der schwersten Verbrechen verdächtig war, weshalb Nélaton ihn den „ermordeten Mörder“ nannte.

Durch das neue Verfahren können auch niedere organische Wesen, zum Beispiel die unterseeische Fauna und

Flora, in ihren mannigfaltigen Formen und Farben frisch und naturgetreu erhalten werden. Grüne und rote Algen sehen aus, wie wenn sie eben erst vom Meeresgrund heraufgeholt worden wären; Fische behalten außer ihrer Farbe auch den Glanz ihrer Augen bei; die zarten, gallertartigen Weichtiere und die prächtigen Seeanemonen zeigen dieselbe schöne Färbung, wie wenn sie noch am Leben wären. Das Meisterwerk dieser Art in Marinis Sammlung ist

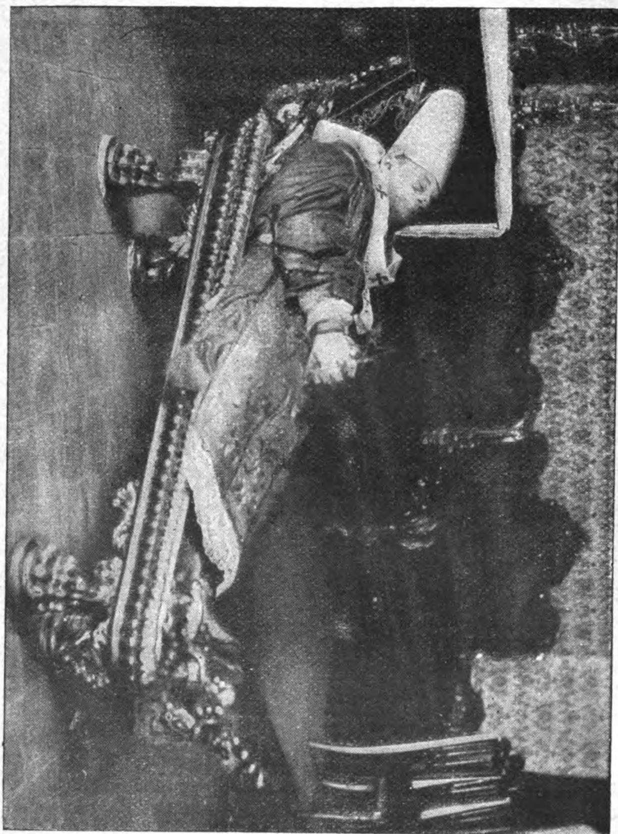


Marmorisierter Körper eines Mädchens.

eine auf S. 107 dargestellte blätterschwammähnliche Qualle oder Medusa, die sich in bewundernswerter Frische und Natürlichkeit erhalten hat.

Noch viel wunderbarer ist indessen die nicht nur zu anatomischen oder kriminalgerichtlichen Zwecken, sondern aus Pietät gegen liebe Verstorbene ausgeführte dauernde und unveränderte Erhaltung des ganzen menschlichen Körpers. Unter der vielvermögenden Hand Marinis, der nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Künstler ist, scheint der Tod nur ein milder, ruhiger Schlaf voll An-

mut und Schönheit zu sein. — Einen derartigen Eindruck macht zum Beispiel das in früher Jugend gestorbene, von



Der marmorisierte Körper des Kardinals Guglielmo San Felice.

Marini vor vielen Jahren „marmorisierte" Mädchen mit seinem hübschen Gesichtchen und seinen dunklen Locken, das in leichten Schlummer und holde kindliche Träume versunken zu sein scheint.

In dem herrlich gelegenen Campo Santo nuovo zu Neapel, einem der schönsten Friedhöfe der Erde, ruhen schon viele von Marini einbalsamierte Verstorbene. Seine hervorragendste Leistung auf diesem Gebiete ist die Marmorisierung der Leiche des Kardinals San Felice, die in dem kurzen Zeitraume von vier Tagen ausgeführt wurde.

Wie zu seinen Lebzeiten trägt das Gesicht des Kardinals auch jetzt noch den lächelnden Ausdruck der Güte und Milde, durch die er sich in so hohem Grade die Liebe des neapolitanischen Volkes erworben hatte, das ihn wie einen Heiligen verehrte, und für das er auch im Todesschlummer ein Gegenstand allgemeiner Verehrung geblieben ist.

Die Vortrefflichkeit von Marinis Erfindung ist öfters anerkannt worden, und seine Präparate haben auf mehreren Ausstellungen ehrende Auszeichnungen erhalten. Trotzdem und trotz wiederholter Berufungen auf ausländische Lehrstühle ist Doktor Marini aus Anhänglichkeit an sein Vaterland in Neapel geblieben, wo er seit mehr als dreißig Jahren den ärztlichen Beruf ausübt und immer noch der schon oft vereitelten Hoffnung lebt, daß er endlich auch in seiner Heimat die Anerkennung finden werde, die seine wichtige Erfindung verdient und die ihm auch vom Auslande her schon mehrfach zu teil geworden ist. Vielleicht wäre dann auch Aussicht, daß der Gelehrte sich entschlösse, sein Geheimnis der Oeffentlichkeit bekannt zu geben. Es wäre in der That ein großer Verlust, wenn diese wunderbare Kunst mit seinem Ableben wieder verloren ginge.





Ka Schneid.

Eine heitere Geschichte aus den bayerischen Bergen.

Von Heinrich Gottsmann.



1.

Sternsakra, durch muß i und wenn sich der Teixel auf den Kopf stellen thät'!"

So schimpfte der Mooshofer Sylvest, indem er einen hartnäckigen Wurzelstock mit der Axt bearbeitete. Er kam aber nicht durch, schon deshalb nicht, weil er alle Augenblicke seine Arbeit unterbrach und ins Thal hinunterschaute, aus dem in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde das Dach eines Hauses heraufwinkte.

Sylvest war von mittelgroßer, aber stämmiger Gestalt. An seinem gutmütigen Gesicht war nichts besonders Bemerkenswertes als zwei treuherzige Augen und ein blonder Schnurrbart. Er war ein noch junger Bursche und noch nicht gar lang aus der Stadt zurück, wo er seine Militärzeit abgedient hatte. Trotz seiner Jugend aber war er Herr und Gebieter auf dem Mooshof. Er war noch ledig, aber nicht gesonnen, es noch allzulang zu bleiben. Seine Eltern waren gestorben, nur sein alter Großvater lebte noch. Das Hauswesen mußte von Dienstboten besorgt werden.

Der Mooshof lag ziemlich hoch oben. Und wie prächtig! Auf den fernen Felsenbergen drüben behaupteten sich da und dort Streifen Schnees zwischen den starren Wänden. Tiefer unten wechselten Wälder und Alpenweiden miteinander ab; das Thal, in das man hinuntersah, war in sattes, saftiges Grün gekleidet.

Das Dach, welches Sylvest so sehr zu interessieren schien, gehörte zur Mühlau, einem ebenfalls einzeln stehenden Anwesen. An ihm floß der Mühlbach vorbei; der in einer weiteren halben Stunde das Dorf Rieden erreichte. Hinter dem Mooshof war ein großer Torfstich, der dazu gehörte, daran schloß sich der Wald.

„Es muß geh'n!" rief Sylvest abermals. Die Späne flogen, aber der Klotz leistete zähen Widerstand.

Und wiederum schweiften die Blicke des Burschen nach der Mühlau hinunter.

„Bist scheint's heut recht müd'. Hast eppe gestern z' viel derwischt?"

Sylvest fuhr aus seinem Sinnen auf und sah nach dem Großvater hin, der diese Worte gesprochen hatte. Der Ahnl saß auf der Bank neben der Hausthür und klopfte seine Pfeife aus. Hier war sein Lieblingsplatz; da pflegte er an der Sonne seine alten Knochen zu wärmen, die ihn schon fast acht Jahrzehnte durchs Leben getragen hatten.

„I?" sagte Sylvest. „I z' viel trunken? Warum net gar! Das weißt ja doch selber, daß i gestern daheim blieben bin. Warum soll i denn müd' sein?"

„No, weil d' halt alle Augenblick' ausruhst. Oder siehst eppe wen 's Straßl 'raufkommen?"

„Sell net, aber weißt, Ahnl, i muß halt allweil an eppes denken, das will mir net aus'm Kopf; und i weiß net, zwing' i's, oder zwing' i's net."

„Jesses," brummte der Alte, „schon wieder der Aermel z'rissen! Die Malefizloni kümmert sich schon bald um

gar nix mehr. 'n Tabak därf ich mir a so allweil selber schneiden. Und der Schmarrn is heut anbrennt g'wesen."

„Ja freilich," seufzte Sylvest, „mit die Dienstboten is ma schlecht aufg'richt."

„G'höret halt bald a Bäuerin ins Haus."

„Wär' mir gar net z'wider, Ahnl. Hab' schon selber dran denkt."

„Du? Woher willst denn du eine kriegen, du Lapp? Am g'scheitsten wär's, i heiratet' selber noch amal. I wüßt' mir schon eine. Is gar net weit weg."

Sylvest wurde um eine Spanne größer. „Ahnl, was d' sagst! Warum soll denn grad i keine krieg'n? Mein Hof kann sich seh'n lassen, und i am End' auch noch a bißl."

„Glaubst denn, a Dirndl kann so an Leimsieder leiden? Hättst mi seh'n soll'n!" Und er strich seinen weißen Schnauzbart.

„Warum bin i a Leimsieder? Arbeit' i net von der Frua bis auf d' Nacht?"

„Jetzt schaut's den an! Grad deswegen bist einer. Arbeit't jetzt der heut am Montag, daß ihm der Schweiß abilauft! Zu meiner Zeit hätt' man sich g'schamt, am Montag an Streich z' thun. Aber die alten Bräuch' kommen halt alle ab. G'rauft wird nimmer g'scheit, mit die Jager wird höchstens kartelt im Wirtshaus, und wenn aner an andern a bißl krumm anschaut, wird er gleich verklagt wegen Ehrenbeleidigung. Und du bist grad so a Waschlappen. Jetzt möcht' der heiraten und traut sich keiner was z' sagen! Kruzitürken! Wie hab' i's g'macht? Zum Zenzl hab' i g'sagt: „Mi kennst, i bin der Mooshofbauer, i kann dich dernähren und noch a Dutzend Mäuler derzu, i heirat' dich — morgen sagst es deine Leut'!" Und hab' ihr an Schmatz 'naufdruckt, und die G'schicht is fertig g'wesen. Einer is uns nachg'schlichen,

der hätt's auch gern mögen, mit dem bin i aber auch gleich fertig g'wesen."

„Ja, i weiß schon," sagte Sylvest, „vor deiner Hochzeit ham s' di erst amal a halbs Jahrl eing'sperrt. Da danket i schön dafür."

„Das glaub' i dir aufs erst' Mal. Da drinn giebt's ja keine Federbettln. Habt's halt ka Schneid mehr! Alle miteinand net! Früher, wenn der Bua ins Wirtshaus gangen is, hat der Vater g'sagt: „Bua, mach mir ka Schand, laß dir nix g'fallen." Vor mir und vor dei'm Vater hat auch alles Respekt g'habt. Aber jetzt heißt's: „Büaberl, laß di sei' in nix ein, könntst leicht a blau's Fleckerl kriegen und nachher müßt 's Mutterl die ganz' Nacht kalte Umschläg' machen." — Sakra, mei' Pfeifen is gar — Loni, bring mir an Tabak außi — Loni! Wo is denn das Madel wieder?"

„Wart, Ahnl, ich hol' dir einen," sagte Sylvest und ging ins Haus.

Der Alte strich sich inzwischen vergnüglich über den Schnauzbart und lachte verschmitzt vor sich hin: „Will doch seh'n, ob i dem Sappermentsbub'n ka Schneid beibringen kann, daß ihm 's Maul net allweil z'sammpappt bleibt, wenn er die Schürz'n sieht in der Mühlau drunten."

Sylvest kam mit dem Tabak und nahm dann seinen Klotz wieder in Angriff.

Als der Ahnl endlich seine Pfeife wieder in Ordnung gebracht hatte, sagte er: „Weißt, Sylvest, du bist überhaupt schon net recht tauft wor'n. Mit dem Namen bist allweil hint' dran, weißt, wegen dem Kalender. Da schau mi an; Girgl ham s' mi tauft. Der heilige Georg, das is noch a Mann g'wesen, schau ihn an in der Kapell'n drüben, was der für a Schneid g'habt hat, wie der den Drachen abmurkst. Und die Schneid hab' i von ihm g'erbt, und mir hat keiner ankönnen, bloß deiner

Großmutter selig bin i net Herr wor'n. Wenn d' wenigstens Adam heißen thätst, nachher wärst schon im Kalender weiter vorn dran, und a Everl thätst nachher schon auch kriegen, wenn d' auch nix derzu könntst."

Sylvest trat aufgeregt zu dem Alten. „Ahnl, was meinst? Was meinst vom Everl? Hast eppe —?"

„Grüß enk Gott mitanand! Was giebt's denn, daß's so thut's mitanand?" sprudelte eine dünne Stimme dazwischen. „Hat eppe die Scheck schon kälbert? Is alles g'sund auf'm Mooshof? Was machen denn deine Haxen, Ahnl? Der Metzger z' Rieden weiß schon nimmer, wo er alles herbringen soll, wegen die Fremden. Und wenn d' fufzig Kalbln hast, er nimmt's, er braucht's. Mußt es halt fleißig einreiben, nachher wird's schon wieder recht wern —"

„Jesses, der Neuigkeitskramer!" unterbrach der Ahnl den Wortschwall. „Was bringst denn Neues? Ja so, wegen der Scheck hast g'fragt! Ja, die hat schon vorgestern kälbert, wenn man so sagen därf, das Vieh hat drei Köpf' mit lauter Saurüssel und fünf Füß' und an Gockelschwanz mit grüne Federn. Wenn's nur net eppe verhext is, die G'schicht."

„Was d' net sagst, Ahnl! Das wär' ja aus!" rief der Ankömmling und schlug drei Kreuze. „Das muß i mir gleich amal anschaun."

„Hab's gestern schon nach München g'schickt zu die studierten Herrn. Unter tausend Markln geb' i's net her, lieber lass' i's selber ausstopfen."

Der Neuigkeitskramer — so hieß man den Ankömmling allgemein — hausierte mit seinen Waren bergauf und bergab, und es lag kein Hof so versteckt, daß er ihn nicht heimgesucht hätte. Für alle hatte er etwas, für Bauer und Knecht, und natürlich nicht zum wenigsten für die lieben Evastöchter, und war deshalb allenthalben ein

stets willkommener Gast. Und wie er den Leutchen seinen Kram aufzuschwatzen wußte, indem er dazwischen die interessantesten Neuigkeiten auskramte, die sich da und dort zugetragen haben sollten! Aber mit der Zeit bekamen diese Neuigkeiten ein immer bedenklicheres Gesicht, und er wußte schließlich selber nicht mehr, was der Wahrheit entsprach oder was auf Rechnung seiner Phantasie zu setzen war; und da er nun ein altes Männlein geworden war, nahm man ihn schon lang nicht mehr ernst und trieb seinen Spaß mit ihm, indem man ihm die unglaublichsten Sachen aufband, die er dann mit Eifer weiterkolportierte.

„Also wegen dem Metzger!“ fing er jetzt wieder an. „Der kann gar net g'nug Fleisch mehr auftreiben wegen die vielen Fremden, und für 's nächste Jahr san schon fünfhundert Familien ang'sagt aus'm Amerika, und der Sultan kommt mit zweihundert Weiberleut' — da fang' i an Kaffeehandel an. — Und der Hirschwirt hat alle Wiesen z'sammkauft und baut lauter Wirtshäuser drauf; da können nachher die Leut' doch wieder amal a bißl was verdienen, daß s' auch wieder was draufgeh'n lassen können, denn wenn unsereins net dieweil in einem richtigen Hof a bißl a G'selchts mit Kraut und a Schnapserl krieget, müßt' man ja rein verhungern bei der lumpigen Handelschaft. Und 's Schönst' is an der G'schicht, daß wir am End' selber Fremde ham, die eigentlich gar keine sind, und die weiter in der Welt umeinanderkommen sind als die anderen Fremden alle mitanand. Das derrat's net, wen i mein', da wett' i mein Kasten da gegen enker Hofl!“

„Das G'schmarr soll der Teixel versteh'n, i net,“ sagte Sylvest kopfschüttelnd.

„Das glaub' i,“ bestätigte der Neuigkeitskramer. „In Rieden drunten is er daheim, is seiner Zeit mit zwa Schiffsladungen Kas von seinem Vatern über 's große Wasser g'fahren und hat a Heidengeld verdient.“

„No,“ sagte der Ahnl, „wer is denn nachher das Wundertier?“

„Gelt, das derrat's net! Der Christoph vom Haselhof is's, gestern is er z'ruckkommen. Sieht aus wie ein Herrischer, aber mit mir hat er sich lang unterhalten und hat mir alles selber verzählt.“

„Du, Kramer,“ bemühte sich Sylvest einzuschalten, „gestern hat's bei uns heroben ganz dick g'schneit und 's hat doch die Sonn' g'scheinen und is kein Wölkl am Himmel g'standen.“

„Halt bloß du 's Maul!“ unterbrach der Ahnl Sylvests humoristischen Versuch. „Weißt, Kramer, es is bloß von die Tauben g'wesen. Bei der letzten Brut is ja a Dutzed aus jedem Ei g'schloffen, ma weiß ja bald gar nimmer wohin dermit. — Und jetzt kommst a bißl mit eini in d' Stub'n. — Loni! Loni! Der Kramer is da! Herrgott, da kann s' fliegen! Loni, jetzt suchst aus dem Kastl da a wengerl Nadel und Faden außi, daß i mir mein Aermel flicken kann.“

2.

Der Mühlbach ist ein recht übermütiger Bursche. In einem tiefeingerissenen Bett tollt er von Block zu Block abwärts. Weiter unten, in der Nähe der Mühlau, hat man ihn schon ein wenig gebändigt, denn da kann man keinen Tollkopf brauchen, da wird er zu vernünftiger Thätigkeit angehalten. Von der Mühle, die vor langen Zeiten hier einmal gestanden, ist keine Spur mehr zu erblicken; dafür ist eine Schneidesäge eingerichtet, deren Kreischen Tag für Tag die Umgegend durchsurrt. Die Säge ist aber nur ein Teil der Erwerbsthätigkeit des Mühlauers, die Hauptsache ist ihm der landwirtschaftliche Betrieb, und wenn sein Vieh reich geschmückt von der

Alm heimkehrt und allerseits bewundert wird, ist er so stolz wie sonst das ganze Jahr nicht.

Ueber der Straße drüben liegt ein Weiher, der auf drei Seiten von Bäumen und Buschwerk eingerahmt ist und herrliche Forellen birgt.

Aus dem schmucken Wohnhaus tritt eine blitzsaubere Dirn mit einer Schüssel in den Hof und streut mit Lockrufen Futter unter das schnatternde, gackernde und sich balgende Geflügel aus. Es ist Everl, die älteste der vier Töchter des Mühlauers. Sie ist nicht klein von Gestalt, aber alles an ihr ist rundlich, jede Bewegung ist kräftig, jugendfrisch. Sie sprüht förmlich Gesundheit und Leben. Lustig und gutherzig ist sie auch. Welchem Burschen sollte sie da nicht in die Augen stechen? Und die Eva möcht' wirklich gar zu gern heiraten, sie wüßt' auch schon einen, und die Alten hätten ganz gewiß auch nichts dagegen.

Aber soll denn das Dirndl den Mund zuerst aufmachen? So ein Lapp, ein damischer — er hat halt ka Schneid!

Als Everl mit der leeren Schüssel wieder dem Hause zu schritt, erscholl es von der Straße her in merkwürdigen Kehllauten: „Gr—gr—gr—grüß Gott, E—E—Ev!“

Die Angerufene blickte auf. „Je, der Anderl! Komm nur a bißl 'rein!“

Und der Anderl kam herbeigetrippelt. Es war ein seltsames Geschöpf. Ein schlankes, wohlgewachsenes, mageres Bürschchen von etwa sechzehn Jahren mit greisenhaftem Gesicht. Unter dem dünnen schneeweißen Haar starrten blöde Augen hervor. Es lag in ihnen ein hilfloser Ausdruck, als wenn sie etwas suchten und ewig nicht fänden. Er gehörte einer bedauernswerten Familie an. Seine Eltern waren gerade keine Trottel, aber es fehlte wenig dazu. Die Kinder hingegen waren fast gänzlich verblödet; Anderl war noch der Gescheiteste von ihnen. Er mußte

regelmäßig Botengänge besorgen von Rieden über den Berg nach Tiefenbach, wobei ihn der Weg über die Mühlau und den Mooshof führte. Und flink war er, das mußte man dem Anderl lassen. Niemals sah man ihn langsam gehen, immer trippelte oder sprang er eilfertig, so wie es Kindern eigen ist.

Die Eva mochte er sehr gut leiden, sie hatte immer etwas für ihn und die Seinigen übrig. So ließ er sich auch heute Milch und Butterbrot schmecken. In den Rucksack kam wenigstens ein Pfund Butter und ein leidliches Stück Geräuchertes. Dabei that aber die Ev einen scheuen Blick gegen das Haus zu, denn betreffs des Geselchten war der sonst so freigebige Vater gar eigen.

Geselchtes, das war für den Anderl etwas Außergewöhnliches. Das mußte etwas zu bedeuten haben.

Dann sagte Everl ganz harmlos so nebenbei: „So, mein guts Anderl, wenn d' was Ordentlichs im Magen hast, kannst leichter die Berg' 'naufsteigen. Was machst denn heut für einen Weg? Mußt weit?"

„Ha—ha—halt nach T—T—T—Tiefenbach."

„Gelt, da kommst ja über'n Mooshof?" fragte sie so unschuldig als möglich, als ob sonst der Anderl ihre Absicht merken könnte.

„F—f—freilich, muß ja v—v—vorbei."

„Wie wird's denn dem Ahnl geh'n? Hab' ihn schon lang nimmer g'seh'n, und wir san doch Nachbarsleut'. Wenn d' ihn siehst, sagst an recht schönen Gruß von mir."

„R—r—r—richt's schon aus."

„Sag ihm, ob er denn net wieder amal zu uns in Heimgarten kommen möcht'. Er is ja noch recht gut beinand für seine Jahr'. Und — und — daß ihm nix passiert, da könnt' er — weißt, er könnt' ja — no, weißt ja, wen mitnehmen, den — die Loni oder, weißt, sonst wen. Hast g'merkt? G'wiß?"

„W—w—wohl! A—a—abikommen, we—we—wen mitnehmen.“

„Also vergiß net! B'hüt dich Gott, Anderl!“

Anderl trottete weiter. Wenn wir ihn begleiten könnten, würden wir sehen, daß er eine halbe Stunde später einem Burschen, der vor dem Mooshof mit der Axt hantierte, verständlich zu machen suchte, daß er halt einmal zum Everl kommen sollt' und, daß nix passieren thät', er die Loni mitnehmen sollt' oder den Ahnl. —

Während Everl ihm nachschaute, war sie so in Gedanken versunken, daß sie die Schritte überhörte, die sich von der entgegengesetzten Seite näherten.

„Guten Morgen, Fräulein Eva! Ich hab' doch die Ehr', mit Fräulein Eva zu sprechen?“

Erschrocken wandte sie sich um und starrte den Sprecher mit großen Augen an.

„Den möcht' i auch heiraten!“ war ihr erster Gedanke.

Ein schmucker Bursche stand vor ihr, hochgewachsen und breitschulterig. Das schwarze Schnurrbärtchen war unternehmend aufwärts gedreht, und die dunklen Augen gingen ungeniert auf Everls runder Gestalt spazieren. Er trug zwar Joppe und federgeschmücktes Hütchen, aber seine ganze Erscheinung und sein Gebaren machten den Eindruck, als suche er die bäuerliche Abstammung vergessen zu machen und als Städter zu gelten. Seine Redeweise war ein merkwürdiges Gemisch von Hochdeutsch und Dialekt. Ueberhaupt schien der junge Mann durchaus von seinem Werte überzeugt.

Evas Schwestern standen mit offenen Augen und Mäulchen neugierig herum, namentlich Burgl, die zweitälteste, staunte ihn mit unverkennbarem Wohlgefallen an.

„Kennen Sie mich nimmer? Ist freilich schon ein paar Jahrln her, daß wir uns nicht mehr troffen ham.“

„Jesses, der Stoffel!“

„Fast erraten — habe die Ehre, mich vorzustellen — Christoph Haselhofer, Kaufmann aus München. Fühle mich sehr geehrt, Fräulein, daß S' mich noch kennen. Hab' mich fein herausgemacht, was?“

„Hätt' Ihnen wirklich fast gar nimmer kennt. Sie san wohl a bißl auf B'such? Oder bleiben S' jetzt wieder ganz daheim?“

„Kann sein, je nach die Umständ'. Nix Gewisses weiß man nicht. Ah sieh da, der Herr Mühlauer! Freut mich ungemein, Sie wieder zu sehen.“

Der Mühlauer war eben hinzugetreten; allzu freundlich sah er aber nicht aus. Etwas zögernd ergriff er die dargebotene Rechte; er schien von dem Ankömmling nicht so sehr entzückt zu sein wie die Weiberleut'.

„Grüß Gott, Stoffel! Aber weißt, i mein', wir reden halt, wie uns der Schnabel g'wachsen ist, und sagen wieder du zu einander, da red't man sich leichter.“

„Sehr erfreut, Mühlauer. Darf ich mich nach wertem Befinden von Frau Gemahlin erkundigen?“

„Gemahlin? Ja so, der geht's recht gut, wenn d' mein Weib meinst. Sakra, dir merkt man's aber an, daß d' so lang in der Fremd' g'wesen bist.“

„Nicht wahr?“ antwortete Christoph geschmeichelt. „Wenn man immer mit Städtern verkehrt, wird man nachher halt selber aner. Nun, und wenn man ein Geschäft hat — die Kunden wollen eben auch fein behandelt sein, und dös rentiert sich nacha.“

„A G'schäft hast also z' München? Was treibst denn für an Handel?“

„Ein großartiges Butter- und Käsg'schäft hab' ich mir eingerichtet, schon deswegen, daß das Absatzgebiet aus der Gegend da erweitert wird. Auch schon meinem Vater zulieb, daß der gleich weiß, wohin mit seiner War'.“

„A Kashandler bist also? Wie lang bist denn schon nimmer dag'wesen?"

„No, seit ich meine Militärzeit abdiente — bei die schweren Reiter natürlich!" sagte Christoph und reckte sich.

„Is wahr, da hab' i di amal im blauen Klüftl umeinandersteigen seh'n."

„Als ich in München die dortigen Verhältnisse kennen g'lernt hab', hab' ich gleich eingesehen, daß da was z' machen wär'. Ich bin deswegen gar nicht mehr heim und hab' mir von meinem Vater die Milchprodukten in die Stadt hineinschicken lassen, und so bin ich Kaufmann geworden, Gott sei Dank! A paar Jahrln noch, nachher kauf' ich mir vielleicht in der Gegend da was G'scheits z'samm."

Nun bekam auch der Mühlauer Respekt. „No, Christoph, kehrst net a bißl zu? Wirst's net so pressant ham."

„Das nicht, ich will einmal vom Geschäft ausruhen und mir ein wenig Zeit lassen."

„Weib, bring a Bier außi!"

Das Gesicht am Fenster verschwand.

Sie setzten sich auf die Bank vor die Hausthür und plauderten weiter. Die Mädchen horchten zu und getrauten sich kein Wörtl dreinzusprechen.

Nun kam die Mühlauerin mit Krug und Gläsern. Sie schien zwar etwas befangen, aber sie begrüßte den Besucher viel herzlicher, als es vorher ihr Mann für gut befunden hatte.

Während der weiteren Unterhaltung schweiften Christophs Blicke über die Sägemühle, den imposanten Misthaufen, die wohlbewässerten Wiesen und dazwischen über Everls rundliche Erscheinung. Dann streckte er die Füße aus, schlug sie zierlich übereinander, musterte mit Wohlgefallen seine Persönlichkeit, soweit das ohne Spiegel geschehen konnte, und stemmte die eine Hand in die Seite:

die andere hielt das Bierglas. Er schien mit sich zufrieden und mit einer Sache im reinen zu sein. Dann blieben seine Augen am Fischteich haften.

Nach einiger Zeit zog er seine Uhr. „Sakra, schon so spät, und ich hab' so weit heim — bei dem Hunger! 's ist höchste Zeit, daß ich geh'."

„Könntst ja dableiben, Stoffel," beeilte sich die Mühlauerin zu sagen, indem ihr Blick Eva streifte. „In der Mühlau is noch kaner verhungert."

„Das mein' i auch!" bekräftigte ihr Mann. „Wir ham nix Schlechters z' essen als die Riedner."

Bald darauf hantierten die beiden Männer an dem Fischbehälter im Weiher herum. Als sie dann mit wohlgefülltem Netze ins Haus kamen, dampfte es bereits wacker aus der Küche, und ein kräftig-köstlicher Schmalzgeruch strömte Christoph in die Nase, welche er prüfend emporzog.

So kommt der Mühlauer heute zu einem Festtag. Es würde dem soliden Manne nicht im Traume einfallen, an einem gewöhnlichen Tage eine Forelle heraufzuholen, aber wenn sich so unverhofft Gelegenheit zu einem kleinen Gelage bietet, das ist so seine Sach', da kann er kreuzfidel werden. „Wenn er nur nachher die nächsten Tag' auch gleich wieder in die Reih' käm', thät's ja nix machen," meint dann immer die Mühlauerin.

Die Männer sitzen bereits in der Stube an dem eichenen Tisch, auf den Everl einen frischen Strauß gestellt hat. Der Krug wird fleißig gefüllt und geleert. Die Weiberleut' sind alle in der Küche. Nur ab und zu, wenn sie einen Augenblick abkommen kann, sitzt auch die Mühlauerin bei den Männern. So auch jetzt. Sie schaut dem Christoph unverwandt ins Gesicht, wie in Träumen versunken, als wenn in ihr längst verklungene Erinnerungen wieder aufstiegen.

Warum soll nicht auch eine Bäuerin ihren Roman gehabt haben?

Auf einmal wirft sie den Kopf in die Höhe. Mit dem Schrei: „Malefizfratzen, habt's mir was anbrennen lassen!" rennt sie zur Thür hinaus und stolpert fast über ihre neugierigen Sprößlinge, welche, eine nach der anderen, die Küche im Stiche gelassen und an der Thür dem interessanten Gespräch gelauscht haben.

Endlich ist das Essen fertig. Suppe, Schmarren, Pfannkuchen mit Salat. Und dann die Forellen! Die größte ruht inmitten der riesigen Schüssel, ernst und würdevoll im Bewußtsein ihrer Gediegenheit, um sie herum kokettieren die kleineren.

Das Gespräch verstummte fast vollständig, man hatte keine Zeit dazu. Nachdem die Arbeit unter mannigfachem Seufzen gethan war, wurden etliche Gläschen Kirschwasser und Enzian getrunken. Dann ging man wieder zum Bier über.

Nachdem sodann die sämtlichen Nachbarsleute zur Genüge besprochen waren, kam man wieder auf sich selbst zu sprechen.

Die Ev hatte leider in Küche und Haus viel zu schaffen und konnte nur einen Teil der Unterhaltung erlauschen, wenn sie Bier brachte oder so im Vorbeigehen ein wenig an der Thür stehen blieb, zumeist aber war nur Christophs Stimme zu vernehmen.

„— — — wird das in München ein Leidwesen sein, wenn ich nimmer da bin. Möcht' wissen, was da in der Zeitung drin stehen wird — — freilich schad, in zehn Jahrln hätt' man Millionär sein können — — mein Vater ist halt auch nimmer jung, und wegen seine Füß' kann er's halt nicht mehr allein dermachen — 's is Zeit, daß ich mich um seine Sach' umschau' — — muß einmal der Richtige dreinfahren — —"

„Schau," denkt sich die Ev gerührt, als sie jetzt wieder einen Krug hinstellt, „seinem alten Vaterl zulieb laßt er sein schönes Geschäft im Stich, der hat einmal ein guts Herz!"

„— — — wär' ich bis Neujahr blieben, wär' ein Kommerzienrat mehr auf der Welt — — freuen thät's mich schon, wenn ich durch die Stadt sauf' und alles fragt, wem g'hört das flotte Zeugl? Dem Kommerzienrat Haselhofer — — —." —

Es war schon spät am Nachmittag, als Everl wieder einmal eintrat, den leeren Krug in der Hand.

Der Vater war in seinem Lehnstuhl eingeschlafen.

„Mutter, 's Faßl is leer!"

Da rüstete sich Christoph zum Aufbruch.

Der Mühlauer hatte mit Anstrengung die Augen geöffnet, Everls betrübsame Mitteilung war ihm gerade noch zum Verständnis gekommen.

Er machte einen matten Versuch, Christoph die Hand zu reichen. „Stoffel, sag dem Wirt, er soll gleich morgen früh a Faßl —"

Da schlief er schon wieder.

Christophs Abschied von den „Damen", wie er jetzt sagte, war überaus herzlich, aber etwas theatralisch. Dann trat er mit auffallend strammer Haltung den Heimweg an.

Eva schaute noch lange sinnend die Straße hinab, in entgegengesetzter Richtung wie heute morgen.

„'n Vatern hat's! Aber der Christoph, dem merkt man fast gar nix an. Das is noch a Bursch! Der hat a Schneid!"

Als sie sich endlich umwandte, stand Burgl da. Die hatte dem Christoph auch nachschauen müssen.

„Du, Ev, den heirat' i, wenn i aus der Sonntagsschul komm'!"

Erst war Everl sprachlos. Dann aber fuhr sie auf:

„O du Aff! Du gehst ins Stuberl eini und spielst mit deiner Docken!“ — —

Das war ein ereignisvoller Tag gewesen; heute ging man früher zu Bett als sonst.

Der Müller schnarchte. Manchmal krümmte er den Arm, führte die Faust zum Munde und ließ sie dann langsam wieder sinken.

Sein Weib betete. Dann schwamm ihr Vergangenheit und Gegenwart durcheinander.

Die Burgl spielte mit einer Puppe; die wurde immer länger und länger und nahm allmählich Christophs Züge an.

Regerl würgte die ganze Nacht an einer Gräte, die ihr im Traum im Hals stecken geblieben war, und Veferl spielte die gekränkte Unschuld und weinte unaufhörlich leise in sich hinein, weil sie eine Maulschelle bekommen hatte wegen eines verbrannten Pfannkuchens, und sie hatte doch nichts dafür gekonnt, und sie hätt' am liebsten auf der Stelle sterben mögen.

Dem armen Everl aber ist's am schlechtesten gegangen. Auf der Hochzeit vom Anderl und der Burgl hat's getanzt mit dem Ahnl, und der hat's durchaus heiraten wollen, weil's vom Sylvest nichts mehr wissen möcht', bis nachher ein großmächtiger Fisch dahergeschwommen ist. Der hat ein Gesicht gehabt wie der Christoph und hat den Sylvest verschluckt, daß bloß mehr die Füß' aus dem Maul herausgeschaut haben. Und in Todesangst hat's die Füß' gepackt und hat angezogen wie verrückt und den Sylvest glücklich wieder herausgebracht, aber der hat's bloß traurig angeschaut und nachher ist er zornig worden, hat ein paar Wörteln gesagt, aber keine schönen, hat auf ihrem seidenen Kleid mit der himmellangen Schlepp' herumgetrampelt und hat's mir nichts dir nichts stehen lassen.

Am anderen Morgen hatte Everl zum erstenmal in

ihrem Leben Kopfweh. Kein Wunder, denn sie hatte einen Katzenjammer, aber einen moralischen.

3.

Er hatte einen verhältnismäßig guten Tag heute, der alte Haselhofer. Es war ein prächtiger, warmer Abend. Der Bauer war wochenlang nicht ins Freie gekommen. Heute mocht's ihn aber gar nicht mehr in der Stube leiden. Er machte einen Versuch, und siehe, es ging. Seine Gicht erwies sich heute gnädiger als sonst.

Tyras, der Hofhund, der an der Kette lag, heulte vor Freude. Als ihm aber sein Herr keine Beachtung schenkte, winselte er nur noch kläglich, denn er hatte kein Wasser. Unordnung, Verwahrlosung überall! Des Bauern Weib war schon seit Jahrzehnten gestorben. Und er mit seiner Gicht! Es ist nur gut, daß er so einen großen Buben hat. Ja, mit dem ist man aufgerichtet, mit dem Stoffel! Ist das ein Leben!

Er schleppt sich bis zum Nußbaum, dort setzt er sich auf die Bank und schnauft aus. Und auf die Anstrengung hinauf möcht' er jetzt ein Bier trinken, gerad extra, weil's ihm der Doktor verboten hat!

„Seppl! — — Zenzl! — — Seppl!“

Es rührt sich niemand. Der Bauer wird zornig.

„Vielleicht saufen s' wieder miteinander im Keller drunten, die Sakermenter!“

Der Haselhof liegt einige Minuten vor Rieden. In der Nähe schlängelt sich der Mühlbach vorbei. Die Hauptstraße von der Mühlau zum Dorfe macht einen großen Bogen, ein Nebensträßchen schneidet denselben ab und führt in Gesellschaft des Baches am Haselhof vorüber in kürzerer Zeit nach Rieden.

Der Hund wurde wieder unruhig und begann dann ein Freudengeheul, wobei er sich an der Kette fast abwürgte.

Der Bauer blickte das Sträßchen hinauf und sah einen daherkommen. Es war Christoph, der von seinem Mühlauer Besuch zurückkehrte. Er war in sehr gehobener Stimmung. Die Sägmühle und überhaupt das schöne Anwesen hatte es ihm angethan. Das Everl aber auch; das einzige, was er an ihr auszusetzen hatte, war, daß sie nicht das einzige Kind war.

Endlich hatte er den väterlichen Hof erreicht, machte jedoch keine Miene, hier einzuschwenken, und schien vorbeigehen zu wollen.

Der Bauer rief ihn an. Christoph blieb stehen, zog sogar höflich seinen Hut und rückte endlich an.

„Aber Stoffel, wo steckst denn den ganzen Tag? Schaust di gar net um um dein alten kranken Vatern?"

„Muß doch z'erst wieder die Leut' aufsuchen! Bin ja ganz fremd worden!"

„Aber von jetzt an heißt's daheim bleiben und schaffen, sonst geht's bald ganz krumm."

„Werd' schon all's richten, wie's recht is."

„Geh mir weg mit deine Sprüch' — schaffen sollst! Sprüch' hast mir schon lang g'nug vorg'macht. Wegen deine Sprüch' sieht's aus auf'm Hof, daß 's Gott derbarm."

„Wird all's wieder z'recht g'richt't."

„An guten Anfang hast schon g'macht, so viel i seh'. I glaub', in München bist grad so wenig in dei'm Ladl g'wesen als daheim im Haselhof. Mit deiner Malefizhandelschaft! D' War' därf ich schicken, bar Geld auch noch alle Augenblick' — um 's G'schäft zu vergrößern, sagt der Tropf — und der Lump faulenzt in der Stadt, wo i doch kaner Arbeit mehr nachgeh'n kann."

„Wär' freilich besser, wenn noch a Bäuerin da wär'. D' Mutter soll ja a tüchtigs Leut' g'wesen sein."

„Ja freilich, wenn die noch leben thät'!" erwiderte der Bauer kleinlaut.

„Ja freilich, die könnt' eigentlich heut noch leben; der Stoffel, der Lump, hat s' net umbracht —"

„Halt's Maul, Tropf, elendiger!"

„Was kann i derfür, was d' Leut' reden?"

„Jetzt red' i was, verstanden? Jetzt wird's Ernst. Mein Geld hast verputzt in der Stadt drin, der Hof is voller Schulden."

„Werd' ich all's in d' Reih' bringen. Heiraten thu' i!"

„Geh, du? Wer is denn nachher das g'scheite Dirndl, das di nimmt?"

„A Schwere is's, a andere nimmt der Christoph net. Die Mühlauer Ev heirat' ich!"

Der Bauer wollte aufspringen, aber er hatte seinen Zustand vergessen. Stöhnend sank er zurück. „Die Mühlauerin? Laß dir nix träumen! Das ging mir grad noch ab."

„Vater, das mach' ich grad, wie i ch mag! A Bäuerin muß her auf'n Hof, das is amal g'wiß. Und grad die Ev muß ich ham. Und gut soll sie's ham bei mir, ich bring' mein Weib net um, ich bin a guter Kerl, wenn man mir nix einred't. Und wenn amal der Alt' nimmer is — die Säg' und der Hof — sakra, das giebt a schöns Gütl! So, jetzt muß ich noch a weng in Hirschen umi. B'hüt dich Gott!"

Tyras heulte wiederum. Christoph löste ihn etwas mühsam von der Kette. Unter Freudengeheul raste der Hund voraus und zurück. Sein Herr war heute gar so gut aufgelegt, da konnte Tyras im Hirschen vielleicht von Nutzen sein.

Der Bauer konnte vor Zorn gar nicht mehr reden. Zwar mußte ihm nichts erwünschter sein als eine reiche Schwiegertochter, aber die Mühlauer Ev? Von der Sippschaft kommt ihm keins ins Haus!

Damit hatte es nämlich eine eigene Bewandtnis. Der Haselhofer hatte ein verfehltes Leben hinter sich. Ein Dirndl hat ihn gern gehabt, o so gern! Und wie er drein verliebt war, das ist nicht zum sagen! Aber sie war arm, er wohlhabend. Das heißt sein Vater. Als der erfuhr, daß sein Bub so ein Bettelleut' heiraten wollt', schrie er, lieber schlag' er ihn tot, als daß er so eine Bagage sich ins warme Nest sitzen lasse. Und so hat der arme Bursch sein Bärbl sitzen lassen müssen, um eine reiche Bauerntochter zu heiraten. Wenn's wenigstens so gewesen wär', daß er die Ausred' gehabt hätt', er hätt' mit dem Heiratsgut den Hof retten müssen. Aber nein, bloß daß reich und reich zusammenkommt.

Das war aber noch nicht alles. Sein Trost war, daß die arme Bärbl sich schön blind weinen thät' um ihn, damit er nicht allein unglücklich wär', und wäre sie ins Wasser gesprungen aus Verzweiflung, das hätte seiner Eigenliebe nicht wenig geschmeichelt. Und versorgt wär's dann auch gewesen.

Aber da kam der Mühlauer. Der hob der Bärbl das Kinn in die Höhe, schaute ihr in die traurigen Augen und sagte: „Bärbl, giebt's denn bloß an anzigen Burschen auf der Welt? Schau, i hab' di schon lang gern g'habt!"

Da fand sie Gefallen an dem braven Manne, besann sich nicht lange und wurde sein Weib.

Das konnte der Haselhofer ihr nimmer vergessen, daß sie sich um ihn, das unglückliche Opfer des väterlichen Eigennutzes, nicht halb oder ganz zu Tode gehärmt hatte; er fühlte sich tödlich beleidigt.

Seinen Zorn darüber ließ er an seinem armen Weibe aus. Die meiste Zeit war er im Hirschen zu treffen, woselbst er Trost suchte. Und wenn der Wirt meinte, es wär' jetzt Zeit zum Heimgehen, es thät' langen, dann sagte er: „Hirschwirt, noch a Maßl, daß i mein Elend vergess'!"

Daheim fiel ihm dann sein Elend wieder ein, wenn er sein Weib sah, und er prügelte das arme Wesen, das doch auch nur verkauft war. Und als Christoph die Welt mit seiner Ankunft erfreuen sollte, geschah das wieder. Die bösen Zungen behaupteten, das sei daran schuld gewesen, daß sich die Haselhoferin hinlegte und starb, indem sie ihrem Kinde das Leben gab.

Der Bauer setzte sich das in den Kopf und suchte wieder Vergessenheit. Und war er dort zu scharf gewesen, so wollte er das an seinem Bübl wieder gut machen, indem er demselben alles hingehen ließ und ihm alles zu willen that; und es sei ja ein so schwächliches Kind, meinte er, das könne ja gar nicht anders sein bei einer solchen Mutter. Aber es war jammerschade, daß das munter heranwachsende Bübl von dem üppigen Haselgebüsch am Bach drüben nur die Nüsse zu kosten bekam.

Aus dem kleinen Stoffel war dann eben der große Christoph geworden. Und der hat eben mit Tyras die ersten Häuser von Rieden erreicht, und jetzt ist er verschwunden.

Er kennt den Hirschen, der alte Haselhofer schüttelt langsam den Kopf und seufzt: „Schad um den Kerl. G'schieht mir aber grad recht!“

4.

„Bist doch a rechter Kindskopf, Burgl!“ rief die Ev, indem sie sich pustend das Wasser von Gewand und Gesicht wischte.

Die Burgl wollte sich fast ausschütten vor Lachen — das übermütige Ding hatte einen Hafen mit Wasser an einem Nagel über der Milchkammerthür angebunden und auf die nur leicht angelehnte Thür gestellt. Als Everl kam und öffnete, fiel der Hafen um, und sie sah aus wie eine gebadete Katze. War das bloßer Uebermut seitens

Burgl, oder war am End' ein wenig Rachsucht wegen gestern dabei?

Zu anderen Zeiten hätte Everl dem Fratzen eine tüchtige Maulschelle verabreicht oder ihm die Zöpfe ein wenig herumgedreht, heute aber war sie nachsichtig gestimmt. Sie fühlte nur zu gut, daß sie selber Nachsicht brauche. Sie befand sich in einem schrecklichen Zwiespalt mit sich selber; gar nicht mit sich zufrieden war sie, nein, gar nicht! Was soll daraus werden?

Wie hatte sie früher den Hals gestreckt, ob der Sylvest nicht etwa vorbeikäme, und wie hat sie sich gefreut, wenn sie ihn gesehen. Heut hat sie aber eine förmliche Angst vor ihm. Wenn er nur mehr geredet hätte mit ihr, geredet vom Heiraten. Und sie kann ihn noch leiden, recht gut. Aber der Christoph, das ist halt ein Bursch! Auf den ersten Blick hat's ihn mögen. Und wie er's allweil ang'schaut hat! Es ist ein Kreuz, sie kennt sich gar nicht mehr aus.

In solchen Fällen giebt es kein besseres Auskunftsmittel als Flennen. Wenn das gründlich besorgt ist, hat man das Seinige gethan und kann das weitere getrost dem lieben Herrgott überlassen.

So ging's den ganzen Tag fort, und es war endlich Abend geworden. Die Hauptarbeit war gethan; Everl setzte sich auf die Bank vor dem Haus, um ein wenig auszuruhen; auf demselben Fleck hatte gestern Christoph gesessen.

Wenn der käme und sie zum Weib wollte, was thät' sie sagen? Sie weiß es nicht. — —

Die Berge drüben schienen wie in Feuer getaucht, die Felsen leuchteten in geheimnisvoller Glut. Darüber der farbenbunte Himmel, so rein, als hätt' ihn niemals ein Wölkchen getrübt.

Wenn der Christoph käm' — wenn sie fort müßt' in

die große, große Stadt! Die möcht' sie schon einmal sehen. Aber die vielen, vielen hohen Häuser! Da muß es einem eng vorkommen. Nicht so weit, so lustig, so frei wie hier.

Von Rieden herauf hallte das Gebetläuten. Das klang so feierlich, so friedlich, so vertraut.

Wenn sie fort müßt von hier! — — Noch nie war es ihr so zum Bewußtsein gekommen, wie schön es hier sei. Zum erstenmal eigentlich hörte sie jetzt den laufenden Brunnen plätschern, der in einem fort mahnte: Bleib da bei uns, ich bleib' auch da. Und nun kommen die prächtigen Milchkühe von der Weide; ernst und würdig schwenken sie in den Hof ein. Eine um die andere wenden sie den Kopf gegen die Ev, als wollten sie guten Abend sagen.

Die aber sprang auf und kraute die Bleß, ihren Liebling, zwischen den Hörnern. Dann ging sie um den Garten herum, ein wenig aufwärts, wo die Obstbäume standen. Wollte sie Obst holen oder unbemerkt wieder ein bissel flennen? Und da blickte sie wieder ringsumher.

Immer feuriger flammten die Felsenhäupter, als wollten sie ihre Pracht immer eindringlicher vor Augen führen. Wie ein warnender Finger reckte sich das Eishorn über seine Nachbarn empor.

Nein, so schön ist's nirgends auf der Welt! Das weiß sie freilich erst seit heute. Wenn sie da fort müßte — weit fort — wenn sie die Kuhglocken nimmer hören könnte!

„Ahnl, i muß noch auf'm Torfstich hinten was nachschau'n," sagte Sylvest zu dem Alten. „'s is bloß, daß d' weißt, wo i bin."

Dann ging er hinter das Haus, dem Torfstich zu; als er aber außer Sehweite war, verschwand er im Wald und eilte auf Umwegen dem Fußsteig zu, der auf der anderen Seite des Mühlbachs nach der Mühlau führte.

Sein Hütl hatte er unternehmend aufs linke Ohr gerückt; es galt auch kein geringes Wagnis: das Maul sollt' er aufmachen in einer Sach' — ja, wenn man in der Uniform steckt und geht auf den Tanzboden, da ist er auch nicht faul gewesen, der Sylvest. Aber jetzt bei der Ev! Er weiß halt doch gar nicht gewiß, ob — — aber sie hat's ihm doch deutlich genug gemacht. Hat sie's ihm nicht durch den Anderl zu verstehen gegeben?

Je weiter er hinunterkam, desto langsamer ging's.

Er muß sich doch noch schön überlegen, was er sagen soll, denn heut noch muß er endlich einmal wissen, wie er dran ist. Ja, wenn sich's um eine gewöhnliche Sach' handeln thät'! „Zeitlassen, Everl, wirst ja ganz bucklet vor lauter schaffen." Oder: „Moinst net auch, wir könnten bald wieder an Regen brauchen?" Oder am Tag nach der Kirchweih: „Hast schon ausg'schlafen, Everl? Hast ja gar net g'nug kriegt, gestern. Wird der Schuster a Freud' ham mit deine durchtanzten Schuh'!" Herrgott, was könnt' man da alles zusammenpappeln! Aber bei der heutigen Angelegenheit hat er halt immer noch a bißl studieren müssen, grad als wie der Bürgermeister von Rieden an seiner Red', als der Bischof zur Firmung gekommen ist, und nachher ist er doch stecken geblieben.

Jesses, da ist er schon bei der Mühlau! Er bleibt hinter einem Busch stehen; er muß doch zuerst ein wenig spionieren. So ganz deutlich sieht man aber nimmer, es ist schon Zwielicht. Wenn er nur die Ev allein treffen könnt'! Er pirscht sich weiter hinunter zu einem anderen Busch.

Da, im Hof — na, das san die Kleinen. Aber bei die Obstbäum' rührt sich eppes, hinter'm Garten. Das is's! Freilich is sie's! 's Evel is's! Sakra, da is noch wer derbei! Der Vater is's net! Wer kann denn das sein? Was thun denn die dahint? Is das eppe a Heim=

lichkeit? Warum steh'n s' denn da hinten, wo man s' vom Haus aus net seh'n kann? Ev, was soll das bedeuten? Ev, hast's eppe mit an andern? Und mir laßt d' sagen, ich soll bald amal kommen! Vielleicht, daß i enk zuschau'n kann, oder bin i bloß am unrichtigen Tag kommen? Ah was, am End' is doch nix dahinter — 's is zum Lachen — wie kann man nur so dumm sein — am End' is's a Handler, der ihnen 's Obst abkauft oder sonst wer! 's Everl wird doch mit wem reden dürfen. Na, bin i a Narr, a dalketer! Und was hätt' i denn eigentlich dreinz'reden! 's Everl könnt' ja thun, was 's möcht, es ging mi ja gar nix an, wir ham ja noch nix mitanand ausg'macht. Kommt aber schon noch, heut noch! Aber seh'n muß i jetzt doch, wer das is — — Himmelherrgott, abbußlt hat er's, der Hund, der infamige!"

In langen Sätzen rannte Sylvest hinunter. Bald aber ging's langsamer. Bloß so zufällig wollt' er daherkommen. Jetzt ist er gerade vor der Hausthür.

Da huscht die Ev ums Eck.

„Grüß Gott, Everl!" grüßt er höhnisch.

„Grüß Gott, Sylvest." Auf ihrem Gesicht lag es wie Abglanz des Alpenglühens. „B'hüt di Gott, d' Mutter hat g'rufen, i muß schnell eini!"

Sylvest starrte ihr nach. Er war ganz paff; das war ihm zu geschwind gegangen. Dann aber erfaßte ihn heiliger Zorn. Ihn so mir nichts, dir nichts stehen zu lassen. Die hat ein schlechtes Gewissen, warum wär' sie sonst auch so schnell vor ihm davongelaufen? Und wer ist denn der Lump gewesen, mit dem sie's gehabt hat? Das hätt' er sie fragen mögen, auf der Stell'! Den wenn er erwischt — und erwischen muß er ihn!

„Wart, Lump, di krieg' i! I krieg' di beim Krawattl!"

Und er lief thalwärts. Nach einer Weile blieb er stehen und horchte; dann eilte er wieder vorwärts, Zorn

und Eifersucht beflügelten seine Schritte. Da sah er einen großen Burschen dahinschlendern, der soeben das Lied beendete:

„Denn so wie du, so lieblich und so schön,
Kind, glaube mir, war keine der Feen.“

Der Bursche hörte nun die Schritte hinter sich und drehte sich um.

Der Christoph ist's! Den kennt der Sylvest schon noch. Ueberrascht ist er freilich, den hier zu sehen.

Christoph grüßt ihn herablassend, aber freundlich: „Ah, der Herr Mooshofer! Wo geh'n Sie denn noch hin so spät?“

„Das is ganz mei' Sach', wo i hingeh'. Aber i frag' di, wo kommst denn du her?“

„Weißt, das ist nachher meine Sach'.“

„Wo d' herkommst, will i wiss'n. Red, oder i thu' dir 's Schloß vom Maul abi!“

„Herr Mooshofer, Sie scheinen mir zu viel hinter die Binde gegossen zu ham! Aber ich sag' dir, Bürschl, nimm dich z'samm, sonst wirst gleich eine drinn ham in deiner frechen Goschen!“

„Gar nix hast du mir z' sagen! Wärst in München blieben, wir brauchen di net! Dort giebt's g'nug von denen, die für di taugen. I will dir lernen, a rechtschaffens Dirndl anz'packen und ins G'schrei z' bringen, du g'spritzter Stadtaff —“

Aber da hatte Sylvest schon eine über den Augen sitzen, daß ihm das Feuer herausspritzte. Aber nur eine! Dann hat er den Angreifer schon umklammert. Jetzt hängen sie aneinander. Griff um Griff! Keiner ist im Vorteil. Das heldenhafte Ringen wogt hin und her. Blut wird noch keines vergossen, aber Schweiß, und das nicht wenig. Das ist ein Rucken, Schieben, Zerren, Lauern — man hört nur das Keuchen äußerster Kraftanstrengung und nur

hie und da einen abgebrochenen Laut der Drohung oder Geringschätzung.

Der schlaue Christoph weiß das Gefecht gegen den Straßengraben zu dirigieren. Sylvest tappt rückwärts mit dem einen Fuß hinab, und gleich darauf liegt er drunten auf dem Rücken.

Und nun hagelt die Faust seines Gegners auf ihn herab. Eine geraume Weile! Seine Niederlage ist vollkommen.

Der Ahnl wird morgen seine Freud' an ihm haben, wenn er ihn sieht. Wird der Respekt kriegen!

Sylvest klaubt sich endlich zusammen und steigt aus dem Graben. Als er sich mit der Hand das Blut abgewischt hatte, schaute er in das ängstliche Gesicht Anderls.

„S—S—Sylvest, wa—wa—was hat's denn ge—ge—ge—geben?“

„Was wird's geben ham? G'stolpert bin i und a bißl hing'fallen! Das macht nix, Anderl, das kann einem leicht passieren.“

„H—h—h—hat dir der Chr—Chr—Christoph arg w—w—weh than? H—h—hat arg zug'haut!“

Anderl war also Zeuge seiner Niederlage gewesen. Sylvest sah sich verraten. Nach heldenmütigem Kampfe zu unterliegen ist keine Schande. Sylvest schämte sich aber doch. Anderl hätte ja den Respekt vor ihm verlieren können, und wenn erst jemand anders erfahren thät', was er für Prügel gekriegt hat! Der Gedanke daran machte ihn fuchsteufelswild.

„Hörst, Anderl, a Sterbenswörtl wenn d' dervon wem sagst, a einzigs Wörtl bloß, nachher hau' i dir eine eini, daß d' 'n Himmel für a Baßgeigen anschaust!“

Und der Anderl hatte sie schon drinnen, und zwar eine so tüchtige, daß sie dem Christoph zu gönnen gewesen wäre. Das war nun von Sylvest nicht ritterlich und

edel, sondern recht niederträchtig dem armen Burschen gegenüber. Aber er befand sich halt in einem Ausnahmezustand.

Anderl hielt sich den Backen und sah den Grobian mit schmerzlichem Erstaunen an. Er begriff's nicht; Sylvest war immer so freundlich mit ihm gewesen, und er hatte ihn doch so gern, den Sylvest. Anderl verzieh ihm; denn vielleicht hatte er etwas Unguts gesagt und gethan, ohne es zu wissen; der Sylvest ist ein braver Bursch und wird schon recht haben, und so wollte er sich wieder bei ihm einschmeicheln.

„S—s—soll i 'm E—E—Everl an Gr—Gr—Gruß ausrichten?“

„Der? Dem Everl! Geh her, den kannst ihr ausrichten!“

Und wiederum klatschte es.

Ja, von den Weiberleuten kommt alles Unheil auf der Welt! Sie können aus dem besten Menschen von der Welt einen sinnlosen Wüterich machen.

5.

In Rieden ist heute einer der wichtigsten Tage des Jahres. Seit vielen Wochen schon hat jung und alt gedarbt und geknickert, um sich heute allerhand Notwendiges und Nützliches anzuschaffen und dann die noch übrig gebliebenen Nickel im Wirtshaus sitzen zu lassen.

Jahrmarkt ist's. Ein rechtes Fest für große und kleine Kinder. Aus weitem Umkreis sind die Leute zusammengeströmt, zu Fuß und zu Wagen. Beim Hirschen kann man kaum ins Haus kommen vor lauter Fuhrwerk, das hier eingestellt ist, und auch die anderen, sonst weniger besuchten Wirtshäuser machen heute ihren Schnitt.

Nachdem man sich durch Essen und Trinken im voraus gründlich gestärkt hat, schickt man sich an zum Genuß

der gebotenen Herrlichkeiten. Ein munterer, bunter Strom ergießt sich durch die Reihen der Verkaufsbuden, allwo alle möglichen und unmöglichen Dinge mit unglaublichem Aufgebot von Zungenfertigkeit und dichterischer Phantasie angepriesen werden.

„Geht's her, Bäuerin, nehmt's Enk Nadel und Faden mit und Knöpf' für'n Mann und schöne Fingerhütln für die Dirndln! I seh's einer gleich an auf'n ersten Blick, daß s' a ordentliche Hausfrau is, die kommen alle zu mir, denn so gut und billig kauft man nirgends net ein wie bei mir — so, sucht's Enk derweil da was aus. — Geh nur her, Dirndl, schau dir das seidene Tüchl in der Näh' an! Gelt, da spitzst! Das paßt zu deinem G'sichtl, als wenn's eigens für dich g'macht worden wär' — halb g'schenkt kriegst es, grad weil's du bist — no, wird dir da dein Bua a Busserl auffipappen, wenn er dich sieht in deinem neuen Tüchl!“

Die ganze Mühlauer Karawane machte sich am Stand zu schaffen und prüfte und wählte, wobei aber Everl nicht unterließ, das schwatzende und lachende Völklein zu beobachten, das sich langsam vorbeischieben ließ. Aber auch das prächtige Mädl in seiner schmucken heimatlichen Tracht war der Gegenstand allgemeiner freundlicher Aufmerksamkeit seitens Einheimischer und Fremder.

„Grüß Gott, Ahnl,“ rief sie plötzlich, „hab' di schon lang nimmer g'seh'n. Wie geht's denn? Gut, wie i seh', Gott sei Dank!“

„Grüß di Gott, Everl, bin schon z'frieden. Mit die heutigen jungen Leut' nehm' i's allweil noch auf. — Grüß Gott, Mühlauer!“

Ueber der Begrüßungsscene geriet der Handel ins Stocken, sehr zum Aerger der geschäftseifrigen Verkäuferin.

Everls Blick fiel dann auf Sylvest, der an einer gegen-

über liegenden Bude mit Kinderspielzeug — jedes Stück zehn Pfennig — die zur Schau gestellten Herrlichkeiten mit großem Interesse zu betrachten schien. Sie fühlte Gewissensbisse in mehr als einer Hinsicht. Was mußte er davon denken, daß sie ihn neulich kaum begrüßt hatte und ins Haus gelaufen war, ohne ihm ein weiteres Wort zu gönnen! Aber sie hatte sich doch so geschämt und war in der fürchterlichsten Verlegenheit gewesen, weil der Christoph so dreist gewesen war, ihr — und sie hatte doch nichts dafür gekonnt. Der Sylvest dauerte sie so sehr, und sie wollte es wieder gut machen und dafür jetzt recht freundlich sein mit ihm.

„Sylvest!"

Dem gab's einen Ruck, aber er bezwang sich. Er vertiefte sich in das Studium der Maschinerie einer blechernen Lokomotive.

„Sylvest, grüß di Gott!"

Da schaute er über die Achsel. „Grüß Gott!" brummte er so nebenhin.

„Sylvest, bist harb, weil d' so a G'sicht machst?"

„I? Na. Wüßt net, warum."

Er hatte sich bereits ganz umgedreht.

„No, weil i neulich nix mehr g'red't hab' mit dir."

„Weiß i gar nix mehr davon."

„Därfst net bös sein, weißt, i hab's halt so pressant g'habt, der Vater hat g'schrieen, und den därf man net warten lassen, sonst giebt's Verdruß."

So suchte sich Everl hinauszulügen. Ein so schlechtes Dirndl war sie bereits geworden.

Sylvest hatte gar nicht im Sinn, zu ihr hinüberzukommen. Da er aber jetzt den Leuten im Weg stand, wurde er beiseite geschoben. Und das gerade auf die andere Seite. So ein Zufall!

Everl bot ihm die Hand, konnte ihn aber nicht recht

anschauen. Nun ja, sie war halt ein neugieriges Frauenzimmer und mußte die Leute betrachten.

Als Sylvest den warmen Händedruck verspürte, begann sein Trotz zu schmelzen. Es ward ihm so eigen. Vielleicht hat er doch nicht recht gesehen damals, und wenn schon, so hat 's Everl am End' doch nichts dafür gekonnt, daß der Lump so frech gewesen ist, und es ist doch kein Wunder, wenn sie sich nachher geschämt hat und vor dem Sylvest davongelaufen ist.

„Warum soll i denn harb sein? Wirst schon selber wissen, was d' z' thun hast,“ sagte er.

Als sie ihn wieder mit einem Blick gestreift hatte, riß sie plötzlich die Augen auf und sah ihn scharf an. „Jesses, Sylvest, was hast denn am Hirn? Bist ja ganz grün und blau. Hast eppe a Räuscherl g'habt? Das wär' man ja gar net g'wöhnt an dir.“

„Am Hirn?“ Er tastete an seiner Stirn herum, als ob er eine solche Stelle suche. „Ah so, da! Da is mir beim Holzhacken a Scheitl hing'flogen.“

Nun wurde er auch von den anderen begrüßt. Als die Einkäufe dann endlich beendet waren, schob man sich weiter.

Der junge Mooshofer blieb an Everls Seite. „Sakra, die Leut' alle! Man sollt' net glauben, daß es so viel gebet auf der Welt.“

„Da därf man froh sein, wenn ma ka Hennenaugen net hat.“

Das war seltsamerweise das einzige, was sie zu reden wußten.

An einem Zuckerwarenstand gab es eine Stauung. Die Mühlauerin versorgte ihre Dirndln mit der langersehnten süßen Atzung. Auch Sylvest kramte unter den ausgelegten Waren umher. Das kostete Kopfzerbrechen; er mußte doch seinem Everl was Schönes kaufen. Aber

was verstand er von dem Zeug! Ja, wenn er in der Kuchl etwas für sie hätt' auswählen sollen. Ein Enterl, ein Backhendl, zwei Paar Bratwürst' — da thät' er sich auskennen.

Endlich hielt er Lebkuchen, Pfeffernüsse, Bonbons und dergleichen schön eingewickelt in der Hand. Die Verkäuferin hatte dem langweiligen Kunden kurzerhand verschiedenes zusammengepackt und das nicht wenig, es ihm in die Hand gedrückt und gesagt: „Achtzig Pfennig macht's!"

Sylvest schob Eva ein Plätzchen in den Mund und übergab ihr dann seinen Schatz, den sie mit herzlichem Vergeltsgott in die Tasche steckte. Sodann griff er zögernd nach einem großen Lebkuchenherzen; schon mehrmals hatte seine Hand nach demselben gezuckt, aber er hatte sie immer wieder zurückgezogen; er genierte sich.

Da raffte er sich auf. Der Ahnl hat recht, i bin a rechter Waschlappen! dachte er und packte entschlossen das Herz. A Schneid muß ma hab'n bei die Dirndln! — „Everl, schau, da hast noch was — von mir" — und er hielt es ihr kühn entgegen.

Everl aber hörte es kaum. Sie war plötzlich zusammengefahren und schaute starr geradeaus. Mechanisch griff sie nach dem Dargebotenen. Sylvest meinte, sie hätte es schon erfaßt und ließ los. Da fiel das Herz zu Boden. Beide bückten sich, um es aufzuheben. Aber das hatte schon jemand besorgt. Ein großer Hund that sich bereits gütlich daran, es schaute ihm gerade noch ein Stück aus dem Maul heraus.

„Wart, Vieh — elendiges!" schimpfte Sylvest und gab ihm einige tüchtige Fußtritte. Der Hund knurrte unheilverkündend und wollte ihm gegen die Beine fahren, aber zum Glück hatte er noch an seiner Beute zu würgen.

„Laßt d' mein Hund geh'n, Krawatt! — Ah, guten Tag, Fräulein Eva! Schön von Ihnen, daß Sie uns

auch die Ehr' schenken, hab' mir schon fast die Augen ausguckt nach Ihnen."

Christoph war von der entgegengesetzten Seite gekommen; er schwamm gegen den Strom, das sagte seiner heldenhaften Natur besonders zu.

Wiederum allgemeine Begrüßung. Nur Sylvest hielt sich im Hintergrund. Als man sich wieder in Bewegung setzte, wollte er sich an Everls Seite drängen, aber neben der stolzierte bereits der Herr Haselhofer, wobei sein Mundwerk keinen Augenblick still stand. Die alte Mühlauerin verwickelte Sylvest in ein Gespräch und hatte ihn bald auf dieses, bald auf jenes aufmerksam zu machen.

Nicht ein einziges Mal schaute sie sich um, die Ev. Nicht einmal.

„I mach' enk den Hanswursten!" schrie es in seinem Innern. „Fehlet grad noch, daß sie dem Lackl a Zuckerl von mir ins Maul stecket! Das kann i nit mit anseh'n."

Und er verlor sich in die Menge.

„Wie man das Zeug nur so herstellen kann um den Preis!" schwätzte die Mühlauerin weiter. „I möcht's net machen drum. Schau nur, Sylvest, so a Paradachl kost't bloß zwa Mark, und 's is a ganz a guts Stöffl — lang's nur amal an — — No, wo bist denn, Sylvest?"

Der war verschwunden, und die Mühlauerin hatte umsonst gesprochen. Nicht bloß der Aerger über die Zurücksetzung war schuld daran, die Gegenwart Christophs war ihm auch unheimlich. Nicht, daß er sich vor ihm gefürchtet hätt' — er erwischt ihn schon noch einmal, den gemeinen Kerl —, sondern weil er glaubt, es könnt' herauskommen, daß er, der Moosbauer, Prügel gekriegt hat von dem verlumpten Stoffel; der hat so auf sein Hirn hingeschaut und dabei so spöttisch das Maul verzogen.

Nun stiefelt er auf eigene Faust umher, hat aber wahrhaftig keine Freud' mehr an dem ganzen Jahrmarkt. Nicht

einmal um den Ahnl schaut er sich mehr um. Manchmal werden die Leute aufmerksam auf ihn und denken sich: Was ist denn das für ein grantiger Brummbär! Und ausweichen thut er gerad mit Fleiß keinem Menschen, und es hätt' nicht viel gefehlt, so hätt' er Krakeel gekriegt.

Die aber, die das eigentlich auf dem Gewissen haben, ahnen nichts davon. Fröhlichen Sinnes ziehen sie weiter, und da und dort bleiben sie stehen. Am längsten halten sie sich bei einem Stand mit Schmucksachen auf.

Da macht sich namentlich Burgl sehr bemerkbar. Sie zeigt die hellste Bewunderung für das Ringerl da. Und das Bröscherl dort, das ist doch zu herzig. Das müßt ihr aber gut steh'n!

Christoph muß wohl nicht gut hören. Aber der Ev kauft er ein wunderschönes Ringerl und steckt es ihr selbst an den Finger, braucht aber länger dazu, als eigentlich nötig wäre. Dabei schaut er sie so schlau lächelnd an, daß sie in Verwirrung gerät. Sie merkt schon, was er meint.

Bald darauf handelt er eine große Tüte mit Zuckerzeug und Lebkuchen ein.

„Das g'hört Ihnen, Fräulein Eva. Burgl, da, du därfst es tragen. Laß 's net fallen, Patscherl!"

Burgl aber war schon mißgestimmt durch Christophs Harthörigkeit. Jetzt soll sie auch noch das große, unbequeme Dingsda schleppen, das nicht einmal ihr gehört. Wissen, was da für gute Sachen drinnen sind und nichts davon haben. Heimlich nehmen thut sie nichts davon, das ist einmal ganz gewiß, dafür ist sie die Burgl, die ist kein Kind mehr, so ein naschhaftes. Und der Christoph hat sie doch so behandelt, als wenn er ein kleines Kind vor sich hätte. Ein „Patscherl" hat er's geheißen. Und wie er immer mit der Ev schön thut! Sieht und hört sonst fast nichts, thut, als ob's gar keine andere Leut' mehr gäb' auf der Welt!

Jetzt kommen sie zu einem Mann mit einer roten Mütze und einer Trobbel daran. Der ist gewiß aus der Türkei. Er hat einen offenen Kasten umhängen mit allerlei Allotria; in der einen Hand hält er ein Büschel ellenlanger Pfauenfedern, mit der anderen läßt er kleine, langhaarige Aeffchen von unmöglicher Rasse an Gummischnüren hüpfen. Eine ganze Wolke von roten und blauen Luftballons schwebt über ihm; die Schnüre, durch welche sie festgehalten werden, sind mit ihrem unteren Ende um einen Knopf seiner Joppe gewickelt.

Christoph kauft eine Pfauenfeder und befestigt sie aufrecht an seinem Hütl. Das hat er in München auf dem Hofbräukeller von lustigen Studenten gesehen, und das hält er für einen Hauptspaß. Und weil er so gut aufgelegt ist, kauft er noch drei Ballons, zwei rote fürs Regerl und Veferl — die haben eine ganz unsinnige Freude darüber, denn sie haben noch nie einen besessen — und einen blauen für Burgl.

Die nimmt ihn mit saurer Miene in Empfang und vergißt ganz und gar, dank schön zu sagen. Glaubt denn der wirklich, sie sei noch ein Kind? Und viel lieber hätt' sie einen roten mögen, die sind viel schöner. Jetzt war das Maß voll. Eifersucht und Unterschätzung ihrer Persönlichkeit halfen zusammen, um ihre bisherige Verehrung des Herrn Christoph in grimmigen Haß gegen den Stoffel umzuwandeln. Dem kommt sie schon noch, dem! Hätt' sie nicht in dem einen Arm die große Tüte halten müssen und in der anderen Hand den Luftballon, sie hätt' ihm wahrhaftig jetzt schon die Augen ausgekratzt.

Und wieder geht's weiter. Was doch der Christoph für Spaßettln machen kann! Namentlich, wenn man an einem Stand mit Kurzwaren vorbeikommt, läßt er seine humoristische Ader spielen mit Ausblicken auf die Zukunft.

Auf einmal ruft Everl: „Horchen S' nur, was die da

vorn für ein Geschrei machen! Und die Leut' all drum 'rum! Was giebt's denn da?"

„Das is der billige Jakob, den kenn' ich schon von der Auer Dult."

„Und der Neuigkeitskramer is auch da, und schreien thut er auch net schlecht!"

Der Neuigkeitskramer hatte eine Bude aufgeschlagen und seine Ware schön ausgelegt, so daß jedermann sie nach Gebühr bewundern und prüfen konnte. Der billige Jakob hatte nur ein Tischchen vor sich, auf dem anscheinend ein wirres Durcheinander herrschte, so daß Art und Beschaffenheit der angepriesenen Gegenstände kaum zu erkennen waren.

Die beiden machten sich grimmige Konkurrenz. Jeder suchte den anderen zu überschreien und so die Aufmerksamkeit des Publikums an sich zu fesseln. Jakob schien aber dem Alten bedeutend über zu sein, nicht nur in den Stimmmitteln, sondern auch in der Methode. Vielleicht hatte er absichtlich seinen Platz in der Nähe seines Rivalen gesucht, um denselben tot zu machen.*)

„Betrachten Sie diesen Wetzstein, meine Herrschaften, die Perle der Neuzeit! Nun streiche ich mit diesem stumpfen Messer darüber — eins — zwei — drei — vier; nun nehme ich dieses Haar — sehen Sie, meine Herrschaften, es ist durch! Und dieses Papier — kaum angetupft, und es ist der Länge nach entzwei! Ein solcher Wetzstein, meine Herrschaften, die neueste Erfindung des großen Edison, hergestellt auf elektromagnetischem Wege, kostet nur zwei Mark! Nur Geduld, mein hochverehrtes Publikum, ein

*) Die hier mitgeteilten Auslassungen des billigen Jakob sind Original. Der Verfasser hat dieselben seiner Zeit stenographisch aufgezeichnet, um diese nun auch bereits im Absterben begriffene Figur der Nachwelt zu überliefern.

klein wenig Geduld, es kommt jeder dran, wenn der Vorrat reicht, denn Geduld bringt nicht nur Rosen, sondern auch den weltberühmten Wetzstein vom Edi sei'm Sohn, das Entzücken der Gelehrten wie des praktischen Landwirts und der schinkenschneidenden Hausfrau — sehen Sie, hier hab' ich schon eine Anzahl eingewickelt — also nur zwei Mark das Stück! Also wer hat Lust? Nur zwei Mark! Niemand? Ja, wißt ihr denn nicht, daß ich der billige Jakob bin? Ihr habt recht, das bin ich nicht, ich bin der spottbillige Jakob! Also eine Mark und fünfzig Pfennig! — Eine Mark! — Achtzig Pfennig! — Siebzig Pfennig! Ist geschenkt, ist geschenkt! Ich mach' Bankerott — also sechzig Pfennig! Fünfzig Pfennig zum letzten, damit ich sie nicht mehr fortzuschleppen brauche, die Ware, fort mit Schaden! Hier, mein Herr! Und hier und hier und hier! Danke sehr, meine Herrschaften, daß Sie so freundlich waren, so billig einzukaufen, daß ich auf die Gant komm'! Bitte, bitte, niemand mehr? Nur fünfzig Pfennig! Sie haben recht, meine Herrschaften, daß Sie mir noch welche übrig lassen, daß ich mir aus Verzweiflung über meinen Ruin den Hals abschneiden kann, rasch, sicher, schmerzlos und elegant, dank Edisons phänomenalem elektromagnetischen Wetzstein."

„Hochfeine Rosenkranzerln! Hab' s' selber in Jerusalem weihen lassen!" gelang es jetzt dem Neuigkeitskramer, sich verständlich zu machen. Aber sofort ging seine Stimme wieder unter in einem schrillen Durcheinanderpfeifen. Der billige Jakob hatte ein kleines Vogelpfeifchen im Munde und vollführte einen entsetzlichen Spektakel, so daß den Zuhörern die Ohren gellten. Diese Höllenmusik ging dann über in ein melodiöses Gezwitscher, wodurch verschiedene Vogelstimmen höchst naturwahr nachgeahmt wurden.

„Ja, meine Herrschaften, er ist alles in einer Person,

der billige Jakob, Nachtigall und Zeiserl und Amsel, was man nur will — tütütü uitütütü — zi-zi-zi zwitscherizwitschzwitsch — uitschütschütü — tschü tschü tschü — —“

Dazwischen wickelte er je ein solches Instrumentchen mit affenartiger Behendigkeit in Papierchen ein; während dieser Prozedur schaute er sich mehrmals ängstlich um.

„Hier! Hier! Hier! Meine Herrschaften — er kommt, er kommt, der Gerichtsvollzieher, und beschlagnahmt mir den ganzen Kram — geschieht mir recht, ganz recht, warum bin ich der billige Jakob! Gleich! Gleich! Gleich! Hier — hier — hier!“

Dabei teilte er blitzschnell die Dinger an die Umstehenden aus, obgleich sie niemand verlangt hatte.

„So, bitte, hochgeöhrtes Publikum, nur zehn Pfennig! Etwas rasch, wenn ich bitten darf, es pressiert! Er kommt, er kommt, er ist schon da, der Papierlpapper! Wie, Sie wollen nicht? Ach so, Sie haben halt kein Geld, Sie armer Mann! Bitte, behalten Sie nur, ich schenk's Ihnen! Können viel Geld damit verdienen, wenn Sie sich damit produzieren, und mir dann was abkaufen —“

Die letzten Sätze waren an Christoph gerichtet, der das Ding wieder zurückgeben wollte. Die Umstehenden lachten. Burgl hätte den billigen Jakob umarmen mögen.

Christoph aber fand es für geraten, sich protzig zu zeigen, und sagte: „Da sein fünfzig Pfennig! Ich brauch' nix g'schenkt von Ihnen!“

„Ein nobler Mann, ein feiner Mann, ein gescheiter Mann, der einzige, der den Wert meiner Ware richtig zu schätzen versteht — lauter schöne, feine Ware — Bürstchen, Hosenträger, unzerreißbar, garantiert ewige Dauer — — bester Universalkitt der Welt — hat vielleicht jemand zufällig eine zerbrochene Porzellanvase bei sich?“

War Everl zuerst entrüstet über den Spott, den man Christoph angethan, so war sie erfreut über die Noblesse,

mit der er, wie ihr schien, sich aus der Affaire gezogen hatte.

Nun war man bis zum Neuigkeitskramer vorgedrungen, der in nächster Nähe etwas verständlicher wurde.

„Einkauft! Einkauft! Herzige Fingerringeln mit echten Diamanten aus Afrika. Prächtige Kamperln für Dirndln nach der neuesten Mod' aus Paris, von echt Schildkrot aus dem Roten Meer — einkauft! Einkauft!“

Solche Aufschneidereien konnte sich der wahrheitsliebende und aufgeklärte Christoph nicht gefallen lassen.

„Aus was sind die Kämm'? Aus Schildkrot? Am Ochsen san s' an die Hörner g'wachsen. Und Diamanten sollen das sein? Aus Glas sind die Steindln, das kenn' ich, ich hab' genug so Zeugs kauft in der Stadt drinn. Ein Schwindel ist's, alter Lugenschüppel!“

„So, so,“ dachte sich die gescheite Burgl, „zu was hast denn das Zeug braucht?“

„Wie Sie meinen, Herr Haselhofer! I hab' halt denkt, es wär' a so, i weiß halt auch net so genau — —“

Er war in großer Verlegenheit, der arme Neuigkeitskramer, denn er hatte heillosen Respekt vor dem weitgereisten Manne, der alles wissen mußte, und seine Anpreisungen wurden sofort bescheidener.

„Schöne Kamperln, meine Herrschaften! Nette Rosenkranzerln! Nehmen S' a schöns Messerl mit —“ Aber als sie weitergingen, ertönte es wieder hinter ihnen: „Rosenkranzerln aus Jerusalem! Hab' s' selber weihen lassen an Ort und Stell'! Kamperln aus echtem Schildkrot —“

6.

Man war am Ausgang der Budenreihen angelangt und damit vors Dorf hinausgekommen. Von der angrenzenden Wiese herüber erscholl das fürchterliche Durch-

einandergedudel der Drehorgeln, die obligate Paukenkanonade und das heisere Kreischen der Ausrufer.

Bevor man sich in den Trubel hineinwagte, blieb man stehen, bis die ganze Gesellschaft wieder beisammen wäre.

„Wo ist denn der Sylvest blieben?“ dachte sich die Ev. Gar nicht mehr hat er sich um sie gekümmert. Spielt er etwa schon wieder den Gekränkten? Wahrscheinlich hat's ihm nicht gepaßt, daß der Christoph dabei war. Sie kann aber doch nichts dafür, wenn der mit ihr geht, und überhaupt kann sie gehen, mit wem sie will! Das wär' noch schöner, wenn ihr da wer was einreden wollt'! Wenn's ihren Eltern recht ist, hat sich sonst gar niemand darum zu kümmern. Und wie gut sie sich mit dem Christoph unterhalten hat! Der red't doch wenigstens mit einem, das ist doch ein Prachtkerl. Es ist halt doch was anders, wenn einer ein wenig in der Fremd' g'wesen ist.

„Weißt, Sylvest,“ so schloß sie ihre Gedankenreihe, „wenn du net mit uns geh'n magst, nachher laßt d' es halt bleiben! Punktum!“

Und nun stürzte man sich in das neue Vergnügen.

An einem Stand mit allerlei geheimnisvollen Apparaten blieb Christoph stehen. Everl mußte sich elektrisieren lassen. Sie ergriff nach Geheiß die Handhaben der Drähte; Christoph selbst ließ den Apparat spielen. Everl erschrak zuerst und stieß einen Schrei aus; dann aber mußte sie doch darüber lachen, wie es sie prickelte und schüttelte und ihr die Finger zusammenzog.

„Warten S' nur, Fräulein Everl, ich lass' Ihnen schon gar nimmer aus!“ sagte er bedeutungsvoll.

Der Blutmesser sodann zeigte bei Everl auf „hitziges Geblüt“; bei dem Kraftmesser schwang Christoph den Holzschlegel mit solcher Wucht, daß er sich einen Orden um den anderen erwarb, und auch bei der Schießbude glänzte er durch seine Meisterschaft.

Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde nunmehr erregt durch wütendes Paukenschlagen und Trompetengeschmetter. Dies sollte den Beginn der Vorstellung der Gauklertruppe verkünden, die in einer Ecke des Festplatzes sich produzierte. Der Raum war mit Pfählen eingefriedigt, die durch Bretter verbunden waren. Innen waren ringsum Sitze aufgeschlagen. Christoph ließ es sich trotz allen Abwehrens nicht nehmen, die Plätze für alle zu bezahlen. Der Ahnl aber entrichtete den Betrag für den seinigen nochmals.

Schon machte sich allgemeine Ungeduld bemerklich, als endlich die Vorstellung begann.

Christoph erklärte Eva alles in liebenswürdigster Weise, nicht das, was eben vorgeführt wurde, sondern was nachher kommen werde.

„Sehen S', Fräulein Everl, die junge saubere Künstlerin dort, die steigt nachher aufs Seil 'nauf; der lange Prügel, der da liegt, ist die Balancierstang', die muß sie ham, daß s' net 'runterfallt. Hab' ich's net g'sagt? Die lauft da oben wie unsereins auf dem Erdboden herunten. A netts Figürl! Jetzt wird s' gleich niederknien auf dem Seil, einen Fuß laßt s' 'runterhängen. Gelt! No, es sieht schwerer aus, als es is. Nachher geht s' ruckwärts, und nachher macht s' alles nochmal mit verbundene Augen. Wirklich a netts Figürl und a saubers G'sichterl! — — Jetzt kommt der dumme August. Das ist zum Totlachen mit dem Hanswurschten! Und nachher kommen die zwei dort hinten und machen Purzelbäum' oder Saltomortale, wie man's auch heißt."

In dieser Weise wickelte er das Programm ab, das er sehr genau kennen mußte.

Nun ging die junge geschmückte Seiltänzerin mit einem Teller herum und bat um „ein kleines Benefiz oder Trinkgeld". Als sie zu Christoph kam, warf ihr dieser einen

Thaler auf den Teller. Das war nobel von ihm. Als aber ihr Blick Everl streifte, verzog sich ihr Mund zu einem fast unmerklichen spöttischen Lächeln, während sie sagte: „Danke verbindlichst, Herr Haselhofer!“

Der hätte sie am liebsten auf den Mund geschlagen und rollte die Augen. Er hätte sie für vernünftiger gehalten.

„Die kennt Ihnen?“ fragte Everl unbefangen.

„Freilich, ich bin schon öfters mit der Gesellschaft in Geschäftsverbindung gestanden und hab' Lieferungen mit ihnen abgeschlossen.“

Als die Vorstellung zu Ende war, setzte man den Rundgang fort. Nach einiger Zeit stieß man auf eine Truppe, welche ein Kamel, einen Tanzbären und einige Affen mit sich führte. Christoph begann sofort wieder mit seinen Erläuterungen, um Eva mit seinen Kenntnissen zu imponieren.

„Das große Vieh da ist ein Kamel. Das ist ein sehr nützliches Tier für die heißen Länder, weil's nix zum Saufen braucht. Wo kommeten denn da die Amerikaner hin, wenn s' über Land reisen wollten und hätten keine Kameler!“

Da sagte Burgl zu ihren Schwestern, aber viel lauter als nötig: „Gelt, unser Lehrer hat g'sagt, Kameler gebet's bloß in Asien und Afrika und höchstens noch auf die Jahrmärkt', da sogar zweifüßige? Und was die für lange Haxen ham!“

Als Christoph sich nach ihr umwandte, hielt sie seinen giftigen Blick trotzig aus, und feindselig blitzte es aus ihren Augen.

Nun wurde das Kamel im Kreise herumgeführt; ein Affe saß auf seinem Höcker und musterte die Zuschauer. Da hielt Burgl die große Tüte geöffnet neben Christophs Kopf empor. Neugierig sah der Affe hinein und wollte danach greifen, aber Burgl zog sie rasch zurück. Bei

jedem Rundgang wiederholte sie dieses Manöver; der gereizte Affe suchte nun seinen Zorn an irgend etwas auszulassen, packte die Pfauenfeder auf Christophs Hut und riß sie herab. Dieser wollte ihm sein Eigentum wieder entreißen, doch der Affe war zu flink. Er schien aber nicht recht zu wissen, was er mit dem Ding anfangen solle, und machte die lächerlichsten Kapriolen. Schließlich aber hielt er sie an die Körperstelle, wo sie eigentlich hingehört, allerdings bei einem anderen Tiere, und blickte sich um, wie sich das Ding ausnehme. Das entfesselte nun einen wahren Lachsturm unter den Zuschauern.

Christoph aber sagte verdrießlich: „Ich denk', wir geh'n weiter, wir haben noch lang nicht alles geseh'n."

Bald darauf gab es ein neues Hallo. Ein Luftballon war ausgekommen. Aber das Mädchen da, welches mit verschränkten Armen, eine große Tüte umklammert haltend, dastand und ihm höhnisch nachblickte, hatte ihn absichtlich fliegen lassen.

„A schönes Geschenk, a Ringerl oder so was hätt' net durch die Luft davonfliegen können!"

Auf einmal sagte der Ahnl: „Was is, Mühlauer? Was sagst zu an Maßl? Ich hab' an sakrischen Durst."

Letzteres war nun nicht ganz der Wahrheit entsprechend. Er war eben etwas müde geworden. Das hätte er aber um keinen Preis der Welt zugestanden. Müdigkeit war nach seiner Meinung eine Schand' für einen rührsamen Menschen, aber allweil Durst haben, das gehört zur richtigen Schneid.

Dem Mühlauer war der Gaumen schon lange wie ausgedörrt, er hatte nur nichts sagen mögen, um seine Leute nicht in ihrem Vergnügen zu stören, denn er wußte selber am besten, daß er sobald nimmer aufstand, wenn er einmal saß. Die Worte des Ahnl waren ihm deshalb eine wahre Erlösung.

So pilgerte man denn zu einer Bierbude, vor der ein ganzes Heer von hölzernen Bänken und Tischen aufgeschlagen war. Junge Tannen waren ringsum eingesetzt und mühten sich ab, Schatten zu spenden. Aus dem Inneren der Bude hörte man das bekannte anheimelnde Klopfen am Fasse, kurz, es war eine Wonne, nach der langen Wanderung in Hitze und Staub an diesem gesegneten Orte des Leibes zu pflegen.

Als Christoph zwei Maß Bier getrunken hatte, lud er Eva ein, mit ihm den Rundgang zu vollenden, denn sie hätten noch lange nicht alles besichtigt. Den Tyras band er jetzt an einen Tischfuß an. Everl war gleich mit dem Vorschlag einverstanden; die jüngeren Geschwister erhielten die Erlaubnis, sich nach eigenem Ermessen herumzutreiben. Die Oase, die man gegenwärtig besetzt hielt, wurde selbstverständlich zum Sammelplatz bestimmt.

Zunächst steuerte Christoph der Gegend zu, aus welcher ihm seine Lieblingsmelodien entgegentönten, zum Karussell. Er setzte sich mit Eva in eine Kutsche. Er hatte wahrhaftig das Zeug dazu, sich recht protzig hineinzulümmeln. Vielleicht träumte er sich jetzt als Kommerzienrat in seiner Karosse, seine Frau Gemahlin an der Seite. Nun, eine Weile thät's schon langen zum Chaisenfahren, das Mühlauer Gütl! Und das war so seine Sach', sich zu zeigen vor aller Welt wie auf dem Präsentierteller. Platzen müssen sie vor Neid, die anderen Burschen, wenn er so daherfährt mit dem schönsten und reichsten Mädl der ganzen Umgegend. Und er that gar vertraut mit Everl. Und nicht umsonst fuhr er mit ihr ein halbes Dutzend Mal herum. Die Geschichte sollte unter die Leute kommen, und das war die beste Gelegenheit dazu.

Erst als Everl erklärte, daß sie schon ganz „damisch“ sei, verließen sie diese Stätte.

„Was ham denn die Vogerln da in dem Käfig zu bedeuten?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Das sollen S' gleich seh'n, Fräulein Everl. Die ziehen dem Menschen seinen Schicksalsbrief außi.“

Auf das Kommando des Schicksalsverwalters pickte einer der Vögel mit dem Schnabel in ein Paketchen und zog einen Brief heraus. Den mußte Eva an sich nehmen und vorlesen.

„Dein Planet strahlt hell und freundlich. Aber er wird zeitweise vom Merkur verdunkelt. Es giebt eine Person, die dir im Wege steht und durch die du viel Trübsal erfahren wirst. Weißt du aber das Rechte zu treffen, so wirst du glücklich werden.“

Everl sah nachdenklich, aber ziemlich verständnislos darein.

Christoph aber lächelte fein. „Fräulein Everl, ich bin überzeugt, daß Sie den Rechten treffen werden. Ich mein', Sie hätten ihn schon troffen. Meinen Sie nicht auch, mein liebes gutes Everl?“

Sie blickte ihn voll an und sah gleich wieder schämig zu Boden.

„Bitte, meine Herrschaften, nur immer hereinspaziert! Garantiert vorzüglichste Aehnlichkeit! In fünf Minuten fertig zum Mitnehmen. Treten Sie ein, hochverehrtes Brautpaar! Beide auf einem Bild nur eine Mark — ein ewiges Andenken an den glückseligen Brautstand — bitte, hier, hier — habe die Ehre — —“

Der Ausrufer hatte die beiden am Arme hinaufgelotst und hineingeschoben; da wurden sie sofort von einem Herrn empfangen, dessen feinen Manieren seine Hemdärmlichkeit fast gar keinen Eintrag zu thun vermochte. Er setzte sie auf zwei Stühle nebeneinander. Christoph rückte dicht an sie heran und legte den Arm um ihre Schulter. So thät's am schönsten werden, meinte er. Da

fiel ihr siedend heiß etwas ein, woran sie gar nicht mehr gedacht, seit sie heute Christoph getroffen. Sonst die ganze Zeit über! Aber jetzt, wo er kurz atmend mit starren Augen den Photographen belauert, ob der mit seinen Vorbereitungen wohl noch eine Weile braucht, bis er sich umkehrt — da, da fällt ihr's ein, die Scene unter den Obstbäumen am Gartenzaun. Und schon preßt sich ein glühender Mund auf den ihrigen. Sie ist ganz verwirrt, kann sich gar nicht wehren.

„So, meine Herrschaften, jetzt recht freundlich, jetzt geht's los. Bitte, den Arm noch etwas weiter herüber — so, das lass' ich mir gefallen, das ist noch ein Pärchen, das ist eine wahre Freud'! Bitte, hier sich leicht bei den Händen fassen, es macht sich besser — so ist's recht — und nun Achtung, es thut nicht weh, ist gleich vorbei — so — eins, zwei, drei — danke, meine Herrschaften!"

7.

„Der streicht net schlecht 'rum um die Ev!" sagte der Ahnl. „Man könnt' meinen, er möcht s' heiraten."

„Das glaub' i schon, daß er die möcht'!" erwiderte der Mühlauer stolz.

„Und die Ev," mischte sich Bärbl drein, „die thut auch net a so, als ob s' nix wissen möcht' von ihm. Und z'sammpassen thäten s', die zwei, das muß man sagen, a schöners Paarl könnt man net finden auf hundert Stund'. Und wenn 's Everl ihn mag, i möcht' nix dagegen ham, i möcht' net schuld dran sein, daß s' unglücklich werden thät'."

„Na, so weit san wir noch lang net!" entgegnete ihr Mann. „Mit dem Christoph kenn' i mich übrigens noch net recht aus."

„I schon," brummte der Ahnl.

„Das hab' i schon g'merkt, er is von der leichten Seiten. Das weißt ja selber — hab' i net recht, Bärbl?"

„Er wird sich jetzt d' Hörner schon abg'stoßen ham. Und wenn noch a bißl was fehlet, d' Ev wird ihn schon zieh'n, die hat Haar auf die Zähn', und am End' san mir auch noch da, um ihm den Kopf z'recht z' setzen."

Das Gespräch wurde unterbrochen durch Regerl und Veferl, die heulend herbeigelaufen kamen. Sie zeigten auf ihre Schürzchen, die sie aufgenommen hatten, und leerten dann den kunterbunten Inhalt auf den Tisch, während ihnen die hellen Zähren über die gesunden Backen liefen.

„Mutter, die Burgl hat die Leckerln in Dreck g'schmissen!"

„Mit Fleiß hat sie's than, i hab' ihr zug'schaut!"

Die Mutter merkte wohl, daß ihre Taschen recht deutlich hervortraten. Trotzdem erhielten die Kinder eine ordentliche Portion zum Vernaschen ausgehändigt, so viel ihre Hände nur fassen konnten. Dann sprangen sie wieder fort.

Der Mühlauer fing zuerst wieder an: „Daß der alt' Haselhofer net gut steht, das weiß a jeds Kind."

„Das is ka Wunder," beeilte sich Bärbl zu sagen, „der is krank und kann sich net rühren. Da muß ja a Hof 'runterkommen, wenn der Bauer net mithelfen und nachschau'n kann."

Das Gespräch mußte ziemlich laut geführt werden, denn die Zahl der Durstigen hatte sich erklecklich vermehrt; auf den Bänken unmittelbar an der Bretterwand der Bude hatte sich eine Anzahl junger Burschen angesiedelt, deren Uebermut sich durch Späße und Singen bereits überlaut bemerklich machte.

„Mit seinem Handel in der Stadt drinn scheint's auch net weit her z' sein, sonst wär' er jetzt net da."

„Ja, er is eben heimkommen, um seinem Vater zu helfen. Er wird schon wieder z'recht richten, was net

in Ordnung is. Wenn der net 's Zeug dazu hat, wer sollt's nachher ham!"

„Wenn der Christoph a ordentlicher Bursch wär', könnt' ma ja schon drüber reden. Und wegen dem Hof — no, da müßt' ma halt a bißl nachhelfen — das heißt, wenn's wirklich so weit kommen thät'."

Eben kam das Paar herbei, von dem die Rede war: er in fröhlichster Laune, sie um so verlegener.

Die Mühlauerin lächelte; so war ihr's recht, die Sache nahm ihren Fortgang. Sie mochte den Christoph gut leiden.

Dieser legte eine Photographie auf den Tisch. „Da schaut's her, photographieren ham wir uns lassen, ich und 's Everl!"

„So lass' i mir's g'fallen," dachte die Mutter, „jetzt laßt er schon 's „Fräulein" weg."

„Aber, Dirndl, was machst denn für a damisches G'sicht auf dem Bildl?" brummte der Vater.

„Sie wird sich halt geniert ham, sie is so was net g'wöhnt," sagte Bärbl, die mit Vergnügen auf dem Bilde seinen Arm auf Everls Schulter bemerkte.

Nun wurde munter weiter geplaudert und gezecht. Die Zeit rückte vor. Bei den Burschen dort hinten ging's immer lauter zu. Jetzt wurden gar Schnadahüpfeln zum besten gegeben.

Durch den Gesang, den reichlichen Biergenuß und die guten Aussichten auf die Zukunft wurde auch Christophs Stimmung immer animierter, so daß er häufig mit einstimmte und zuletzt auf eigene Faust Lieder sang, natürlich solche, wie er sie in München kennen gelernt hatte. Dabei vergaß er ganz, in welcher Umgebung er sich befand.

„Margareta, Mädchen ohnegleichen,
Margareta, lasse dich erweichen,
Margareta, höre doch mein Fleh'n,
Ich liebe dich, erhöre mich, wenn nicht, so laß es geh'n."

„Der Christoph kann leicht so was singen," dachte Everl, „der kann gleich wieder a andere ham, einem solchen Burschen laufen ja alle nach."

„Was braucht denn der Bauer, der Bauer an Huet?
Für so an g'scherten Spitzbub'n is a Zipfelhaub'n guet!"

Der Mühlauer blickte finster drein. Sein Weib aber that, als ob sie sich vor Lachen nicht mehr halten könne.

„Na, was doch der für g'spaßige Liedln kann!"

Drüben war's auf einmal still geworden. Dann aber ließ sich eine einzelne Stimme hören:

„A Bauer is ehrenwert,
Dös könnt's mir schon glaub'n,
Ob er an Huet auf hat
Oder a Zipfelhaub'n.

A lumpeter Loder,
Der nie sich hat plagt,
Der is no' amal froh, wenn's
Ihm a Zipfelhaub'n tragt!"

Glücklicherweise fielen jetzt die schrillen Töne der Musik ein, die alles andere übertäubten. Dann aber folgten gleich wieder die Trutzg'sangeln Schlag auf Schlag:

„Mei' Alter hat g'schrieb'n,
I soll lustig sei',
Wenn d' Thaler net langa,
Schickt er Goldstückln ei'."

Sofort kam's dagegen:

„Der Gockl will platzen
Vor Hochmut schier ganz
Und protzt mit am eing'setzten
Pfaufedernschwanz."

Der Kehrreim ging unter in einem wiehernden Gelächter. In tollem Uebermut johlten, brüllten und krähten die Burschen.

Christoph aber machte eine halbe Wendung und sang:

„Der kraht wia a Gockl,
Der grunzt wia a Fakl,
Der brüllt wia a Rindvieh —
Wer is da der größt' Lackl?"

Darauf sagte Everl, welche die Anspielungen der Burschen nicht recht verstanden hatte: „Denen ham S' amal ordentlich 'nausgeben, die langen jetzt!"

Aber drüben ging's weiter:

„Dös is halt mei'm Vatern
Sei' oanziger Trost,
Daß ihm, solang i leb',
Sein Geld net verrost'.

Ja, sonst waren Thaler
Und Guldenstückln mei',
Etz hab' i koan Kreuzer
Und Schulden obendrei'.

Bin nix als a Latten,
A lange, lange Stang'n —
Bin froh, daß mir koaner
Ins G'fries 'nauf kann lang'n."

Da aber brüllte Christoph, indem er aufstand:

„Des Latschen, ös krumme,
Glei' kimmt die lang' Stang'n,
Und Watschen wia nie no'
Die werd's etz glei' fang'n!"

Everl war ganz starr vor Schrecken. Ihre Mutter aber packte den Wütenden am Joppenzipfel, zog ihn wieder auf die Bank nieder und sagte: „Christoph, ich bitt' Ihne recht schön, Sie könnten mir an großen G'fallen thun. Wo bloß die Dirndln so lang bleib'n! Wird ihnen doch nix passiert sein. Gelten S', san S' so gut und schauen S', daß Sie s' finden? Auf der Stell' sollen s' daher

kommen, die Fratzen, die miserabligen. Gelten S', Christoph, Sie san schon so gut? 's Everl kann Ihnen ja suchen helfen."

Und da konnte halt Christoph nicht anders, er mußte so gut sein. Einen unheildrohenden Blick warf er noch auf seine Widersacher hinüber und forderte dann Everl auf, mitzugehen. Der aber war der Schrecken zu sehr in die Glieder gefahren, und so machte er sich allein auf die Suche.

Ihre Eltern wurden von einem benachbarten Tische angerufen. Sie gingen hinüber, und so blieben sie und der Ahnl allein beisammen.

„No, Everl," sagte dieser, „gelt, der hat a Schneid! Das is schon a sakrischer Bua! Der hätt' die Racker da hint' schon bald auf'm Kraut aufg'fressen. Everl, das Bildl da laßt was derraten! Man meint grad, es wär' eppes vorkommen dabei, weil d' so a G'sicht drauf machst. Seid's g'wiß allein g'wesen in der Buden? No, brauchst deswegen net rot z' werd'n, das is halt so der Lauf von der Sach'. Z'erst kommt man z'samm', nachher giebt man sich a Bußl, und nachher heirat' man, und bei enk zwa wird's auch net anders sein als bei andere Leut'. Und der Christoph is schon der Richtig' für dich, an dem halt nur fest, das is die richtige Stützen für dich, net bloß a Stecken, sondern sogar a Latten, wie die dahint' g'sungen ham. Und a saubers Larvl hat er auch, und a stolzer Bua is er, der was auf sich halt't, der giebt sich mit keiner g'wöhnlichen Arbeit ab, der geht net mit die Knecht' aufs Feld oder in Stall, net amal mit die Mägd', und da is es ja nachher grad recht, wenn er so a tüchtige Hauserin hat, wie du eine bist, und wenn am End' die G'schicht doch krumm ging, no, du hast ja g'sunde Füß', daß d' weit umeinand betteln geh'n könntst, und wenn d' ihm nachher im Wirtshaus alles schön ablieferst, laßt

er dich vielleicht auch amal trinken aus seinem Schnapsglasl, wenn er gut aufg'legt is und z' faul zum Prügeln — no, 's wird halt schon so sein müssen!"

Nach dieser langen Rede hielt er es für nötig, sich auf eine Weile in seinen Maßkrug zu versenken.

Everl war sehr aufgebracht. Was hatte der Ahnl am Christoph auszusetzen? Zuerst hatte sie gemeint, er rede im Ernst, und dann war's nur Spott gewesen. Sie mag gar nichts mehr anhören und steht auf.

„Die Dirndln san noch net da. Ich will auch amal nachschau'n, wo s' san, aber von der andern Seiten."

Sie ließ den Alten allein sitzen. Als sie fort war, erhob sich dieser ebenfalls, begrüßte da und dort einen Bekannten, und schließlich plauderte er auch mit den Schnaderhüpfelnsängern, denen er auch die Photographie vorzeigte.

Als das Mühlauersche Ehepaar wieder auf seinen Platz zurückkehrte, saß er aber schon wieder da. —

Everl war noch nicht weit weg, da kam ihr Burgl eilig entgegen.

„Burgl, wo san denn die Dirndln?"

„I glaub', grad vorhin hab' i s' g'seh'n, dort hinten 'num wo, komm nur glei' mit!"

Sie führte ihre Schwester hinter die Schaubuden. Vom Publikum hatte sich niemand hierher verirrt, und es sieht hier doch oft interessanter aus als vornen. Da standen die beweglichen Häuser der fahrenden Leute; sie boten zum Teil einen schmucken Anblick, und das Innere zeigte durch die offene Thür eine fast elegante Einrichtung.

Nun kamen die beiden Schwestern in die Nähe der Gauklertruppe. Deren Wagen waren aber weniger vornehm.

Bevor die beiden um die Ecke bogen, hielt Burgl ihre Schwester zurück und sagte: „I mein', glei' da drüben

hätt' i s' vorhin ausg'macht. Laß di net seh'n und schau z'erst, was s' treiben!"

Everl beugte sich vor und blickte um die Ecke, Burgl ebenfalls.

Was da zu erblicken war, machte der Burgl mehr Vergnügen als der Ev. Der drohte das Herz still zu stehen.

Sah sie denn recht? Sie zwickte sich heftig in den Arm, um sich zu vergewissern, ob sie nicht etwa träume.

Der Christoph ist's.

Er steht bei der Seiltänzerin, hat sie bei der Hand gefaßt. Er zwickt sie in die Wange, indem er zärtlich auf sie einspricht. Sie macht einen unglücklichen Versuch, zimperlich und verschämt auszusehen, und giebt ihm einen leichten Schlag auf den Mund. Dafür sucht er sich zu rächen, indem er sie an sich zieht und trotz ihres scheinbaren Sträubens tüchtig abküßt.

Mehr sah Everl nicht. Sie wandte sich um und lief fort. Dabei wischte sie sich fortwährend energisch den Mund, als ob sie dort einen schwer auszutilgenden Flecken hätte. Dann blieb sie stehen, legte ihre Wange auf Burgls Kopf und schluchzte herzbrechend.

Das schmerzte Burgl. Mitleid und Rührung erfaßten sie, und sie weinte um die Wette mit ihr. Fast hätte sie sich Vorwürfe gemacht, aber sie hatte es ja gut gemeint mit ihrer Ev, und nur der Lump, der Christoph, war an allem schuld.

Everl wischte sich endlich die Augen aus; dann richtete sie sich stramm empor. Der Stolz regte sich in ihr. Wie hatte sie sich nur so weit vergessen können! Sie war wie geblendet gewesen, sie begriff's gar nicht.

Wär' jetzt Sylvest dahergekommen, sie wär' auf ihn zugegangen und hätt' gesagt: „Sylvest, magst mi oder magst mi net? Schau, i bin ein blitzdumms Dirndl

g'wesen, verzeih mir's, i kann nix dafür, jetzt bin i aber wieder g'scheit worden, da drauf kannst di verlass'n."

Aber der Sylvest war halt nicht da.

Sie blickte nochmals nach der Richtung hin, wo ihr die Augen geöffnet worden waren, und es überkam sie fast ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die geschminkte Seiltänzerin.

Diese Geschichte war nun abgeschlossen für sie; es wurde ihr ordentlich leicht und frei zu Mute. Aber weh that's doch! Ist aber vielleicht nur der beleidigte Stolz gewesen.

„Der Ahnl is der G'scheitst' von uns allen! Burgl, sag fein niemand nix!"

„G'wiß net, auf mei' Ehr' und Seligkeit!"

Sie gingen noch eine Zeitlang bei den Buden herum; sie wollten die Kleinen suchen und ein wenig Zeit vergehen lassen. Man sollte nicht merken, daß sie geweint hatten. Endlich fanden sie die Vermißten auf dem Karussell, und gemeinsam begaben sie sich nach dem Sammelplatze, wo die Musikanten eben wieder lustig darauf los bliesen und fiedelten.

Die Kleinen wurden wegen ihres langen Ausbleibens tüchtig gezankt, aber bald hatten sie sich wieder die Erlaubnis zum Herumlaufen erwirkt.

„Damit s' nit z' viel Bier derwischen auf das süße Zeug 'nauf!" sagte Bärbl zu ihrem Eheherrn.

Der Ahnl hatte geglaubt, die Ev würd' ihm ein recht böses Gesicht machen. Das war aber durchaus nicht der Fall; sie trank ihm sogar freundlich zu, worüber er sich nicht wenig wunderte. Er wurde schließlich mißtrauisch. Sollte sie vielleicht auf seine Reden nichts geben, weil sie ihn etwa für einen alten Pappler hielt — sakra! Oder thut's bloß so, weil sie's hinter den Ohren hat, das falsch' Katzl?

Christoph kam zurück, eben als die Mädchen wieder fortsprangen.

„Ja, Dirndln, wo seid's denn g'steckt? Ich hab' euch g'sucht wie a Stecknadel.“

Er war wieder die Liebenswürdigkeit selbst gegen Eva, und sein Wortschwall wurde nur unterbrochen, wenn er den Krug zum Munde führte. Eben wickelte er wieder eine längere Erzählung ab, in welcher er eine bedeutende Rolle spielte, als er plötzlich gestört wurde.

„Grüß Gott all miteinand! Wenn S' halt am arme Leut' auch was schenken thäten!“

Das war die Körblersmarie, ein altes gebrechliches Weiberl, welches bei derlei Gelegenheiten stets zu finden war.

Aber Christoph war entrüstet über die Störung, und noch dazu bei einer Stelle, wo er gerade eine große Heldenthat verrichtete, und schnauzte sie grob an: „Mei' Ruh' laß mir! Herrgottsakra, fahr ab, alte Schachtel!“

Der Mühlauer hingegen griff in seinen Beutel und sprach einige freundliche Worte zu der Alten.

Everl dachte sich ihren Teil: „Das is freilich ka junge Seiltänzerin und ka reiche Mühlauerin; da wird anders g'red't.“

Wenn sie ihn jetzt beobachtete, entdeckte sie immer mehr an ihm, was ihr früher entgangen war und sie abstieß. Er kam ihr so ganz anders vor, sie sah jetzt mit hellen Augen. Nein, das war keine Liebe gewesen, nur ein kurzer Rausch; nur sein bestechendes Aeußere hatte sie geblendet, und in ihrer Unerfahrenheit hatte es ihr geschmeichelt, daß der Haselhofer, der etwas Besseres schien als ein gewöhnlicher Bauernbursche, gerade sie auserkoren hatte. Aber nun sah sie's ein, alles an ihm war Prahlerei, Roheit, Herzlosigkeit, Lüge.

Und wieder wischte sie sich den Mund ab, obwohl sie nicht getrunken hatte.

So zwischen drinn macht Christoph allerlei Anspielungen auf die Zukunft. Er thät' gern heut noch mit ihr ins reine kommen. Sie aber weiß geschickt auszuweichen, so daß es nicht ja und nicht nein ist.

Und jetzt erzählt er ihr mit großem Behagen, wo und warum er den Sylvest so verbläut hat. Da muß sie an die Flecken auf der Stirn denken und innerlich seufzen vor Mitleid. Aber sie läßt sich nichts merken und thut, als hätte ihr die Geschichte viel Spaß gemacht. Sie will erst noch ein wenig Katz und Maus spielen, will ihn erst noch ein wenig zappeln lassen.

Jetzt fangen die da hinten wieder mit den Trutz-g'sangeln an.

„Treu bin i, treu bleib' i
Und treu is mei' Sinn,
Treu bleib' i mei'm Schatz
Bis a Schönere i fin(d').

Und a lumpeter Bua
Kriegt Dirndln grad gnua,
Und an kreuzbraven Mo'
Schaugt oft koane net o'.

Dem Zeiserl dem will halt
Sei' Zeisig net langa
Und thut halt deswegen
Mit am Gimpl anfanga."

Everl fuhr zusammen. „Jesses Maria und Joseph, jetzt kommen s' über mi!"

Aber schon reckte sich Christoph und ließ sich vernehmen:

„Bin der Haselhofer Christoph,
Und wer sich aufmuckt,
Der wird wia a Floh
Mit 'm Nagel verdruckt."

Und von drüben erscholl's wieder:

„Es is nix so g'spaßig
Und nix so betrübt,
Als wenn sich a Goldfisch
In an Stockfisch verliebt."

Christoph schnellte in die Höhe. Mehr durfte er sich in Gegenwart seiner Auserkorenen nicht gefallen lassen. Er muß bloß noch schnell sein G'stanzel singen, dann — die Ev hat ihn aber schon heimlich am Zipfel, daß er nicht hinüberkommt und Unheil anrichten kann, sie hätt' freilich nicht geglaubt, daß sie ihn nochmals anrühren thät' im Leben.

„Ja, gern hat den Stoffel
A Dirndl ganz g'nau,
Paßt's auf, ös Neidhammel,
Wia i d' Schädel verhau'!

Denn schaugt's, unserm Herrgott,
Den freut's grad, i moan',
Wenn i recht umadum hau',
Braucht's er nimmer z' thoan!"

Der Herrgott schien das aber doch selber thun zu wollen. Ein mächtiger Donnerschlag machte die Weiberleut' zusammenfahren. Man hatte vor lauter Singen und Schwätzen und Aufregung die Anzeichen des nahenden Gewitters übersehen. Die Volksmenge zwischen den Buden war wie weggeblasen. Die Schaubuden machten jetzt glänzende Geschäfte, denn viele suchten dort Schutz vor dem drohenden Regen. Ein Teil war bereits ins Dorf geeilt, die übrigen strömten den Wirtshäusern zu.

Auch Regerl und Veferl kamen gesprungen und retteten das seiner Zeit abgelieferte Zuckerzeug, das noch auf dem Tisch lag.

Jeder ergriff seinen Maßkrug und dann seine anderen

Siebensachen und eilte ins Innere der Bude. Der gedeckte Raum bot aber nur wenig Platz. Eng gedrängt standen hier Freund und Feind. Von der Seite peitschte der Wind den Regen herein, durch die Ritzen des primitiven Bretterdaches ergossen sich wahre Gießbäche herab, und viele waren so aus dem Regen in die Traufe gekommen. Der allgemeinen Heiterkeit that das keinen Eintrag. Im Gegenteil! Die Schadenfreude erzeugte eine Flut von guten und schlechten Witzen, die stets mit dankbarem Gelächter belohnt wurden.

Auch das Schnaderhüpfelsingen begann wieder, aber diesmal war der Inhalt harmloser Natur. Zum Raufen wäre auch kein Platz gewesen, und Zeit hätte man auch keine dazu gehabt, denn man konnte in dem Gedränge daherinnen mit den Dirndln gar so schön Spaßettln machen.

Ein junger Bursche hieb den Ahnl freundschaftlich auf die Schulter und sang in den höchsten Tönen:

„Juchheirassassa,
Weil mir 's Leben no' ham,
Seid's lusti, mir kemma
So jung nimmer z'samm'!"

Der schneidige Alte erwiderte mit kräftiger Stimme:

„Heunt waar' mir alls oans
Und gang' alles verdraht,
Und wenn's statt dem Wasser
Heunt Bier regna thaat'!"

„Bravo Ahnl! Bravo! Das is halt noch einer! Der laßt net aus!"

Sofort ließ sich ein anderer hören:

„Wenn's Bier regna thaat'
Und da waar' i net faul
Und i stand' scho' lang draußen
Mit 'm offene Maul."

Und der Ahnl sang, indem er zuerst mit den Fingern schnalzte und sich dann hinter den Ohren kratzte:

„Und zwölf Halbe Bier
War mir früher a G'spaß,
Etz spür' ich's scho' glei'
Bei der dreizehnten Maß."

Lärmender Jubel belohnte seine Leistung. Ja, der Ahnl, der geht noch über manchen Jungen!

Endlich hörte der Regen auf. Alles strömte wieder hinaus, im Nu war der Platz wieder bevölkert.

Die Mühlauers aber mit dem Ahnl gingen dem Dorf zu. Das hatten sie schon drinnen ausgemacht.

Als Everl den Christoph, der in der Bude von ihr getrennt gewesen war, nacheilen sah, sagte sie zu Burgl: „Burgl, geh, sag dem Christoph, er soll mir mei' Ruh' lassen, ich will nix von ihm wissen, und das Ringerl da, das giebst ihm z'ruck!"

Burgl sprang sofort Christoph entgegen und richtete mit vielem Vergnügen ihre Botschaft aus: „An recht schönen Gruß vom Everl, und du sollst ihr nimmer unters G'sicht kommen, sonst kratzt s' dir die Augen aus, und du sollst ihr die Rechnung schicken für das, was d' heut ausg'legt hast für uns, für die Lecterln und die Luftballon, und das Dreckel da, hat s' g'sagt, sollst deiner Seiltanzerin geben, 's Everl pfeift dir drauf."

Damit warf sie ihm den Ring vor die Füße und rannte eiligst davon.

8.

Der alte Haselhofer ist wieder ins Zimmer gebannt. Er sitzt im Lehnstuhl. Wie ihm überhaupt zu Mute ist! Und dann die Gicht, die Malefizgicht!

Ein breiter glänzender Streifen von Sonnenstrahlen

flutet durch die Stube und spielt freundlich auf seinem Gesicht. Er meint es doch so gut, er will dem Kranken einen Gruß von der freien Natur da draußen bringen. Den Bauern aber blendet's, und er fängt an zu schimpfen.

In dieser Lichtwelle tummelt sich eine muntere Fliegenschar; zwischen ihr und dem Bauern entspinnt sich eine heftige Fehde; er will sie verscheuchen; das macht sie aufgeregt und boshaft, und mit unermüdlicher Ausdauer erneuern sie immer wieder ihre Angriffe auf ihr Opfer, das sich mit dem zerlesenen Kalender ihrer zu erwehren sucht.

Aus dem Vogelkäfig an der Wand kreischt es zornig. Die Insassen rupfen sich gegenseitig die Federn aus, aus Brotneid, denn nur hie und da ist noch ein zerstreutes Hanfkorn zu finden.

Von draußen hört man das Schimpfen des Knechtes und die keifende Stimme der Magd, sowie das wütende Bellen des angeketteten Hundes. Dem hat die Katze einen Knochen gestohlen und nagt behaglich daran herum. Was die Entrüstung des biederen Tyras noch erhöht, ist der Umstand, daß sich die Diebin mit dem Knochen ihm gerade vor die Nase gesetzt hat, nur so weit entfernt, daß er sie nicht mehr erreichen kann. Aber auch deren Behaglichkeit scheint vielfach gestört zu werden. Sie macht des öfteren eine heftige Wendung und knurfelt lebhaft am Rücken oder am Bauche herum.

Der Bauer schaut auf die Uhr, das hat er heute schon hundertmal gethan. Da öffnet sich die Thür, und ein gähnender Mund wird sichtbar. Der gehört Christoph zu eigen, welcher mit verschlafenem Gesicht, aber vollständig zum Ausgehen gerüstet, hereintritt.

Der Bauer wird dunkelrot vor Zorn. „Was, bist schon auf? 's is ja noch net amal Zeit zum Mittagessen!“

Christoph ließ das ganz kalt. „Wär' freilich lieber noch a bißl liegen blieben, aber ich hab' heut noch viel z' thun."

„Das wär' meine Meinung auch, daß d' eigentlich was z' thun hättst. 's wär' schon recht, wenn d' amal anfangest. Bis jetzt hast bloß g'lumpt. Und wie weit bist denn mit deiner Heiratsg'schicht, wenn man fragen därf?"

„No, übers Knie kann man so was net brechen."

„Mir scheint, daß 's überhaupt nix mehr is dermit."

„Und wenn's so wär', so g'schehet ja Enk' bloß a G'fallen damit, Ihr habt's ja so nix davon wissen wollen."

„Jetzt will i's aber ham, daß d' Mühlauerin heiratst. I hab' mir's anders überlegt."

Er war wirklich anderer Anschauung geworden. Das Wasser ging ihm bereits bis an den Hals, er sah keinen anderen Ausweg mehr als eine reiche Heirat. Er bezwang allmählich seinen bäuerlichen Eigensinn und Stolz.

„Ihr seid's ja 's reinste Windfahnerl, Vater! Weil Ihr von der G'schicht nix habt wissen wollen, hab' ich's auch nimmer weiter verfolgt."

„Hab' bis jetzt noch gar nix g'wußt davon, daß i so a folgsams Buberl hab'."

„Und meinst, es gäb' bloß a einzigs reichs Madl in der Welt, dem der Haselhofer Christoph in d' Augen sticht?"

„No, die wer'n sich alle brav reißen um so an Faulenzer, der bloß in die Wirtshäuser 'rumkugelt."

„Weißt, Vater, der Apfel fallt halt net weit vom Birnbaum! — Aber i muß jetzt geh'n, 's is höchste Zeit. In Tiefenbach drüben is a Versammlung, wie der Landwirtschaft aufg'holfen werden kann. — Was ich sagen wollt', Vater, gebt's mir schnell a paar Markln."

— — — — — — — — — — — —

In der sonst so friedlichen Mühlau ist auch schlecht Wetter. Jedes geht dem anderen aus dem Wege; jedes fürchtet sich zu fragen und gefragt zu werden.

Der Mühlauer hat sich schon ein paarmal einen Krug Bier geholt, und das ist kein gutes Zeichen. Der Bretterhändler war heute dagewesen. Der hatte sich wieder heiser gehandelt, wie es seine Gewohnheit war. Als alles Zureden und Herabsetzen der Ware nichts fruchtete, sagte er: „In Gottsnam', nimm ich's halt ums sündteure Geld. Muß mir halt denken, ich thu' ein guts Werk damit."

„Du a guts Werk? Du sorgst bloß für dein Geldbeutel, soviel ich weiß. Wie soll i das versteh'n?"

„No, ich mein' halt, 's schad't nix, wenn d' noch an ordentlichen Brocken verdienst, du wirst's noch brauchen können."

„Was is das für ein Gered'? Man meinet, du wolltst mir ein Almosen geben."

„No, was halt d' Leut' so reden."

„Was reden d' Leut' vom Mühlauer? 'raus mit!"

„No, weil halt d' Leut' den Haselhofer Christoph kennen, wie der is, und 'n Alten auch."

„Wie kommst denn auf den?"

„Und da meinen s' halt, der thät' mit einer Million fertig werden und net bloß mit der Mühlau. Wann soll denn d' Hochzeit sein?"

„Auf'n Buckl steigst mir mit deiner Hochzeit!"

„Ja, is denn die G'schicht noch net festg'macht? Alles wundert sich, daß die Ev grad den ausg'sucht hat. No, hab' ich allemal g'sagt, der Mühlauer wird schon wissen, was er z' thun hat, und der Mühlauer, hab' ich g'sagt, is a zacher Mann, dös muß grad i leider Gotts am besten wissen, der wird ihn schon zwiefeln. — Nix für ungut, Mühlauer, d' Leut' müssen halt allweil was z' pappeln ham. Pfirt di Gott!"

Der Mühlauer stieg in den Keller und holte sich wieder einen Krug Bier. Mit diesem zog er sich in die Stube

zurück, sinnierte und trank abwechselnd. Als sein Weib eintrat, sagte er: „Bärbl, ich hab' was z' reden mit dir."

„Was denn? I hab' net viel Zeit."

„Zu dem, was i z' sage hab', mußt Zeit ham. — Also, Bärbl, weißt, das is a so — es reden die andern Leut' schon z' viel — i mein', was haltst du von der G'schicht? Die Ev läuft mit am G'sicht umeinand, daß man sich gar net auskennt, und was i grad wieder hab' hören müssen, will mir gar net taugen. Jetzt sag amal, was haltst du von der G'schicht mit dem Christoph?"

„No, i mein', man sollt' halt das Ding amal in Ordnung bringen. Die Ev hat ihn gern, da drauf schwör' ich, und daß der Christoph die Ev möcht', das hat er doch deutli g'nug g'macht."

„Aber er is a Luftikus, a Windbeutel, ich trau' ihm net."

„Was d' doch allweil mit 'm Christoph hast! D' Jugend muß sich doch a bißl austoben, der wird schon no recht! Soviel 's auf mi ankommt, heirat't er 's Everl. Und 's Everl laßt auch net von ihm, das is sicher. Und wundern därf man sich net drüber, wenn man den Burschen anschaut, wie der g'wachsen is, und nacha das flotte Schnürrl und die schwarzen Augen, die einem grad durch und durch geh'n, wenn s' einen anschau'n, grad halt wie sein Vaterl. — Ja, und 's Everl, ja, 's Everl is auch 's sauberste Dirndl weit und breit, die zwei müssen z'samm'kommen!"

Der Mühlauer trank. Dann sagte er: „Bärbl, schau! Schon so viele Jahr' san wir verheirat't und noch nie ham wir was g'red't von gewisse alte G'schichten. I merk' aber schon, warum d' so an Narren g'fressen hast an dem Laffen. Weil d' den alten Lumpen noch net vergessen hast, das merk' i erst jetzt. Himmelherrgottsakerment, da zählt s' dem Jungen alle seine Schönheiten an

die Finger auf und dabei denkt s' an den Alten, wie der vor dreißig Jahr' ausg'schaut hat. Herrgottsakra, an alts Weib und noch so narret! Bin i dir net gut g'nug g'wesen die ganze Zeit her? Daß die Weiberleut' net g'scheit werden und wenn s' hundert Jahr' alt werden thäten! Und drum bist so vernarrt in den Fexen und haltst ihm so d' Stang', daß ja noch wer von der Sippschaft in deine Verwandtschaft kimmt. Kruzifaxn, du verruckts Weib, i könnt' di prügeln!"

Jetzt wird der gute Mühlauer in seinen alten Tagen gar noch auf dreißig Jahre rückwärts eifersüchtig auf den gichtischen Haselhofer!

Bärbl fängt natürlich entsetzlich zu schluchzen an. „Dafür hat ma sich in Ehren dreißig Jahr' lang plagt und g'schunden, daß man so was ins G'sicht g'sagt kriegt! I geh' auf und davon! Und wenn du 's Bier net vertragen kannst, so laß ihm sei Ruh', ka Ochs sauft mehr, als ihm gut thut."

Warum soll gerade der schlichte Mühlauer ein solcher Uebermensch sein, den die Weiberthränen ungerührt lassen? Er lenkt ein. „Hör auf, Bärbl, mit dein'm Geflenn und sei g'scheit. Es handelt sich net bloß dadrum, ob die Ev mag und ob der Christoph mag. Ins G'schrei san s' kommen mit dem verflixten Jahrmarkt, weil sie sich aufg'führt ham wie ein Paar Brautleut'; und wir in unserer Dummheit ham nix dagegen than, und — no, überall san mer auch net dabei g'wesen. A jeder Mensch, mit dem i z'samm'komm', reibt mir's unter d' Nasen. Wenn jetzt da ka Heirat draus wird, is 's Everl blamiert und wir dazu. Aus dem Grund möcht' ich net dagegen sein, wenn's nur a bißl ging. Wenn i nur g'wiß wüßt', daß 's Everl —"

„Da muß ma halt fragen, das dumme Dirndl traut sich nix z' reden davon, weil's meint, es könnt' uns net

recht sein. Wart, ich hol's! Jesses, wird das Dirndl a Freud' ham!"

Sie eilte hinaus.

Bald darauf hörte man ihre Stimme vor der Thür: „Everl, geh zu, sei g'scheit! Geh nur eini, fürcht di net, der Vater meint's gut mit dir! — Burgl, du machst, daß d' weiter kimmst, di kann ma jetzt net brauchen!"

Everl ließ sich hereinschieben, wie ein Lamm zur Schlachtbank. Sie hatte natürlich verweinte Augen. Der Mühlauer sah seine Tochter mitleidig an. Was war das sonst für ein lebfrisches munteres Ding, und seit ein paar Tagen schaut sie so trübselig aus wie neun Tage Regenwetter. So ähnlich hatte die Bärbl ausg'schaut, damals, vor dreißig Jahren, nur ein wenig blässer.

„Genier di net, Everl," sagte er liebevoll. „Ich weiß scho, daß d' den Christoph gern hast. Lieber wär's mir freilich, wenn's net so wär'. Aber i will deinem Glück net im Weg steh'n. Und wie die Sachen lieg'n, is's besser, wenn d' ihn heiratst. Weißt, das Karussell — die Leut' ham mir nix g'schenkt, i hab' alles wissen müssen, und die Malefizphotographie! Und die G'stanzln dazu. Also, Everl, sag, den Christoph möchtst heiraten?"

Everl fuhr mit dem Schürzenzipfel über die Augen. Ihre Schüchternheit schien verflogen, und mit lauter Stimme sagte sie: „Vater, den Anderl heirat' i, wenn's sein muß. Aber mit dem Christoph laßt's mir mei' Ruh'!"

Die Eltern waren sprachlos. Endlich platzte der Vater heraus: „Everl, i begreif' di net! G'scheit bist ja, daß den Christoph net willst. Aber warum hast denn nachher mit dem so 'rumscharmuziert, du damisches Ding, du schlechts? Das begreif' i net, das geht über mein Verstehstmich. Sakerment, warum willst vom Christoph nix mehr wiss'n?"

„Vater," rief Burgl zur Thür herein, „der heirat't

ja die Seiltanzerin! 's Everl und i ham ja zug'schaut, wie er ihr a Bußl geben hat!"

Der Vater kratzte sich hinter den Ohren. Endlich seufzte er: „Arms Dirndl! Au weh, jetzt is's g'fehlt!"

— — — — — — — — — — — —

Der Ahnl sitzt wie gewöhnlich auf der Bank und schmaucht sein Pfeiferl. Gerad hat er sich ein frisches angezündet. Neben ihm liegt ein Packl Tabak und eine Schachtel Zündhölzer.

Da kommt Sylvest aus der Hausthür. Die Joppe hat er an, sein grünes Hütl auf und einen Mordsstecken unter dem Arm. In der einen Hand hält er ein Päckchen Tabak, in der anderen ein Paket Streichhölzchen.

„So, Ahnl, da hast an Vorrat, daß d' net erst eini geh'n mußt."

„Bist verruckt? Hast mir ja erst bracht!" sagte der über die übertriebene Fürsorge erstaunte Alte. „Wo willst denn hin? Was hast denn da für an Stecken?"

„Den Stecken? Den hab' i mir aus deinem Kammerl g'holt. Wirst 'n mir wohl leihen!"

„Ja, das ist aber mei Stecken, mei allerbester! Da hängen Erinnerungen dran. Zu was brauchst denn grad den?"

„Das ist der festest', ma weiß net, zu was so a Ding gut is."

„Ja, wo willst denn eigentlich hin?"

„Das weiß i net, das is mir Wurst, wenn's nur a Wirtshaus is."

„Am hell'n Vormittag? An am Werktag?"

„Das is mir Wurst, was 's is!"

„Ja was is dir denn? Was treibst denn?"

„G'soffen wird! G'lumpt wird! G'rauft wird!"

„Bist eppe über mein Enzian kommen? Muß gleich amal nachschau'n."

„Kannst's bleib'n lassen. I hab' dir nix g'nommen."

„Sylvestl, sag, bist überg'schnappt?"

„Na, im Gegenteil, g'scheit bin i wor'n!"

„I merk' grad nix dervon."

„Bin nimmer so dumm und spiel' 's brave Buabl!"

„Ja, was is dir denn übers Leberl krochen?"

„Will a Lump wer'n! A Lump is überall vorn dran und schöpft 's Fett von der Suppen."

Jetzt dämmert dem Ahnl eine Ahnung auf. „Das is a dumms Zeug, was d' daherredst."

„Sagst net allweil selber, daß i a Waschlappen bin? Das hat jetzt aufg'hört. Ich will dir a Freud' mach'n."

„Sylvest, bist am End' do über mein' Enzian kommen? Sei g'scheit, heut kannst net fort."

„Möcht' scho wissen, wer mir was einz'reden hätt'. Sakra!"

„Heut holt sich doch der Koglersepp a paar Fuhren Torf."

„Das is mir Wurst! Den kann von mir aus der Teixl hol'n!"

„Aber du mußt doch dabei sein, i kenn' mi in deinem G'schreibets net aus!"

„Nix wird g'schrieben! G'soffen wird! B'hüt di!"

Der Ahnl schaut ihm sinnend nach. Sogar das Pfeiferl läßt er ausgehn. Vielleicht denkt er nach über die Früchte seiner Erziehungsmethode.

Endlich langt er nach den Zündhölzchen, indem er vor sich hin spricht: „Wird am End' scho so sein müssen."

9.

War es an diesem Tage bei allen unseren Bekannten sehr erregt zugegangen, so wollte nun die Natur auch nicht dahinten bleiben, zwischen den Bergen zwängte sich nachmittags ein schweres Unwetter hervor, wie es seit

langer Zeit nicht mehr erlebt worden war. Nachdem es durch Blitz und Donner weidlich Schrecken eingejagt, schüttete es Wassermassen herunter, welche im Nu die Wiesen in Seen verwandelten.

Der Mühlauer verließ die Stube und eilte zum Mühlbach. Er achtete gar nicht darauf, daß das Wasser auch an ihm in Strömen herunterfloß. Er beobachtete die unheimlich anschwellenden Fluten mit steigender Besorgnis. Noch stundenlang hielt sich das Wasser auf gleicher Höhe, aber glücklicherweise stieg es nicht mehr; sonst wär's bedenklich gewesen. —

Es war schon Abend geworden, da gingen Everl und Burgl den Fußsteig hinauf, um weiter oben dem tosenden Gewässer zuzuschauen.

Die braunen Fluten schossen mit rasender Schnelligkeit herab; da und dort schäumten sie auf vor Wut über ein unerwartetes Hindernis, hier stürzten sie sich in Wasserfällen über Abhänge und große Blöcke herab, zu deren Füßen sie in weißen Gischt zerstäubten.

Der Genuß des imposanten Naturschauspiels war es nicht allein, was die beiden Mädchen zu diesem Spaziergang veranlaßte. Everl mußte ihr Herz ausschütten. Ganz allein konnte sie ihren Kummer nicht mehr tragen. Burgl war ja ihre Vertraute geworden, und die war klug genug, der Sachlage Verständnis entgegenzubringen. Und groß war ihr Mitleid, als sie aus Everls Munde deren eigenartiges Verhältnis zum Sylvest erfuhr.

Während sie so in eifrigem Gespräch langsam emporwandelten, hörten sie von unten herauf lustigen Gesang. Dann klapperten nägelbeschlagene Schuhe auf dem steinigen Boden, und endlich erschien eine Gestalt auf dem schmalen Fußwege.

„Everl, der Sylvest is's!“ flüsterte Burgl.

Eva schrak zusammen. Zum Verstecken war kein Platz,

zudem schien der Sylvest sie bereits erblickt zu haben, denn er schwenkte den Hut und sang in nicht allzu reinen Tönen, indem er näher kam:

„Hab' g'seh'n a schöns Apferl,
Nimm's zwischen die Zähn' —
Pfui Teufl, etz is dös
A Holzapfl g'we'n!"

Er hatte augenscheinlich seinen dem Ahnl mitgeteilten Vorsatz bezüglich des Trinkens nur zu gewissenhaft ausgeführt und war jetzt auf dem Heimweg begriffen. Als er der Mädchen ansichtig geworden war, suchte er seinen Zustand noch auffälliger zu machen, als er so schon war. Everl atmete immer erleichtert auf, wenn er gegen den Bergabhang zu torkelte, statt gegen das gefahrdrohende Gewässer.

Jetzt schwankte er an ihnen vorüber; sie hatten sich scheu ganz auf die Seite gedrückt. Im Vorbeigehen faßte er Burgl beim Kinn:

„Ich schwör's alle Dirndln,
Will ewig treu bleib'n,
Und thu' doch mit alle
Bloß Dummheiten treib'n."

Jetzt war er vorüber. Nach einem Juhschrei folgte wieder ein Schnaderhüpfl:

„Bin halt aa der Sylvest,
A lustiger Kampl,
Hab' a sakrische Schneid,
Bin a Wolf und koa Lampl."

„Der is gut aufg'legt," sagte Burgl. „Der is ja schnackerlfidel."

„Hast denn die Verseln net verstanden? I schon. Er mag mich net. Ausg'spott' hat er mi sogar."

„Ah geh, vielleicht thut er bloß a so."

„Und wenn er mich möcht', so müßt' er doch glaub'n, i möcht' ihn net, und nachher wär' i schuld dran, wenn er a Lump werden thät', und er is doch allweil so brav g'wesen."

„Everl, sei stad, ich hör' eppes!"

In verworrene, streitende Stimmen mischte sich Hundegebell.

„Jesses, wenn nur der Sylvest nix anfangt in sein'm Rausch."

Sie liefen aufwärts, sorgten aber dafür, daß sie nicht gesehen werden konnten.

Am Rande des Weges hatte sich Sylvest aufgepflanzt und wetterte, daß es eine Art hatte. Am anderen Ufer war die Straße; gerade hier näherte sie sich etwas dem Bache, da drüben stand Christoph, der ebenfalls schimpfte und höhnte. Tyras unterstützte ihn mit zornigem Gebell. Sie mußten sich allesamt sehr anstrengen, um sich in dem Lärm des Wassers vernehmlich zu machen, und es wäre doch schade gewesen, wenn einer eine wohlgezielte Grobheit nicht verstanden hätte.

„Daß ma grad heut net da durch kann!" schrie der Sylvest. „I hätt' no a scharfs Wörtl z' reden mit dir."

„Gelt, das paßt dir, daß ma net durchs Wasser kann! Da kannst schimpfen wie a Rohrspatz, ohne daß d' eine 'naufkriegst auf d' Goschen."

„I wollt', ich könnt' umi! I wollt' abrechnen mit dir, du schuftiger Kerl, du kannst net amal ehrlich rauf'n!"

„Brauchst eppe wieder an Denkzettel? Möchst wieder a bißl schecket werden?"

„Könnt' i nur umi, i schlaget dir a paar Hax'n ab, daß d' mit der Chaisen auf d' Hochzeit fahren müssest."

„Auf mei Hochzeit? Mit der Mühlauerin? Gelt, du hättst die Ev selber mögen?"

„I? Die Ev? Ich dank' schön für a abgraste Wiesen. Die kannst b'halten!"

„Na, Sylvesterl, kannst sie schon ham. I bleib' net allweil bei einer, das is mein Gusto net, i muß a Abwechslung ham. Hahaha! Kannst sie schon wieder ham, d' Jungfer Ev. I tritt dir's ab. Hahaha! Gratulier' dir recht schön derzu!“

„O du ganz elendiger Tropf, du Prahlhans, du großmauleter! Könnt' i umi, i wollt' dir's stopfen, dei frechs Maul!“

Wütend ergriff er einen Stein und schleuderte ihn hinüber. Christoph hielt zu seinem Glück den Arm vors Gesicht, so daß das Geschoß nur den Arm traf. Jetzt wurde auch er sinnlos vor Wut. „Tyras, faß! Allefaß, Tyras!“

Tyras tauchte die Vorderpfoten abwechselnd ins Wasser, zog sie winselnd wieder zurück und sah seinen Herrn flehend an. Er mochte sich denken: Herrl, warum gehst du nicht selber hinein? Du bist ja so ein starker Kerl und hast so lange Füß'.

Das Herrl aber half nach. Es schob ihn ins Wasser und hetzte ihn wieder: „Tyras, faß, faß den Lumpen! Allemarsch, faß!“

Der Hund arbeitete sich ein Stück vorwärts; dann aber ergriff ihn die Strömung und riß ihn abwärts. Es gelang ihm, sich an einem Felsblock festzuhalten. Dann wurde er wieder fortgerissen und verschwand in einem Wirbel. Er tauchte auf und erreichte wieder einen Block. Da hing er nun, und sein immer schwächer werdendes klägliches Geheul verriet, daß es mit seiner Kraft zu Ende gehe.

Nun schrie Christoph: „Herein, Tyras. Herrrein! Ob d' hergehst oder net!“

Das war ebenso geistreich wie tapfer von ihm.

Da rief der Sylvest herüber: „Gelt, du ziehst dein' Hund nett außi, der versauft ja!“

Und schon stieg er ins Wasser, sich mit Hilfe des Stockes gegen die Strömung stemmend. Es ging ihm bis an die Kniee. Dann gab er sich einen Schwung, daß er einen Felsen erreichen und sich daran mit einem Arm festhalten konnte. Dann angelte er mit dem Haken des Stocks nach dem Halsband. Jetzt hatte er es erfaßt, und mit gewaltiger Anstrengung zog er das Tier zu sich heran. Er hielt es mit seinen Beinen fest und machte den Stock vom Halsband los. Das ergriff er nun mit der Hand.

Jetzt galt's aber ein Kunststück — die Rückkehr! Sylvest blickte umher; dann sann er nach. Jetzt hob er Hund und Stock mit dem einen Arm auf den Felsen, ließ den Stock in die andere Hand gleiten und stemmte ihn fest abwärts; mit der anderen zerrte er das Tier an sich; Stock und Absätze fest einsetzend, den Körper stark nach oben geneigt, lotste er sich langsam ans Ufer.

Sylvest keucht und schnauft erst aus; den Tyras hält er noch am Halsband.

„Ha, Hundsviech, hast über mich kommen wollen! Jetzt wird der Stiel umkehrt. Da — da — da!" Dabei salzte er ihm mit dem Stecken ein paar tüchtige über. „So, das kannst deinem Herrl bringen!"

Tyras floh heulend den Pfad hinab; bald aber blieb er stehen und schüttelte sich, daß er fast in einem Sprühregen verschwand. Dann blickte er zu seinem Retter hinauf; es schien, als wäre er am liebsten zu ihm zurückgekehrt.

Das Pfeifen des abwärts schreitenden Christoph scheuchte ihn hinunter. Bei der Mühlau kann er über den Steg zu seinem Herrl.

Was die Mädchen bei diesen aufregenden Vorfällen für einen Schrecken ausgestanden haben, läßt sich denken. Sie waren allmählich immer näher gerückt, ob sie nicht etwa helfen könnten. Aber sie konnten nichts thun. Der

Ev hatte es fast den Hals zugeschnürt. Nach einer Stange oder etwas Aehnlichem hatte sie sich umgeschaut — sie fand nichts. Dann blieb ihr Blick auf dem Sylvest gebannt. Kein Wort hätt' sie herausbringen können vor Angst.

Und Burgl? Zum Dummheiten und Grobheiten machen war ihr Mundwerk zu haben; aber da, wo es sich um Leben und Tod zu handeln schien, da war sie wieder ganz Kind und schmiegte sich furchtsam an ihre Ev.

Gottlob, er war glücklich wieder heraußen. Beide Mädchen schickten ein stilles Dankgebet zum Himmel. Und dann war der Hund an ihnen vorbeigerannt, und der Sylvest war auch schon fort.

„Everl, gelt, der Christoph hat seinen Hund net 'rauszogen, aber Sylvest hat's than, und der Hund ist do auf ihn g'hetzt g'wesen!"

Jetzt erst kam Everl wieder ganz zu sich. „Der Sylvest, ja, der hat's than! Burgl, der Christoph is noch viel schlechter, als i glaubt hab'. Aber der Sylvest, das is ein Bursch. Auf den könnt' ma stolz sein! Kein' Augenblick hat er sich b'sonnen, dem Tierl z' helfen. 's is ka Schand', daß i ihn so gern hab'. Aber das is mei Unglück!"

„Weißt, ich sag's ihm, daß d' ihn so gern hast. Sonst weiß er's am End' gar net, und schmecken kann er's do net."

„Um Gotts willen, Burgl, thu das net! Da könnt' ma schöne Grobheiten kriegen und zum G'spött werden. Hast denn die Verserln net g'hört? Er mag mi net. Er hat mi nie mögen, und an seiner Stell' thät' i mi jetzt selber nimmer mögen — 's is alls wegen dem Christoph — is das a schlechter Kerl! 's is aus, 's is aus, 's is alles aus!" — —

Sylvest war ziemlich nüchtern geworden. Er war jetzt

mehr von außen naß. Er lief rasch, um bald heimzukommen. Es fror ihn, aber er merkte es kaum vor lauter Gedanken.

„Wie i dem Hundsviech nachg'schaut hab', hab' i die zwa Dirndln steh'n seh'n. Also ham s' mi auch g'seh'n. Patschnaß bin i g'wesen, das müssen s' g'seh'n ham. Hätt' net die Ev sagen können: Geh mit abi in d' Mühlau und zieh a trockens G'wandl an! So g'höret sich's doch unter Christenmenschen. — Mitgangen wär' i ja net, net um a Million. Auf'n Buckl steigst mir, hätt' i g'sagt, du Allerweltsev! Mir leid't's daheim, auf meinem Hof, schon noch an trockenen Fetzen. — Mit'm Christoph scheint's aber doch nix mehr z' sein. Wundert mi net, wird ihn endlich kennen g'lernt ham. Drum is er so giftig g'wesen — wenn er jetzt nur gleich wieder daherkäm', nachher könnt' i mir warm machen!"

10.

In scharfem Trabe, in Staubwolken gehüllt, rollen die Zwei- und Viergespanne die Landstraße dahin. Die Wagen sind mit Gewinden von Laub und Tannenästen, mit wehenden Fahnen und farbigen Bändern geziert, Menschen und Pferde prangen in Blumen- und Bänderschmuck. Zwischen den vollbesetzten Leiterwagen erblickt man da und dort mit heiligen Dingen bunt bemalte Gefährte, sogenannte Leonhardstruhen, wie sie sich wohlhabende Bauern eigens für das heutige Fest halten.

Heute findet die Leonhardifahrt statt, zu Ehren des Schutzpatrons für das liebe Vieh, insbesondere für die Pferde. Das Ziel ist ein Kirchlein inmitten des Waldes; es ist umspannt mit eisernen Ketten, die aus den Stallketten kranker Rößlein zusammengeschmiedet sind; man hat sie dem Heiligen verlobt, damit er den Tieren seine Hilfe angedeihen lasse.

Gestern schon sind Bauern gekommen, haben einen dreimaligen Umritt um die Kapelle gethan und sind dann wieder heimgekehrt. Die Hauptsache aber kommt erst heute. Da werden im Kirchlein Messen gelesen, und während im Freien eine Bauernmusik ihre Weisen ertönen läßt, umfahren an hundert Wagen in raschem Trabe die Kapelle. Da gilt es, Kraft und Geschicklichkeit einzusetzen, wenn kein Unglück passieren soll. Mittags, wenn die kirchliche Feier vorüber ist, ziehen viele wieder nach Hause. Aber die meisten, namentlich das junge Volk, bleiben zurück, um nun die Lustbarkeiten des Tages vollends auszukosten.

Für die leiblichen Bedürfnisse ist reichlich gesorgt. An verschiedenen Plätzen wird Bier ausgeschenkt, da und dort im Walde, auch dort oben am Abhang. Kochherde sind errichtet, da raucht's und dampft's nach Herzenslust; namentlich die Weiberleut' sieht man begehrlich in die Luft schnuppern, denn sie wittern ihr Leibgetränk. Eine Anzahl von Ständen mit allerhand Kram ist aufgeschlagen. Da giebt's Rosenkränze, Gebetbüchlein, Lebkuchen, Würste u. s. w. Der Neuigkeitskramer ist natürlich auch da.

Auch ein Tanzplatz ist hergerichtet. Da geht's am Nachmittage gar lustig zu. Aus dem Gewühle der Tanzenden ragt ein Kopf über die anderen empor. Der muß dem Christoph gehören. Aus Frömmigkeit ist er gewiß nicht beim Leonhardsfest, aber er muß halt überall dabei sein, wo was los ist.

Auch den Anderl sehen wir geschäftig hin und her traben. Der hat heute gar viel zu thun und zu besorgen, namentlich bei den Wagen; er ist heute eine fast unentbehrliche Persönlichkeit, er glaubt es wenigstens. Einen ganz großen Pack mit Essen hat er schon beisammen und an einem sicheren Ort untergebracht. Häufig langt er in die Hosentasche und wühlt glückselig in den kleinen Münzen, die ihm als Trinkgelder reichlich zugeflossen sind.

Die Mühlauer, sechs Köpfe stark und noch ein paar Knechte dazu, haben einen Tisch für sich allein besetzt, und zwar bei der Bierbude, die der Kapelle am nächsten steht.

Der Sylvest ist nirgends zu erblicken. Am Vormittag hat ihn die Ev bei der Umfahrt gesehen. Aber wo steckt er jetzt? Der Ahnl hatte gemeint, sie sollten als Nachbarsleute sich doch zum Mühlauer setzen. Aber der Sylvest hatte eigensinnig darauf bestanden, sich bei dem Bierausschank niederzulassen, der auf der Anhöhe oben zwischen den Bäumen errichtet war. Dort konnte man vom eigentlichen Festplatz aus nicht beobachtet werden, und da wollte er sich dem stillen Trunk ergeben.

Der Ahnl fügte sich. Später wäre der Sylvest gern ein wenig hinuntergegangen, aber da sah er den Christoph heraufkommen und fand es deshalb rätlich, in der Nähe zu bleiben.

Christoph hatte überall den Schwerenöter gespielt, man ließ ihn aber ziemlich links liegen. Er brauchte lange, bis er das merkte; dann aber war es mit seiner guten Laune vorbei. Da er selbstverständlich alle Biergelegenheiten durchproben mußte, geriet er nun auch da herauf und setzte sich zu einigen Altersgenossen, ein paar Tische vom Sylvest entfernt.

Der fuhr aus seinem mürrischen Brüten auf und begann eine laute und lebhafte Unterhaltung mit dem Ahnl und den Tischgenossen. Christoph wurde sofort um ein paar Zoll größer, und der sehr vernehmliche Ton seiner Stimme verriet, daß er durchaus nicht gesonnen sei, seine Gegenwart zu verheimlichen. Der Eingeweihte hätte wohl unterschiedliche Nadelstiche herausfühlen mögen, die in den beiderseitigen Reden mit unterliefen, aber zu besonderen Befürchtungen war kein Anlaß gegeben.

Christoph schien seine Rundreise noch nicht beendigt zu haben; denn endlich stand er auf und trank seinen Krug

vollends leer. Dann blickte er nochmals ringsum, als ob er sagen wollte: „Da ist der Christoph. Wer von ihm was will, soll sich gleich rühren, denn er geht jetzt.“ Darauf entfernte er sich.

Jetzt war die Luft rein, und nun stieg auch der Alte hinunter. Von überall her wurde er angerufen und mußte Bescheid thun. Auch mit dem Neuigkeitskramer, der seinen Stand geschlossen hatte und seine Ware hausieren trug, ließ er sich in ein Gespräch ein. Endlich kam er auch an den Tisch, an welchem der Mühlauer jetzt allein mit seiner Bärbl saß. Alle übrigen trieben sich sonstwo herum. Hier machte sich nun der Ahnl auf eine Weile seßhaft.

Einige Minuten weiter im Wald drinnen hängt an einer ehrwürdigen Eiche ein altes Marienbild. Fromme Hände haben es mit Kränzen geschmückt. Vor dem Baum ist ein kleiner freier Platz mit einigen verwitterten Betstühlen.

In einem derselben kniet Everl, ganz in Andacht versunken; neben ihr sitzt Burgl; die hat schon ein paar Vaterunser gebetet, noch einige dazugegeben und langweilt sich jetzt. Sie sucht sich die Zeit des Wartens zu versüßen, was denn auch die eigenartige Bewegung ihrer Lippen erraten läßt.

Es ist so ruhig, so friedlich, so erquickend einsam hier. Der verworrene Lärm von Musik, Singen und Jauchzen dringt nur gedämpft herüber.

Burgl denkt sich: „Was braucht denn die Ev so lang? Die wird ja gar nit fertig heut!“

Everl aber betet so innig wie noch nie im Leben. Zuerst hat sie den Rosenkranz heruntergesagt, wie sonst auch, gewohnheitsmäßig. Dann aber beginnt sie der Muttergottes ihr eigentliches Anliegen eindringlich vorzutragen. Und sie erzählt ihr haarklein die ganze Geschichte von ihrer Liebe zu Sylvest. Wie sie ihn so gern gehabt,

und nur weil halt gar nichts hat daraus werden wollen, hat sie sich in den Christoph vergaffen können, was ihr heut noch unbegreiflich ist; und sie, die Muttergottes, müßt' doch einsehen, daß gerade der Sylvest der Richtige sei für sie, und sie könnt' ja gar nicht anders, sie müßt' ihr dazu helfen, daß sie den Sylvest kriegt, sonst hätt's die Muttergottes auf dem Gewissen, wenn der Sylvest auch ein Lump werden thät'.

„Gelt, schmerzhafte Muttergottes," schloß sie endlich, „i kann mi also ganz g'wiß drauf verlass'n, daß i den Sylvest kriegen thu'?"

Und sie hätt' es beschwören können, daß ihr die Muttergottes soeben freundlich und verheißungsvoll zugelächelt hat. Vielleicht hatte sich nur ein Sonnenstrahl durch die Zweige gestohlen und war über das Bild hingezittert, aber Everl wußte es besser. Als sie nun mit Burgl aufbrach, war sie in gehobener Stimmung. Sie zweifelte gar nicht mehr an einem glücklichen Ausgang und war ordentlich stolz darauf, daß sie mit der Muttergottes auf so vertrautem Fuße stand; ihr war ganz feierlich zu Mute, und sie konnte kaum begreifen, wie man an dem Thun und Treiben auf dem Festplatze Gefallen finden könne.

Als sie zu ihren Eltern zurückgekehrt war, sprach sie der Ahnl an.

„Grüß Gott, Everl. Was machst denn für a fromms G'sichtl? Wie an alte Betschwester! Und sehest do so keck aus mit dei'm Hütl! Was fehlt dir denn, Dirndl? Willst eppe ins Kloster?"

„Sie is schon a Zeit her allweil so dasig!" seufzte ihre Mutter.

Und der Mühlauer sagte: „I werd' ihr jetzt bald an andern Kopf aufsetzen. Die G'schicht wird mir jetzt doch schon bald z' dumm. Allweil a solche Trauerweiden —"

Er wurde jäh unterbrochen. Anderl war in höchster Eile herbeigesprungen.

„A—A—A—Ahnl! De—de—der S—S—Sylvest —“ Die Stimme versagte ihm.

„Anderl, was is's mit'm Sylvest?“ schrie Everl.

„D—d—der Chr—Chr—Christoph ha—ha—hat ihn der—der—derschlagen! M—m—maustot i—i—is er!“ und er deutete den Berg hinauf.

„Sylvest!“ schrie Everl wie wahnsinnig und rang die Hände gen Himmel. Dann stürzte sie den Berg hinauf.

Die anderen ihr nach.

Dem Ahnl zitterten die Knie, bei ihm ging's langsamer.

Der Neuigkeitskramer lief Everl entgegen. Auch er schien vor Schreck die Sprache verloren zu haben, er zeigte bloß aufwärts. Er war gerade zugegen gewesen, als die beiden Todfeinde aneinander gerieten. Schlimmen Ausgang wahrnehmen und fortrennen, um als erster die da unten zu benachrichtigen, war eins. Da kam ihm der Anderl in den Weg. Der hatte flinkere Beine, und deshalb schickte er diesen mit der Schreckensbotschaft voraus.

Keuchend kam Eva oben an. Sie sah einen Knäuel von Menschen.

„Sylvest — Sylvest!“ rief sie und schoß hindurch.

Den Sylvest hatte man auf eine Bank gesetzt und mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt. Von der linken Schläfe rann ihm das Blut herab. Dorthin hatte ihm Christoph mit einem ausgerissenen Zaunpfahl einen Schlag versetzt.

„Sylvest, Gott sei Dank, du bist net derschlagen!“

Sie riß ihr Taschentuch heraus und begann das Blut aufzutrocknen.

„I? Derschlagen? Mei Schädl is net aus Pappendeckel. Aber was denn da grad dir dran liegen könnt'!“

„Sylvest, ob mir was dran lieget!“ Stoßweises Schluchzen erstickte ihre Stimme. „Bringt's a Wasser her! Sylvestl, wenn d' hing'wesen wärst, kei' Stund' hätt' i mehr leb'n mögen.“

„Was d' sagst, Everl! Wegen meiner? Warum denn? Hätt' dir denn das leid than?“

„Sylvest, is das a Frag'! Wenn einem der liebst' Mensch auf der Welt — —“ Sie schluchzte wieder.

„Everl, was hast g'sagt? Is das wahr, Everl, was d' g'sagt hast?“

„Hab' di ja schon allweil so viel gern g'habt, aber du hast mi ja nie mögen. — Jesses, das Blut! Thut's recht weh?“

„Aber Everl, warum hast mir denn das net früher g'sagt? Sakra, jetzt reuen mi die Prügel net, die i wegen deiner schon kriegt hab'. Geh her, jetzt kriegst aber an Schmatz!“

Der Mühlauer schaut nur so.

„Ja, was is denn jetzt dös wieder für a Aufführung!“

„Und vor alle Leut',“ sagte sein Weib. „Wie kommt jetzt die auf amal zum Sylvest? Hab' g'meint, wegen dem Christoph sei s' allweil so dasig.“

„Soll sich einer auskennen mit die Weiberleut'! Die ham's halt hinter die Ohren!“

Der Ahnl hatte sich niedersetzen müssen.

Jetzt sagte er: „Hab' i's net allweil g'sagt, ka Schneid hat der Sylvest! Wenn der jetzt net halber derschlag'n worden wär', wär'n die zwa ihr Lebtag net z'samm' kommen!“





Bilder aus Wasserburg am Inn.

Reiseskizze von Fr. Regensberg.



Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

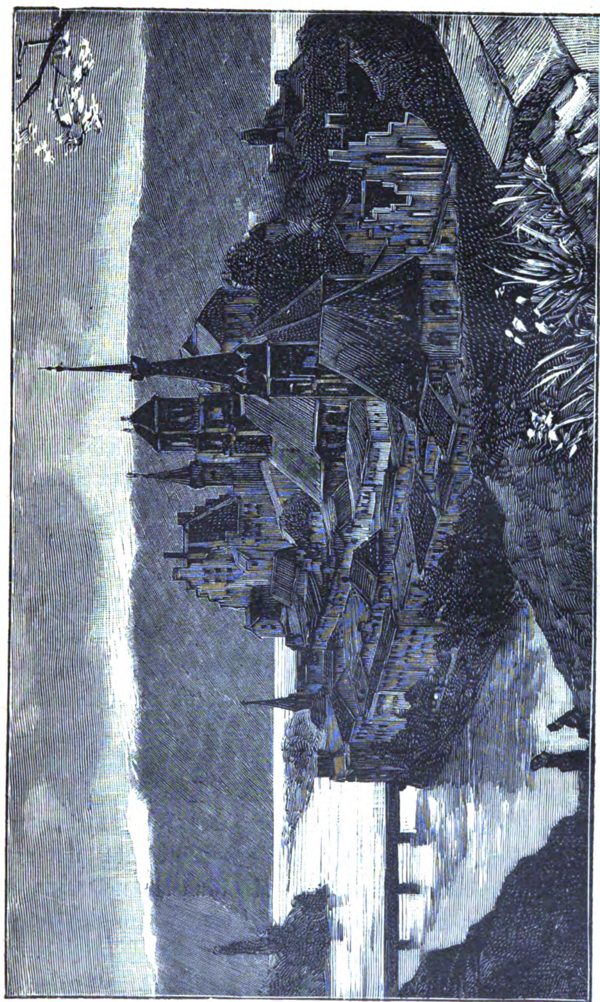
Bei der Hochwasserkatastrophe, die um die Mitte des September 1899 weite Gebiete in verschiedenen Teilen Deutschlands und Oesterreichs heimgesucht hat, wurden als die neben München am schwersten geschädigten Städte in Bayern Rosenheim, Passau und Wasserburg bezeichnet.

Der Name des letztgenannten Ortes, der infolge der Ueberschwemmung durch den Inn ungeheuren Schaden erlitten hat, wird vielleicht manchem Leser bisher fremd geblieben sein. Der Schreiber dieser Zeilen wurde erstmals darauf aufmerksam gemacht, als er vor einigen Jahren einem Münchener Freunde die Schwierigkeit klagte, heutigestags noch eine Sommerfrische ausfindig zu machen, die nicht von Touristen überflutet sei, ein idyllisches, schönes und dabei nicht allzu teures Fleckchen Erde, wo man sich wirklich zu erholen vermöge.

Darauf gab jener mir zur Antwort: „Versuchen Sie es doch einmal mit Wasserburg."

„Dort waren wir mehrmals von Lindau aus."

„Sie sprechen von Wasserburg am Bodensee, ich aber meine Wasserburg am Inn, das Sie jedenfalls noch



Ansicht von Wasserburg vom Kellerberge aus.

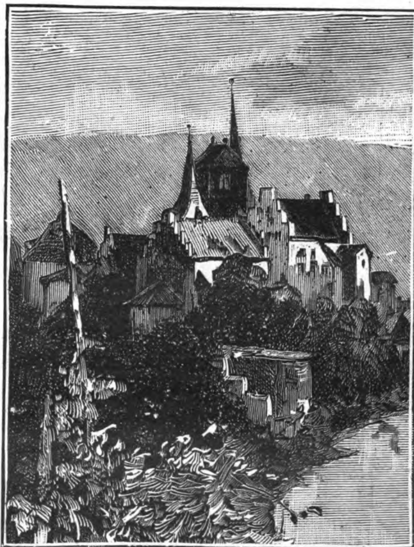
nicht kennen und in dem Sie gleichzeitig ein durch seine eigenartige Lage, sozusagen mitten im Strome, nahezu einzig dastehendes Städtchen finden werden. Den Komfort größerer und vielbesuchter Orte dürfen Sie natürlich dort nicht suchen, sondern nur das, was ein Landstädtchen eben zu bieten vermag. Aber verhältnismäßig billig ist es dort noch, und wer Ruhe und Erholung im ungestörten Genusse einer schönen Natur sucht, wird sich bei einem längeren Aufenthalte in Wasserburg nicht getäuscht sehen, denn abgesehen von dem ganz eigenartigen Charakter des Ortes selbst bietet die nähere und fernere Umgebung eine solche Fülle von reizenden und mannigfaltigen Landschaftsbildern, daß nur wenige Plätze des Alpenvorlandes sich diesem an die Seite zu stellen vermögen."

Ich folgte dem Rate des Freundes und habe es in der That nicht bereut; vielleicht wird es auch manche Leser interessieren, einiges Nähere über die alte bayerische Stadt zu erfahren. Um dorthin zu gelangen, fährt der von Norden kommende Reisende zunächst von München nach Rosenheim, das bei der letzten Ueberschwemmung ebenfalls ganz unter Wasser stand, dem Knotenpunkt der Salzburger, Mühldorfer und Holzkirchener Bahn. Ungefähr auf halbem Wege zwischen Rosenheim und Mühldorf liegt Wasserburg.

Bald nach der Ausfahrt aus dem Bahnhofe zweigt sich diese Linie von der Münchener ab und führt in nördlicher Richtung durch die Niederung des Inn, der unterhalb Rosenheim einen weiten Bogen beschreibt, um von Mühldorf an eine rein östliche Richtung zu nehmen und dann, nachdem er unterhalb Marktl die Salzach aufgenommen, in einer zweiten Kurve sich nach Passau hinabziehend, die Reichsgrenze gegen Oesterreich zu bilden.

Wir passieren auf unserer Fahrt die Stationen Schechen und Rott und gewahren bei letzterem Orte links auf der

Höhe die ausgedehnten Baulichkeiten der gleichnamigen ehemaligen Benediktinerabtei. Dann überschreitet die Bahnlinie auf einem hohen Damm das Thal der Attel, in dem zur Rechten die ehemalige Propstei Attel sichtbar wird, und erreicht allmählich ansteigend die Hochebene des linken Inngebietes bei der 26 Kilometer von Rosenheim entfernten Station Wasserburg.



Das alte Schloss von Wasserburg.

Wir steigen aus. Die Stadt selbst ist von der Bahn aus nicht sichtbar, denn sie liegt, beinahe eine Wegstunde entfernt, in der Tiefe des Innthales. Es fehlt nach Ankunft der auf der Station haltenden Züge nicht an Fahrgelegenheit nach der Stadt, allein es empfiehlt sich für jeden Fremden, der die kurze Wanderung nicht scheut, den Weg zu Fuß zurückzulegen, zumal wenn das Gebirge sichtbar ist, auf das man schon auf dem Bahnsteig einen Ausblick hat. Während des ganzen Weges hat man dann die stolze Reihe der Berge vom Untersberg und Staufen im Osten bis zu den Allgäuer Alpen im fernen Westen vor sich.

Wenn man an der Kreisirrenanstalt Gabersee vorüber

ist, so empfiehlt es sich für den Ankömmling, bei der Straßenteilung der „neuen Straße“ rechter Hand zu folgen. Wie Realschulrektor A. Knörzer in seinem Führer durch Wasserburg und Umgebung mit Recht betont, gewähren auf diesem nur um wenige Minuten längeren Wege zur Stadt die wechselnden Landschaftsbilder, die man dabei zu sehen bekommt, schon gleich einen allgemeinen Ueberblick über das, was Stadt und Umgebung landschaftlich

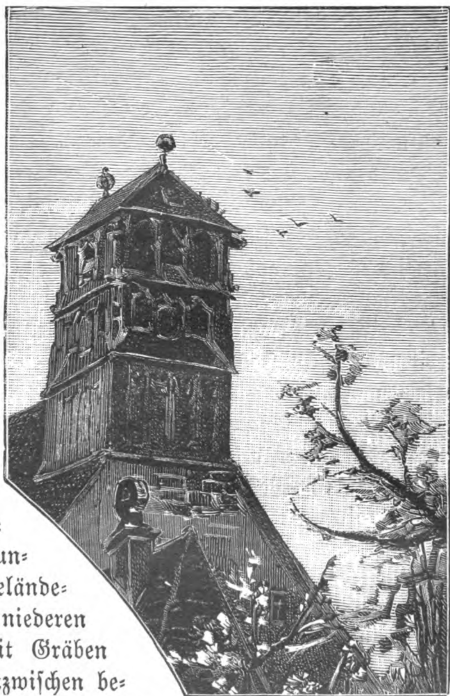


Am Innufer.

zu bieten vermögen: „in der Tiefe der Strom mit der bebauten Insel, die von ihm umrauschte Stadt mit der Burg, die grünen Auen, Hopfengärten, Getreidefelder, Wälder, aus denen einzelne Dörfer mit ihren Türmen sich abheben, auf der von zahlreichen Moränenhügeln durchzogenen Hochfläche, dazu im Hintergrunde die blauen Berge, nach vorn der dominierende Wendelstein, zurück in der großen Lücke zwischen Feuchteck—Heuberg—Wildbarn die weißen Zillerthaler Ferner (Gletscher) mit der gewaltigen Dreiherren-Spitze und dem massigen Reichenkamme.“

Das Gelände, auf dem wir dahinschreiten, verdankt seine Entstehung der Ablagerung von Schuttmassen, die in der Diluvialepoche der Urzeit allem Anscheine nach in einem ausgedehnten Wasserbecken erfolgt ist, welches das ganze Alpenvorland bedeckte und an die Stelle des

einstigen Kontinentes getreten war, der das mitteldeutsche von dem alpinen Meere getrennt hatte. Die vom Gebirge am weitesten entfernten Teile des Alpenvorlandes bestehen aus nahezu horizontalen Lehm- und Schotterflächen. Kommt man aber, wie hier, dem Gebirge etwas näher, so gelangt man in eine Region der Ebene hinein, die durch die Gletscher der späteren Eiszeit ihre Eigentümlichkeit erhalten hat: die Moränenlandschaft. Die ganze Oberfläche zeigt sich mit unregelmäßigen Geländewellen, mit niederen Rücken und mit Gräben und Mulden dazwischen bedeckt; alles aufgebaut aus einem Gemenge von Lehm, Schotter und zahlreichen größeren und kleineren Felstrümmern — ganz unverkennbar eine vom Gletscher bewegte und zerriebene Masse. Eigentümlichkeiten der Moränenlandschaft sind endlich zahlreiche große und kleine Seen und Moore, wie sie gerade die Gegend des Starnberger und des Chiem-



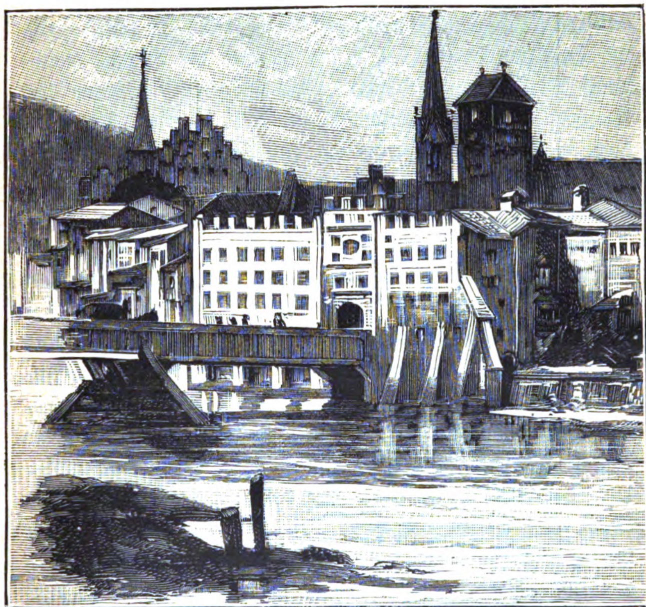
Die St. Jakobskirche.

sees (dessen nördliche Spitze von Wasserburg nur 28 Kilometer entfernt liegt) aufzuweisen hat.

Von der Mächtigkeit der in der Urzeit den Alpen entführten Schuttmassen giebt uns der Anblick von Wasserburg eine deutliche Vorstellung. Auf einer langgestreckten schmalen Halbinsel ragt die Stadt in den Inn herein, der in einem fast geschlossenen Kreise sie umfließt; nur ein Durchstich von Süden nach Norden in einer Länge von etwa 280 Meter wäre erforderlich, um ihre Lage zu einer vollständig insularen zu machen. An den weißen, fast senkrecht beiderseits 50 bis 70 Meter hoch emporsteigenden Uferwänden brandet der tief in den Boden eingefurchte, hier bereits sehr stattliche Strom; man könnte sich beinahe in eine Alpenlandschaft versetzt wähnen, und doch sind jene kühnen, von zahlreichen tiefen Schluchten durchzogenen Wände nur zusammengebackener Schutt, auf dem sich die weite bayerische Hochebene ausbreitet.

Ueberraschend wirkt der Anblick der alten Stadt von der 122,5 Meter langen Innbrücke. Wie in zahlreichen anderen Städten am Inn und weiter ins Land hinein fällt auch in Wasserburg die italienische Bauweise der Häuser mit den die Dächer fast völlig verhüllenden Fassaden und den vor ihnen hinführenden Arkaden auf, die auf den schon früh in diesen Gebieten entwickelten Verkehr mit dem Süden jenseits der Alpen hinweist. Die durch die sogenannten hölzernen „Archen" vor der Gewalt der Strömung geschützten Häuser scheinen unmittelbar aus dem Flusse emporzusteigen. Ungemein malerisch ist das Bild, wenn der Mondschein Stadt und Strom und die diesen begleitenden Höhen mit seinem magischen Schimmer überflutet. Schon von den frühesten Zeiten an bis zur Eröffnung der Bahnlinie München—Rosenheim—Salzburg im Jahre 1859 herrschte auf dem Inn stromauf- wie abwärts ein außerordentlich lebhafter Schiffsverkehr, dem

die Stadt Wasserburg großenteils ihre frühere Blüte und ihren ehemaligen Reichtum zu danken hatte. Sogar mit Dampfschiffen wurde der Fluß in den Jahren von 1856 bis 1860 befahren, während jetzt nur noch wenige Schiffe,



An der Innbrücke.

durchweg mit Zement und Gips beladen, auf ihm verkehren.

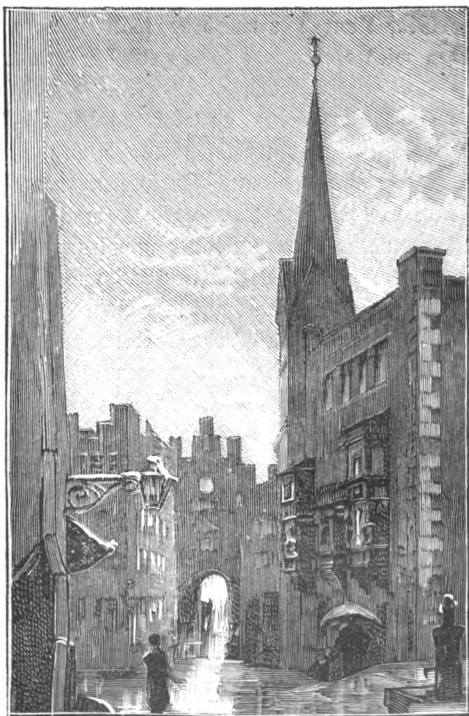
Wasserburg, gegenwärtig eine etwa 4000 Einwohner zählende Bezirksamtsstadt im Kreise Oberbayern, ist eine der ältesten deutschen Niederlassungen. Wie mancherlei Funde beweisen, ist die Umgegend in vorgeschichtlicher Zeit von sogenannten Pfahlbauern bewohnt gewesen; in geschichtlicher finden wir dort zuerst den echt germanischen

Stamm der Bojer, der aber durch die von Norden heranziehenden Kimbern und Teutonen verdrängt wurde. Nachdem diese von den Römern 102 und 101 v. Chr. vernichtend geschlagen worden waren, drangen letztere selbst immer weiter in Germanien vor, einen Stamm nach dem anderen unter ihre Botmäßigkeit zwingend. In der Gegend des heutigen Wasserburg saßen damals die Räter, welche durch Drusus und Tiberius, die beiden Stiefsöhne des Kaisers Augustus, unterworfen wurden. Seitdem herrschten auch dort die Römer, welche zur Sicherung ihrer Herrschaft befestigte Lager anlegten und zur Erleichterung des Verkehrs Straßen bauten.

Durch die Völkerwanderung wurde der Römerherrschaft ein Ende gemacht, und jede Spur römischer Kultur zerstört. Zwischen 488 und 528 n. Chr. siedelten die Bajuvarier sich dort an, deren Herzogtum zuerst zeitweilig nach 530 und dann 788 ganz und gar unter die Herrschaft der Frankenkönige kam, die über die einzelnen Gaue Grafen setzten. So entstanden in dem dortigen Bezirk die Grafschaften Limburg (später Wasserburg) und Kling. Die Stammburg der Grafen von Limburg, die später auch Hallgrafen (Hall ist der alte Name für Salz) hießen, weil ihnen der Schutz der Salztransporte von Hall in Tirol und von Reichenhall oblag, erhob sich in der Nähe von Attel dicht am Steilrande des Höhenzuges gegen den Inn hinunter.

Nachdem der Hochgraf Friedrich III. von Dießen das Kloster Attel beinahe ganz zerstört hatte, faßte Graf Engelbert von Limburg den Entschluß, es bedeutend vergrößert wieder aufzubauen. Damit die Mönche auch das nötige Feld in der Nähe ihres Klosters hätten, brach er die Limburg (Lintpurk) ab und bezog die Wasserburg (Wazzirpurk), die ihm gleichfalls gehörte. Zu gleicher Zeit veranlaßte er seine Dienstleute, sowie die Bürger des Marktfleckens Limburg, sich dort anzusiedeln. So entstand um

das Jahr 1087 die heutige Stadt Wasserburg an einer Stelle, wo sich bis dahin bloß ein paar Fischerhäuschen und eine Kapelle erhoben hatten; man nannte sie zuerst Hohenau, und erst nach dem Jahre 1250 ging die Be-



Die Hauptstrasse von Wasserburg.

nennung Wasserburg von dem Grafenschloß auf den Ort über. Dieser vergrößerte sich rasch und war infolge des regen Verkehrs von Italien und Tirol den Inn hinunter schon um 1240 eine bedeutende Gewerbs- und Handelsstadt, die ihre höchste Blüte im 14. und 15. Jahrhundert

erreichte. Dazumal soll Wasserburg gegen 7000 Einwohner gezählt haben.

Im Jahre 1247 wurde Wasserburg von dem bayerischen Herzog Ludwig dem Strengen nach einer Belagerung, die 119 Tage gewährt hatte, eingenommen, und der damalige Graf Konrad vertrieben, später jedoch in seine Besitzungen wieder eingesetzt. Als er ohne Hinterlassung von Kindern gestorben war, kam seine Grafschaft im Jahre 1255 an das Haus Wittelsbach, bei dem sie bis heute verblieben ist. In Schloß Wasserburg residierten nun öfters die Herzoge und Kurfürsten von Bayern. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte man eine Kaserne daraus, und während der napoleonischen Kriege diente es wiederholt als Lazarett. 1833 wurde der Bau, der in seinem jetzigen Zustand aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt, in ein Zwangsarbeitshaus, 1855 in eine Bewahranstalt zur Besserung jugendlicher Sträflinge und 1873 in ein Gefängnis für weibliche Sträflinge umgewandelt.

In alter Zeit war Wasserburg, wie J. Bauer in seiner Geschichte und Geographie der Stadt und des Amtsgerichts Wasserburg berichtet, eine wichtige Feste. Eine Ringmauer hatte sie bereits 1220 erhalten, die Ludwig der Gebartete von Ingolstadt im Jahre 1415 erhöhen ließ; von 1467 bis 1510 wurden die Befestigungen der Stadt noch verstärkt, damit sie auch dem inzwischen aufgekommenen schweren Geschütz zu widerstehen vermöchten. Im Dreißigjährigen Kriege wie im Spanischen Erbfolgekriege und in den Stürmen der napoleonischen Zeit hatte die Stadt viel zu leiden. Ihre Blüte schwand, als der Verkehr sich andere Bahnen suchte, und seitdem besteht auch keine nennenswerte Handels- und Gewerbsthätigkeit mehr. Auffallend ist die im Verhältnis zur Einwohnerzahl große Zahl von Bierbrauereien, die einen guten

„Stoff“ erzeugen. Gewissermaßen ein Wahrzeichen Wasserburgs bilden die sechs Bierkeller, die sich in der Nähe der Innbrücke dicht am rechten Stromufer aneinanderreihen.

Höchst interessant ist ein Gang durch die altertümlichen



In der Bruckstrasse.

Straßen der Stadt, wie zum Beispiel die Bruckstraße und die Hauptstraße; besonders der letzteren geben die flachen Dächer, vielen Erker und die sogenannten Lauben einen völlig italienischen Anstrich. Beinahe alle Privathäuser, welche Erker aufweisen, stammen aus der Zeit von 1440 bis 1600. Das älteste noch erhaltene Haus ist das um

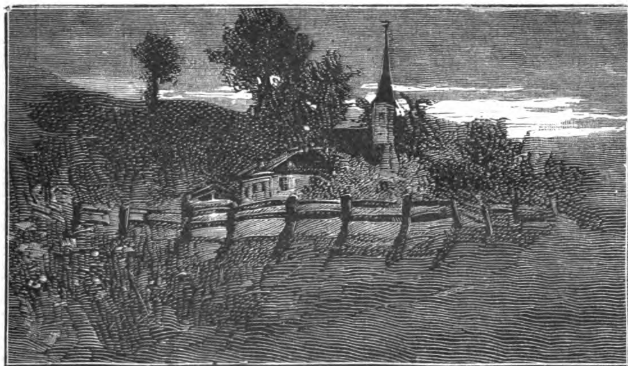
1300 erbaute innere Bräuwinkelhaus, das bis 1450 als herzogliches Mauthaus diente.

Andere besonders bemerkenswerte Bauwerke sind außer dem bereits erwähnten Schloß das gotische Rathaus, die gotische, in neuerer Zeit restaurierte Pfarrkirche, die alte Michaeli-Gruftkirche, eigentlich zwei Kirchen übereinander unter einem Dache, und die von 1391 bis 1454 an der Stelle, wo bei Gründung der Stadt eine Kapelle stand, erbaute St. Jakobskirche. Das letztere Gotteshaus wurde im 17. Jahrhundert durch Zuthaten im Zopfstile entstellt; in den Jahren 1879 bis 1883 ist es aber mit einem Kostenaufwande von 86,000 Mark in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt worden. Sehenswert ist das große Wandgemälde an ihrer Ostseite, eine Stiftung der Familie Pinzenauer, und das herrliche, ganz vergoldete Tabernakel.

In unmittelbarer Nähe der Stadt finden sich zahlreiche lohnende Punkte, und auch an weiteren Ausflügen fehlt es nicht. Bloß 500 Meter von ihr entfernt liegt das Mineralbad Achatz. Die Heilkraft der dort entspringenden Quelle war schon früh bekannt; ihr Wasser wurde in die Badstube des wahrscheinlich bereits vor 1300 erbauten Leprosenhauses geleitet, in dem die von dem durch Kreuzfahrer nach Europa eingeschleppten Aussatze befallenen Personen streng abgesondert gehalten wurden. An seiner Stelle wurde 1859/60 das jetzige Mineralbad aufgeführt. Auch ein Kirchlein erhob sich dort um 1300 als Filialkirche von Eiselfing; das jetzige stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts; es wurde im Jahre 1825 samt der Vorstadt Achatz der Wasserburger Pfarrei einverleibt.

Ueberaus gesund ist die Lage der Stadt, welche Epidemien fernhält; selbst die im Laufe unseres Jahrhunderts mehrmals eingeschleppte Cholera, so besonders 1872 durch Sträflinge im Zuchthause, vermochte sich niemals auszu-

breiten. Rauhe Winde können sich nur ganz mäßig geltend machen, da die Stadt, zumal gegen Osten und Norden, von den Innhöhen völlig eingeschlossen wird, während die Oeffnung des Kessels gegen Süden und Westen liegt. In den heißen Sommertagen aber wird die Temperatur dadurch gemildert, daß der reißende Fluß, der im Hochsommer Gletscherwasser führt, Wasserburg beinahe ganz umfließt. Infolgedessen weist das Thermometer in der



Mineralbad St. Achatz.

rauhen Jahreszeit stets bedeutend höhere Wärmegrade auf, als sie auf der Hochfläche ringsum zu finden sind, während es in der heißen Zeit immer tiefere Temperaturen angiebt.

Zum Schluß geleiten wir den Leser auf den Kellerberg, zu dem am Stechl-Keller links von der Brücke ein schöner Fußsteig emporführt. Beim Kruzifix vor dem „Kellerwirt" genießt man wohl den schönsten Blick auf die Stadt, deren eigenartige Lage dort so recht hervortritt. Von dem Aussichtsturm auf der Höhe aber entfaltet sich an klaren Tagen, wie sie zumal im Frühjahr

und im Herbst bei West- oder Südwind nicht selten sind, ein großartiges Alpenpanorama. Wie zum Greifen nahe liegt die majestätische Bergkette vor dem Beschauer, vom Untersberg bis tief ins Allgäu hinein einen gewaltigen Bogen von etwa 240 Kilometer Durchmesser beschreibend. Mit besonderer Schärfe treten hervor: die beiden Staufen, Göll, Watzmann, Hochkalter, Sonntagshorn, Hochfellen, Hochgern, das ganze Massiv der Loferer Steinberge, Kampenwand, Hochrieß und der Wilde Kaiser dahinter; der eigenartig geformte Heuberg, tief im Hintergrunde die Zillerthaler Berge, weiterhin die Wendelsteingruppe, sämtliche Schlierseer und Tegernseer Berge, hinter ihnen die Zacken des Karwändel- und Wettersteingebirges, die Benediktenwand und noch weiter hin die charakteristisch gestaltete Zugspitze, vor ihr Herzogstand, Heimgarten, Kramer und Krottenköpfe.





Familie und Haus

nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von Lorenz Stüben.



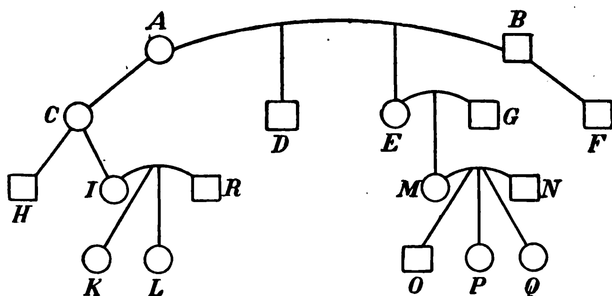
(Nachdruck verboten.)

III. Verwandtschaft und Verlöbnis.

Das Neue Bürgerliche Reichsgesetzbuch unterscheidet drei Arten von Verwandtschaft. Die erste ist die Verwandtschaft in gerader Linie, die altdeutsche „Sippschaft“, die begründet wird durch die direkte Abstammung. Von den Urgroßeltern und weiter zurück bis hinab zu den Urenkeln und weiter geht eine einzige gerade Linie, die unter der Bezeichnung Ascendenten die Eltern, Großeltern u. s. w., und unter jener der Descendenten die Kinder, Enkel u. s. f. umfaßt.

Die zweite ist die Verwandtschaft in der Seitenlinie. Sie schließt alle diejenigen Personen ein, die nicht in gerader Linie verwandt sind, aber in letzter Reihe von einer und derselben Person abstammen. So sind Geschwister unter sich, Onkel und Neffe, kurz alle Blutsverwandten, mit Ausnahme der Ascendenten und Descendenten, in der Seitenlinie miteinander verwandt, ohne Rücksicht darauf, wie viele Generationen zwischen dem einen oder dem anderen der Verwandten und ihrem gemeinsamen Vorfahren liegen.

Der Grad der Verwandtschaft bestimmt sich nach der Zahl der sie vermittelnden Geburten (Paragraph 1589). Das ist in Bezug auf das Erbrecht von wesentlicher Bedeutung, da die näheren Verwandten die entfernteren bei der gesetzlichen Erbfolge, wie sie das B.G.B. in den Paragraphen 1922 bis 1941 regelt, ausschließen. Der Vater ist mit seinen Kindern im ersten Grade verwandt, die Großmutter mit ihren Enkeln, sowie Geschwister gegen-



einander im zweiten Grade, Onkel und Neffe im dritten Grade.

Die Nähe der Verwandtschaft, die nach diesen Grundsätzen rein schematisch berechnet wird, erkennt man am einfachsten durch Aufstellung eines Stammbaumes, wie er oben aufgestellt ist:

Männliche Personen sind mit ○, weibliche mit □ bezeichnet, jeder Bogen zwischen zwei Personen bedeutet eine Heirat.

A und B sind die gemeinsamen Stammeltern. C, D, E, F deren Kinder, von denen D und F ohne Nachkommen gestorben sind. H und I sind die Kinder von C, M das Kind von E, und somit Enkel von A und B. K, L, O, P, Q sind die Urenkel. R, G, N sind die Frauen der direkten Nachkommen.

Will man nun die Grade der Verwandtschaft zwischen

einzelnen Personen ermitteln, so hat man die einzelnen Striche (nicht die Bogen) zu zählen, die sich zwischen ihnen befinden. K ist beispielsweise im dritten Grade mit A, seinem Urgroßvater, verwandt, im vierten mit seinem Großonkel, dem verstorbenen D, im zweiten mit L, seinem Bruder, im sechsten mit O, P, Q. H ist ein Vetter von M, also im vierten Grade sein Verwandter.

Ein solcher Stammbaum sollte in jeder Familie aufgestellt und zwar so weit zurückgeführt werden, wie es nach den zu erlangenden Nachrichten irgendwie möglich ist. Aus ihm ist vorkommenden Falles mit Leichtigkeit die Nähe des verwandtschaftlichen Verhältnisses festzustellen, während es in Erbschaftsfällen bei dem Fehlen solcher Aufzeichnungen oft zeitraubender Untersuchungen und Erkundigungen bedarf.

Eine Schwägerschaft endlich besteht zwischen den Verwandten eines Ehegatten und dem anderen Ehegatten, dagegen nicht zwischen den gegenseitigen Verwandten der beiden Ehegatten. Sie dauert fort, auch wenn die Ehe, durch welche sie begründet wurde, aufgelöst ist. Zu den verschwägerten Personen gehören neben den Geschwistern der Ehegatten auch die Eltern und Kinder jener Geschwister.

Das Verwandtschafts- und Schwägerschaftsverhältnis beeinflußt oft die Stellung von Personen zu einander. So sind im Zivil- und Strafprozeß ebenso wie Verlobte und Ehegatten der Parteien die Verwandten und Verschwägerten derselben, ihre Geschwister und Pflegeeltern zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt. Sie alle sind über dieses ihnen zustehende Recht vor jeder Vernehmung zu belehren.

Die Ehe zwischen Verwandten in gerader Linie, Geschwistern und Stiefgeschwistern, sowie zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern ist verboten (Paragraph 1810).

Verwandte in gerader Linie sind im Bedürfnisfalle gegenseitig zur Gewährung des Unterhaltes verpflichtet. Die Paragraphen 1602 u. ff. des B.G.B. geben genaue Anweisung, in welcher Weise, in welchem Umfange und wann die Erfüllung dieser Pflicht verlangt werden kann.

Ein Beispiel aus dem Leben mag dies darthun. Der Buchhalter Pauli, ein fünfzigjähriger Mann, hat das Unglück, infolge eines Beinbruches seine Stellung zu verlieren, und ist nach Aufzehrung seiner Ersparnisse auf die Unterstützung seiner Angehörigen angewiesen. Er hat sich zuerst an seine Söhne Friedrich und Ernst wegen Gewährung des Unterhaltes zu wenden, und zwar kann er standesgemäßen Unterhalt fordern. Würde Pauli aber durch eigenes sittliches Verschulden, etwa dadurch, daß er seine Stellung wegen Veruntreuungen verloren, durch Trunksucht oder unmoralischen Lebenswandel in die Lage gekommen sein, den Unterhalt von seinen Kindern fordern zu müssen, so würde er nur den „notdürftigen Unterhalt“ beanspruchen können, das heißt nur die Gewährung dessen, was ohne Rücksicht auf seine sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu dem notwendigsten Lebensunterhalt zu rechnen ist.

Die beiden Söhne sind erst seit kurzer Zeit selbständig. Friedrich, der ältere, steht, nach Erlangung einer einigermaßen auskömmlichen Stellung in einer Versicherungsgesellschaft, im Begriff, sich zu verheiraten. Ernst, der den ärztlichen Beruf gewählt, hat aus seiner jungen Praxis kaum so viel Einkommen, wie er zum standesgemäßen Unterhalt für sich selbst bedarf. Sie kommen dahin überein, dem Vater gemeinschaftlich allmonatlich 40 Mark zu geben. Selbstverständlich reicht diese Summe bei der Hilflosigkeit des Vaters nicht für seine Bedürfnisse aus. Er ist daher nach den Bestimmungen des B.G.B.

berechtigt, an seine noch lebende Mutter, die sich im Besitz eines größeren Vermögens befindet, die Anforderung zu stellen, ihm dasjenige, was er nun noch zu einem standesgemäßen Unterhalt nötig hat, zu gewähren. Sie hat denn auch die Verpflichtung, diesem Verlangen nachzukommen, aber nur in der Höhe, wie der Unterhalt ihres Sohnes nicht durch seine eigenen Kinder gedeckt werden kann. Verbessern sich die Verhältnisse der Söhne, so tritt die Unterhaltungspflicht der Mutter in demselben Maße zurück, so daß sie immer nur für das Fehlende einzutreten hat.

Bei einer der Erziehung noch bedürftigen Person, auch wenn sie bereits volljährig ist, umfaßt der Unterhalt auch die Kosten der Erziehung und der Vorbildung zu einem Berufe (Paragraph 1610). Unter diese Bestimmung fallen zum Beispiel Studenten, Kunstschülerinnen, Musikstudierende und dergleichen.

Alle zur Gewährung des Unterhaltes Verpflichteten sind aber nur dann gehalten, für den Bedürftigen einzutreten, wenn sie bei Berücksichtigung ihrer sonstigen Verpflichtungen ohne Gefährdung ihres eigenen standesgemäßen Unterhaltes dazu im stande sind. Ein verheirateter Mann, der selbst für seine Frau und seine vier Kinder zu sorgen hat und dessen Einkommen gerade dazu ausreicht, kann nicht gezwungen werden, seinen Eltern oder Großeltern standesgemäßen Unterhalt zu gewähren.

Auf die Unterhaltungspflicht der Eheleute untereinander kommen wir später zurück.

Ein der Verwandtschaft in gerader Linie ähnliches Verhältnis wird durch die Annahme an Kindesstatt geschaffen, deren Erfordernisse in den Paragraphen 1741 bis 1772 festgestellt sind.

Der Fabrikant Schmeideler lebt mit seiner Frau in dreißigjähriger kinderloser Ehe. Der Mann ist 53, die Frau 51 Jahre alt. Sie beschließen, das Mündel des

Ehemannes, die sechzehnjährige Elise Graumann, Tochter eines Stiefbruders der Ehefrau, zu adoptieren, oder wie das Gesetz sagt: an Kindesstatt anzunehmen. Dieses schreibt vor, daß die annehmende Person — Mann oder Frau — das fünfzigste Lebensjahr vollendet haben und mindestens achtzehn Jahre älter sein muß, als die anzunehmende Person. Somit scheint ein Hindernis gegen die Annahme der Elise Graumann nicht vorzuliegen. Nach Paragraph 1750 Absatz 2 muß der Annahmevertrag bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile vor dem Gericht oder vor einem Notar geschlossen werden. Das Ehepaar begiebt sich infolgedessen mit dem jungen Mädchen auf das Vormundschaftsgericht, um hier den Aufnahmevertrag aufnehmen zu lassen.

Da ergiebt es sich jedoch, daß die bestehende Vormundschaft des Herrn Schmeideler über Elise Graumann zur Zeit ein Hindernis für die Adoption darstellt. Das Vormundschaftsgericht, welches bei Minderjährigen die Genehmigung zu einem solchen Vertrage zu erteilen hat, darf dies nicht, solange der Vormund noch im Amt ist. Somit muß Schmeideler erst seines Amtes als Vormund entbunden werden, er muß über seine Verwaltung Rechnung gelegt, und das Vorhandensein des Mündelvermögens nachgewiesen haben. Nachdem dies geschehen ist, bestätigt das Gericht den Annahmevertrag, dessen Abschluß der gesetzliche Vertreter des Mädchens, also der neue Vormund, aber nicht bewirken kann, da Elise Graumann bereits das 14. Lebensjahr überschritten hat und daher selbst auf dem Gericht anwesend sein muß.

Sie erlangt durch die Annahme an Kindesstatt die rechtliche Stellung eines gemeinschaftlichen ehelichen Kindes der Eheleute Schmeideler. Auch jeder der Ehegatten hätte Elise an Kindesstatt nur für sich annehmen können, wenn der andere Gatte seine Einwilligung dazu erklärte.

Das Mädchen führt fortan den Familiennamen Schmeideler; es darf diesem Namen seinen früheren Namen hinzufügen, also sich Schmeideler-Graumann nennen, wenn in dem Vertrage nicht ausdrücklich das Gegenteil festgesetzt worden ist. Herr Schmeideler erlangt durch die Annahme die elterliche Gewalt über Elise, ihr Vermögen wird von ihm ebenso verwaltet, wie es der Fall sein würde, wenn er das Vermögen eigener Kinder zu verwalten hätte.

Obwohl das Mädchen nun unter die elterliche Gewalt der Adoptiveltern tritt, verbleibt es doch auch in seiner früheren Familie und behält dort das ihm zustehende gesetzliche Erbrecht für sich und seine Nachkommen. Denn die Rechte und Pflichten, die sich aus dem Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem Kinde und seinen eigenen Verwandten ergeben, werden durch die Annahme an Kindesstatt nicht geändert, nur verliert die noch lebende Mutter der jetzigen Elise Schmeideler-Graumann die elterliche Gewalt über ihr Kind.

Elise hat durch die Annahme aber auch das gesetzliche Erbrecht den Schmeidelerschen Eheleuten gegenüber erlangt, vorausgesetzt, daß dies in dem Vertrage nicht ausdrücklich ausgeschlossen worden ist. Dagegen steht den Adoptiveltern ein gesetzliches Erbrecht auf das Vermögen des Kindes nicht zu. Das Gesetz hat der Möglichkeit vorbeugen wollen, daß der Annehmende sich etwa durch eine unlautere Absicht auf das Vermögen des Kindes, falls dieses sterben sollte, zu der Annahme verleiten läßt.

Wir wenden uns nunmehr zu den Bestimmungen über das Verlöbnis, das sich als ein gegenseitiges Abkommen zweier Personen darstellt, die Ehe miteinander eingehen zu wollen. Paragraph 1297 beseitigt ein für allemal das in einzelnen Teilen des Deutschen Reiches bestehende Recht, daß aus einem Ehegelöbnis oder einem Heiratsversprechen auf Vollziehung der Ehe geklagt werden

kann. Er erklärt sogar das Versprechen einer Konventionalstrafe für den Fall, daß die Eingehung einer verabredeten Ehe unterbleibt, für nichtig. Nur der gegenseitig vollständig freie Wille der Verlobten soll, unter Ausschluß jeden Zwanges, zur Schließung der Ehe führen.

Auch erklärt das B.G.B. den Begriff „Verlöbnis" nicht näher. Wer also aus einem Verlöbnis Ansprüche zu machen beabsichtigt, hat vor allen Dingen das Bestehen dieses Verhältnisses zu beweisen. Jedenfalls bekundet die Veröffentlichung der Verlobung, die Versendung von Anzeigen, die Vorstellung des einen Teiles durch den anderen als seinen Verlobten das bestehende Verlöbnis.

Wenn diese Vorschriften also nur eine moralische, nicht eine rechtliche Verpflichtung begründen, so stehen doch sowohl demjenigen, der durch den Rücktritt des anderen Teiles in seiner Erwartung, daß es zu einer Eheschließung kommen werde, getäuscht wird, gewisse Schadensersatzansprüche zu (Paragraph 1298), wie auch dessen Eltern und dritten Personen, die an Stelle der Eltern im Interesse des Verlobten, der Eltern oder auf deren Veranlassung gehandelt haben. Ein Verschulden eines Verlobten, das den Rücktritt des anderen zu begründen geeignet ist, steht in seinen Folgen dem Bruch des Eheversprechens gleich.

Das B.G.B. nähert sich den Vorschriften der englischen Gesetzgebung, nur mit dem Unterschiede, daß nach englischem Recht der einfache „breach of promise" auf die Klage der verlassenen Frau mit einer nach dem Ermessen des Richters festzusetzenden Geldbuße gesühnt wird, während das B.G.B. nur vorschreibt, daß der durch die Auflösung des Verlöbnisses wirklich entstandene Schaden ersetzt werden muß, ein über diesen Schaden hinausgehender Vorteil also nicht erzielt werden soll.

Hier ist eine große Mannigfaltigkeit der in dieses Gebiet einschlagenden Fälle möglich.

Herr Hans Hilberg, ein reicher Fabrikant, verlobt sich mit einem jungen Mädchen, das nach vollendeter Ausbildung als Malerin eine Stellung als Lehrerin in einem Institut gefunden hat. Die Verlobten kommen dahin überein, daß Fräulein Käthe, die Lehrerin, ihre Stellung zum 1. Oktober kündigen, und daß die Hochzeit gleich nach diesem Tage stattfinden soll.

Die Eltern des jungen Mannes, die eine bessere Partie für ihn in Aussicht haben, wissen ihn dazu zu bewegen, daß er unter dem Druck der ihm fortgesetzt entgegengehaltenen Argumente das Verlöbnis mit Fräulein Käthe aufhebt. Er sendet ihr den Ring zurück nebst den von ihr erhaltenen Geschenken und ersucht um Rücksendung der ihr geschenkten Gegenstände. Während in einem solchen Fall bisher wohl überall der an der Aufhebung des Verlöbnisses unschuldige Teil dem schuldigen gegenüber die Rückgabe der Geschenke verweigern durfte, sagt das neue Gesetz, daß dasjenige, was ein Verlobter dem anderen geschenkt oder zum Zeichen des Verlöbnisses gegeben hat, bei Aufhebung des Verlöbnisses — also auch bei einseitiger unmotivierter Aufhebung — zurückgewährt werden muß. Fräulein Käthe muß demnach sämtliche von Hilberg zum Geschenk erhaltenen Schmucksachen wieder an ihn zurückgeben, in deren Besitz sie sich noch befindet. Bezüglich eines goldenen Ringes, der mit zwei farbigen Edelsteinen verziert war, ist sie zu der Rückgabe jedoch nicht im stande, da sie, schon im Besitz eines ganz ähnlichen Schmuckgegenstandes, diese beiden Ringe zu einem einzigen hat verarbeiten lassen. Hilberg kann jedoch auf Grund des Paragraphen 1301 die Herausgabe desjenigen Wertbetrages von Fräulein Käthe fordern, um den sie durch das Geschenk reicher geworden ist, was durch Gutachten eines Sachverständigen festgestellt werden muß.

Aber sie braucht das Geld dafür doch nicht an den

Ungetreuen zu zahlen. Steht ihr doch nach Paragraph 1298 ein erheblicher Schadensersatzanspruch an Hilberg zu, auf den sie diesen Geldbetrag in Anrechnung bringen kann. Der ihr entstandene Schaden besteht darin, daß sie die bisher innegehabte und zum 1. Oktober gekündigte Stellung als Lehrerin nicht behalten kann, da sie inzwischen anderweitig besetzt wurde. Fräulein Käthe ist daher berechtigt, für die ganze Zeit, während der es ihr nicht gelingt, eine ihren Fähigkeiten und ihren Lebensgewohnheiten entsprechende Stellung zu erlangen, das sonst von ihr verdiente Gehalt von Hilberg zu fordern. Auch wenn sie eine Stellung übernehmen kann, die ihr ein geringeres Gehalt einbringt, als die von ihr bekleidete, haftet ihr früherer Verlobter ihr für den Ausfall.

Doch damit ist die Schadensersatzpflicht des Ungetreuen noch nicht erschöpft, weil noch andere Personen vorhanden sind, die in der Aussicht auf die zu schließende Ehe Aufwendungen gemacht haben, und nun in ihren berechtigten Erwartungen getäuscht worden sind. Fräulein Käthes Vater, ein sogenannter kleiner Rentier, war genötigt, zur Beschaffung der Aussteuer für seine Tochter eine vor vielen Jahren zu einem Zinsfuß von sechs Prozent angelegte Hypothek von 3000 Mark zu kündigen. Er muß, obwohl er die Aussteuer jetzt nicht mehr anzuschaffen braucht, das gekündigte Geld annehmen. Die Wiederunterbringung dieses Betrages ist dem alten Herrn aber nicht mehr zu dem Zinssatz von sechs Prozent möglich, da der Zinsfuß in den letzten Jahren erheblich gesunken ist. Auch für dieses geringere Zinserträgnis des Geldes haftet der zurückgetretene Verlobte, der auf diese Weise doch wenigstens eine Strafe für seinen Treubruch davonträgt.

Ist es die Braut, die von einem Verlöbnis zurücktritt, so hat sie, wenn ihr Rücktritt unbegründet ist, genau dieselben Verpflichtungen. Hier ein Beispiel dafür.

Zwei Kaufleute, Malchow und Hepner, schließen zwecks Begründung eines Geschäftes einen Societätsvertrag, der innerhalb einer Frist von sechs Monaten zur Ausführung kommen soll. In dem Vertrage ist bestimmt, daß derjenige von ihnen, der von dem Vertrage zurücktritt, dem anderen eine Summe von 10,000 Mark als Konventionalstrafe zahlen soll. In der Zwischenzeit lernt Malchow ein junges, reiches Mädchen kennen, das seine Bewerbung um ihre Hand annimmt. Nach der Verlobung macht der zukünftige Schwiegervater ihm den Vorschlag, daß Malchow nach der Hochzeit als Teilhaber in das altangesehene Geschäft, das der Schwiegervater zu großer Blüte gebracht hat, eintrete. Da die Aussichten für Malchow bei einer Beteiligung an diesem Geschäft besonders günstig sind, so nimmt er den Vorschlag an und sieht sich infolgedessen genötigt, von dem Vertrag mit Hepner zurückzutreten und diesem die bedungene Konventionalstrafe von 10,000 Mark zu zahlen.

Obwohl die Vorbereitungen für die Hochzeit in vollem Gange sind, hat Malchow wiederholt begründete Veranlassung, seiner Braut Vorwürfe über ihr anderen Herren gegenüber nicht schickliches Betragen zu machen. Sie will ihrem Bräutigam ein Recht auf eine solche Ueberwachung nicht zugestehen und erklärt ihm nach mehrfachen erregten Scenen, daß sie von dem Verlöbnis zurücktrete. Ihr Vater kann sie in ihrem Entschlusse nicht wankend machen, und der Bruch wird unheilbar.

Bei dem geschilderten Zusammenhang wird die zurückgetretene Braut sich dazu verstehen müssen, den gesamten, Malchow entstandenen Schaden einschließlich der von ihm an Hepner bezahlten Konventionalstrafe ihm zu ersetzen, denn er hat, um mit den Worten des B.G.B. zu sprechen, in Erwartung der Ehe Maßnahmen getroffen, die sein Vermögen und seine Erwerbsstellung berühren und die ihm Schaden gebracht haben.

Auch derjenige Verlobte, der zurücktritt, weil der andere durch sein Verschulden ihm einen wichtigen Grund gegeben, kann, wie schon angeführt, in demselben Umfange Ersatz des entstandenen Schadens beanspruchen. Ein solcher wichtiger Grund kann in liederlichem Lebenswandel oder in der Begehung einer strafbaren Handlung, die entehrende Strafe zur Folge hat, mit Recht gefunden werden.

Wird ein Verlöbnis durch den Tod gelöst, so sollen etwaige Geschenke den Erben des verstorbenen Teils nicht zurückgegeben werden. Diese Bestimmung erleidet nur dann eine Ausnahme, wenn aus den näheren Umständen geschlossen werden kann, daß der Verstorbene für den Fall seines Todes doch die Absicht gehabt haben würde, daß ein Geschenk wieder an seine Familie zurückfallen sollte. Dies kann zum Beispiel der Fall sein, wenn die Braut dem Verlobten einen echten Holbein, der seit hundert und mehr Jahren in der Familie der Braut vererbt worden ist, geschenkt hat, in der Annahme, daß er die gemeinschaftliche Wohnung schmücken, also sozusagen in ihrem Mitbesitz bleiben würde.

Hier dürfte noch zu beachten sein, daß das B.G.B. im Paragraphen 2077 bestimmt, daß eine letztwillige Verfügung, durch die ein Verstorbener seinen Verlobten bedacht hat, unwirksam ist, wenn das Verlöbnis vor dem Tode des Erblassers aufgelöst ist, ausgenommen dann, wenn aus den näheren Umständen — die allerdings wohl oft schwer zu beweisen sein dürften — anzunehmen ist, daß der Verstorbene die letztwillige Verfügung auch für den Fall der Auflösung des Verlöbnisses getroffen haben würde.





Mannigfaltiges.



Er hat keine Zeit. — In den fünfziger Jahren gehörte zu den berühmtesten Reitern auf dem Londoner Turfplatze der junge Baronet Edward Risingham. Zu seinen außerordentlichen Leistungen und infolgedessen zu seinem Rufe gelangte er auf eigentümliche Weise, denn seinen Anlagen nach war Risingham durchaus kein Sportsman, vielmehr wurde er als Student unter seinen Londoner Bekannten nur der „Bücherwurm" genannt.

Als der Baronet fünfundzwanzig Jahre alt war, verliebte er sich in die schöne Tochter des Marquis von Nottingham, Elisabeth. Nachdem er sich ihrer Gegenliebe versichert hatte, ging er zum Marquis, um von ihm die Hand der Tochter zu erbitten. Er traf den Marquis gerade, wie dieser ein neugekauftes Pferd besteigen wollte. Trotzdem teilte er ihm mit, daß er ein dringendes Anliegen an ihn habe.

„Betrifft es den Turf?" fragte der Vater der Geliebten.

„Nein, Sir."

„Dann habe ich heute keine Zeit. Bitte, bemühen Sie sich morgen wieder."

Aber am nächsten Tage war der Marquis zu einem Rennen nach Greenwich gereist, und als Risingham ihn eine Woche später traf, hatte er gerade eine Konferenz mit einem berühmten Jokey, die er nicht versäumen durfte. Kurz und gut, entweder traf der Baronet den Marquis gar nicht oder der letztere hatte keine Zeit, ihn anzuhören. Schließlich zog sich der Baronet verstimmt zurück.

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß der Marquis von dem Baronet wieder etwas zu sehen oder zu hören bekam. Da nahte der Tag des Derbyrennens heran, und er brachte den Sportsleuten eine außerordentliche Ueberraschung. Das Pferd, welches den Preis davontrug, war ein wenig versprechendes Pferd, an dessen Sieg niemand ernstlich gedacht hatte. Die Ueberraschung wurde dadurch vollständig, daß dieses Pferd kein anderer geritten hatte, als Baronet Risingham. Er war mit einem Schlage die berühmteste Persönlichkeit des Turfs.

Wie war das gekommen? Ein ganzes Jahr lang hatte Eduard Risingham nichts anderes gethan, als Pferde zugeritten. Während der ganzen Zeit hatte er kein Buch angesehen, keine Zeitung gelesen, keine andere Beschäftigung vorgenommen und sich von allem Umgang abgeschlossen.

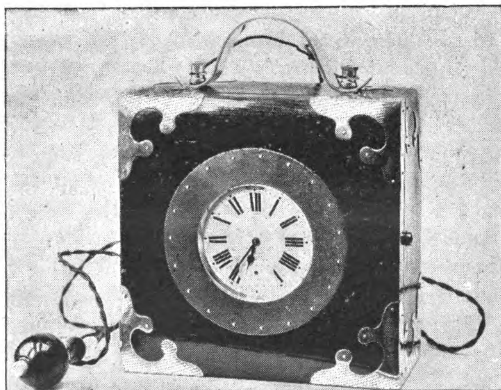
Nun wurde seine Wohnung von Sportsleuten nicht leer, die ihm Anerbietungen machten und seinen Rat einholten. Endlich erschien auch der Marquis von Nottingham mit der Bitte, die Zähmung eines wilden Hengstes, der bisher noch jeden Reiter abgeworfen hatte, zu versuchen.

„Sir," erwiderte Risingham, „ich könnte jetzt erwidern, daß ich keine Zeit für Sie habe, wie Sie vor einem Jahre keine für mich hatten. Aber ich antworte im Gegenteil: meine ganze Zeit und meine Fähigkeiten stelle ich Ihnen zu Diensten, wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter Elisabeth bewilligen."

Der Marquis trug jetzt keine Bedenken, den Baronet als Schwiegersohn zu acceptieren. M. H—d.

Neue Erfindungen: Elektrisch beleuchtete Uhr. — Doktoren, Krankenwärterinnen, Reisende und andere Leute, deren Beruf es mit sich bringt, des Nachts häufig aufstehen zu müssen, werden mit Freuden eine kleine Erfindung begrüßen, die es ihnen ermöglicht, zu jeder Nachtzeit die Stunde feststellen zu können, ohne erst auf dem bisherigen umständlichen Wege Licht anzünden zu müssen. Die elektrisch beleuchtete Uhr hilft diesem Uebelstande gründlich ab. Es ist eine leicht tragbare, nach Art der Weckeruhren in einem Kästchen befindliche Standuhr, die man auf dem Nachttische neben dem Bette aufstellen kann. Neben dem Uhrwerk enthält der Kasten aber noch eine elektrische Trocken-

batterie, und ein leichter Druck auf einen Knopf, der mit der Batterie durch einen Draht verbunden ist, bringt augenblicklich ein kleines, über dem Zifferblatt angebrachtes Glühlämpchen zum



Eine elektrisch beleuchtete Uhr.

Leuchten, das gerade nur das Zifferblatt genügend erhellt, um die Zeit ablesen zu können, und sofort wieder erlöscht, wenn der Druck auf den Knopf aufhört. F. Z.

Kalendermedaillen und -Münzen. — Kalenderdenkmünzen waren eigentlich Kalender in Münzenform, welche im 18. Jahrhundert, insbesondere aber zu Anfang des eben ablaufenden Jahrhunderts mit Vorliebe geprägt wurden.

Durch besonders zierliche und saubere Arbeit zeichnen sich darunter die vom Hofmedailleur Loos in Berlin geprägten Denkmünzen für das Jahr 1804 aus. Sie zeigen auf der Vorderseite in der Mitte die Sonne, zwischen der christlichen und hebräischen Jahreszahl, rundherum die Monatstage, die auf Sonntage fallen, und im äußersten Kreise das Wort „Kalender"; ferner bemerkt man in drei Bogenlinien die Daten der christlichen und jüdischen Festtage. Auf der Rückseite sind die Tage des Wechsels der Jahreszeiten, ferner Daten der Thronbesteigung und Krönungstag des preußischen Königspaares, sowie die im

Jahre 1804 vorkommenden Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. verzeichnet. Ziemlich zahlreich sind die Kalenderdenkmünzen, welche auf beiden Seiten die sechsmonatlichen Tagesdaten, die Tage der Jahreszeiten, Zeichen des Tierkreises, historische Daten u. s. w. aufweisen.

Derlei Denkmünzen auf das Schaltjahr 1808 weichen von den obengenannten insofern ab, als die Tagesdaten halbjährig im Kreise angebracht erscheinen, in der Mitte aber auf einem Postamente mit der Jahreszahl 1808 eine Büste mit dem Doppelkopfe (Greis und Jungfrau) und auf der Kehrseite Fortuna, auf einer Kugel stehend, zeigen; diese Denkmünzen stammen aus der Hand des Künstlers A. Guillemand und geben Zeugnis von fleißiger und äußerst sauberer Arbeit.

Kalenderdenkmünzen wurden erklärlicherweise gern als Neujahrsgeschenke verwendet. Eine solche für das Jahr 1825 geprägte Münze zeigt auf der einen Seite den über einer Stadt emporfliegenden Adler und darunter die Schrift: „Wunsch für 1825" und oberhalb in doppelzeiliger Schrift: „Des Mondes Schein geht unter, die Sonne bricht herein." Die Kehrseite ist ausschließlich mit Kalenderdaten versehen.

Weitaus wichtiger als diese Kalenderdenkmünzen sind die Kalenderthaler, von welchen der seltenste ein solcher des Papstes Gregor XIII. vom Jahre 1582 ist. Die Vorderseite zeigt des Papstes Brustbild mit der Titelumschrift, die Rückseite stellt in der Mitte den Kopf des Widders im Tierkreise und die darauf befindlichen Sterne vor. Unterhalb befindet sich ein Drache, sich in den Schwanz beißend. Obere Umschrift: ANNO RESTITVTO MDLXXXII. Wie aus den Prägebildern und der Legende zu ersehen, wurde dieser schöne Thaler auf die Einführung des „Gregorianischen Kalenders" geprägt. Julius Cäsar hatte im Jahre 46 v. Chr., der großen Zeitverwirrung, welche allmählich durch das angeblich von Numa Pompilius eingeführte Mondjahr zu 355 Tagen und einem zeitweilig einzuschiebenden Schaltmonat eingerissen war, dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß er als Pontifex maximus, mit welcher Würde bei den Römern die Zeitbestimmung verbunden war, das Kalenderjahr zu 365 Tagen und 6 Stunden einführte, welch letztere alle

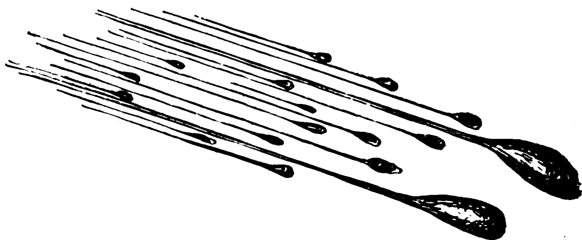
vier Jahre durch einen Schalttag ergänzt wurden. Da aber das wahre Sonnenjahr eigentlich nur 365 Tage 5 Stunden 49 Minuten zählt, so war das „Julianische Jahr" um elf Minuten zu lang, welche Unrichtigkeit im Jahre 1582 schon gegen zehn Tage betrug. Gregor XIII. ließ nun im Jahre 1582 zehn Tage im Oktober weg und ordnete an, daß in Zukunft alle 400 Jahre drei Schalttage ausgelassen werden sollten, aus welcher Ursache der Schalttag im Jahr 1600 zwar verblieb, im Jahr 1700 und 1800 aber wegfiel und auch im Jahre 1900 wegfallen wird.

Dies ist der Grund, aus welchem nach dem Gregorianischen Kalender im Jahre 1900 kein Schalttag (nach dem 28. Februar) eingeschossen wird und also vom Jahr 1896 bis 1904 kein Schaltjahr zu verzeichnen ist. G. B.

Eingeseift. — Aus seinem reich bewegten Leben weiß der bekannte Humorist Haase folgenden Scherz zu erzählen: „Ich logierte einmal in einem großen und vielbesuchten Hotel einer süddeutschen Stadt. Damals hatte ich Geld, und wenn mir dieses nicht fehlt, bin ich der glücklichste Mensch von der Welt und zu allen Scherzen aufgelegt. Auf einer kleinen Provinzialbühne hatte ich als Gast einmal einen Barbier abgeben müssen und war mit allem, was zu dieser Rolle gehört, versehen. So klopfte ich denn am nächsten Morgen, mit den nötigen Utensilien versehen, in dem Stockwerke des Gasthauses, wo ich logierte, rechts und links an den Thüren an. „Barbier gefällig?" Ein Dutzend Herren nahmen mich an; ich seifte sie kunstgerecht ein. „Mein Gott," rief ich jedesmal, „ich habe auf Nummer so und so viel mein Messer liegen lassen; gleich bin ich wieder da!" Nachdem so das Dutzend glücklich angeweißt war, warf ich meine Perücke ab, wechselte den Rock und seifte mich selber ein. Mittlerweile waren meine Kunden auf den Hausflur gelaufen, und alle schrieen nach dem Barbier. Ich mischte mich unter sie und lärmte und tobte am ärgsten unter allen. Der Wirt, die Kellner, die Stubenmädchen und an zwanzig andere Gäste eilten herbei, ja sogar die Barbiere, die im Hotel regelmäßig die Gäste zu befriedigen pflegten, stellten sich ein, ihre Unschuld beteuernd. Ein unbeschreibliches Lachen erscholl bei dem Anblick der dreizehn Ein-

geseiften. Ich war der wütendste, und der Wirt bemühte sich vergeblich, mich zu besänftigen. Man fragte und forschte hin und her, aber die Sache blieb ein Geheimnis, das ich lange Zeit, nachdem es längst verjährt, wohlweislich für mich behalten habe." C. T.

Der November-Sternschnuppenfall. — Sternschnuppen werden in jeder Nacht bei klarem Himmel einzeln oder in größerer Anzahl sichtbar, denn der Weltenraum, durch den unsere Erde ihren Weg um die Sonne macht, ist nicht leer, sondern angefüllt mit unzähligen kleinen Stückchen kosmischer Materie, deren Herkunft nicht sicher festgestellt ist. Geraten diese Teilchen in unsere Atmosphäre, so werden sie bei ihrem schnellen Fluge durch die furchtbare Reibung sofort glühend, leuchten in weißem, gelbem, rotem oder grünem Lichte auf und verschwinden wieder, oft einen leuchtenden Streifen hinter sich her ziehend, der noch nach ihrem Verlöschen einige Sekunden sichtbar bleibt.



Sternschnuppen durch ein grosses Teleskop gesehen.

Die kleineren gehen bei diesem „Zusammenstoß" mit der Erde oder vielmehr der Erdatmosphäre zu Grunde, sie verbrennen völlig; die größeren retten sich nach namhaftem Substanzverlust wieder in den Weltenraum, um dort ihr Bummelleben fortzusetzen. Von jeher haben diese auffallenden Erscheinungen die Phantasie des Volkes beschäftigt und, wenn sie stark auftraten, wohl auch abergläubische Befürchtungen erregt. Und trotzdem jetzt durch die Forschungen der Wissenschaft die Natur dieser

Phänomene völlig aufgeklärt und ihre Harmlosigkeit nachgewiesen ist, giebt es noch immer Leute genug, die einen starken Sternschnuppenfall nicht ohne Bangen sehen, und besonders von dem großen Novemberschwarm, den sogenannten Leoniden, denen wir meist in den Nächten vom 12. bis 15. begegnen, allerlei schädigende Einflüsse, wohl gar den „Weltuntergang" befürchten.

Jedermann möge sich beruhigen! Und wenn die Sternschnuppen noch so dicht fielen, so würde doch wohl niemand Schaden dadurch erleiden; dagegen kann bei besonders günstigen Verhältnissen ein herrliches Schauspiel unsere Augen erfreuen, wie es zum Beispiel die genossen, welche den Leonidenschwarm im November 1833 und 1866 beobachten durften.

Die Novembersternschnuppen oder Leoniden gehören zu den periodischen Sternschnuppenschwärmen und unterscheiden sich dadurch von den übrigen Sternschnuppen, die regellos das ganze Jahr hindurch unsere Erdatmosphäre durchschneiden. Ihre Bahn bildet eine langgestreckte Ellipse, die unsere Erdbahn alljährlich an einem bestimmten Punkte berührt, aber nur alle 33 Jahre treffen wir mit dem Hauptschwarm zusammen. Dann sieht, wenn die Nacht klar und der Mond nicht zu hell ist, das entzückte Auge des Beobachters leuchtende Sternschnuppen in großer Anzahl nach allen Richtungen den Himmel durchschneiden, alle aber scheinen aus einem Punkte auszustrahlen, der im Sternbilde des Löwen (Leo) liegt. Daher ihr Name Leoniden.

Man findet diesen Punkt leicht. Wenn man durch die hinteren Sterne des „Großen Bären", sobald dies bekannteste aller Sternbilder gegen Mitternacht hoch am Himmel steht, eine Linie nach der divergierenden Seite zieht, so trifft man auf den Polarstern; die Verlängerung dieser Linie nach der entgegengesetzten Seite aber schneidet das Sternbild des Löwen. In dessen rechter Hälfte, die fast wie eine Sichel gestaltet ist, liegt der ausstrahlende Punkt des November-Sternschnuppenschwarms (R auf unserem Bilde S. 226).

Dieser aus unzähligen kleinen, den Weltenraum durchziehenden Meteoriten bestehende Sternschnuppenschwarm hat eine interessante Geschichte und einen ganz dunklen Ursprung. Ob er, wie manche Astronomen glauben, aus Stückchen Lava besteht,

die vor Millionen Jahren die damals noch mächtigeren Erdvulkane in den Weltenraum ausgeworfen haben, ob er von Mondvulkanen stammt oder von der Sonne, also bei der Bil-



Der ausstrahlende Punkt (R) der Novembersternschnuppen im Sternbilde des Löwen.

dung unseres Planetensystems gleichsam als Abfall zurückgeblieben ist, ob er endlich aus den Fernen des Weltenraumes von einem anderen Planetensystem zu uns her gewandert und in die Anziehungskraft der Sonne geraten ist — wir wissen es nicht. Sicher ist aber, daß er früher eine andere Bahn beschrieb. Nach

der Berechnung des großen französischen Astronomen Leverrier näherte sich der Leonidenschwarm im Jahre 126 unserer Zeit-



Sternschnuppenfall im November 1866.

rechnung zuerst unserem Planetensystem, und seine Bahn ging so nahe an dem mächtigen Planeten Uranus vorbei, daß er durch dessen Anziehungskraft eine neue und weit engere Bahn erhielt, die jetzt von der Erde bis zum Uranus reicht.

Aber die Wirkung dieser kosmischen Katastrophe zeigte sich auch noch in anderer Weise. Der Meteoritenhaufen der Leoniden, bis dahin eng geschlossen, hat seitdem den inneren Zusammenhalt mehr und mehr verloren und die Neigung, sich über die ganze Länge seiner Bahn zu zerstreuen. Bereits 1866 wurde bemerkt, daß der Sternschnuppenfall in den oben bezeichneten Novembernächten lange nicht so glänzend war, als im Jahre 1833. Trotzdem bot er ein höchst imposantes Schauspiel, über das der englische Astronom Sir Robert Ball folgendes berichtet:

„Es war ungefähr zehn Uhr abends, als ein Ausruf meines Assistenten mich vom Teleskop aufblicken ließ, gerade zeitig genug, um eine schöne Sternschnuppe über den Himmel schießen zu sehen. Unmittelbar darauf folgte eine zweite und dann zwei und drei gleichzeitig. Während der nächsten zwei bis drei Stunden waren wir Zeugen eines Schauspiels, das ich nie vergessen werde. Die Sternschnuppen wurden nach und nach immer zahlreicher, manchmal schossen sie durch den Zenith, manchmal zu unserer Rechten oder Linken über den Himmel, stets aber kamen sie von Osten, und als die Nacht fortschritt und das Sternbild des Löwen über dem Horizont emporstieg, trat die Eigenart dieses Sternschnuppenfalles klar hervor. Alle Bahnen der Sternschnuppen strahlten vom Löwen aus. Dann und wann blieb ein leuchtender Streifen noch einige Minuten lang sichtbar, nachdem der Meteorit aufgeblitzt war, aber die meisten verschwanden sofort danach. Wieviel tausend Sternschnuppen wir gesehen haben, ist unmöglich zu bestimmen. Aber jede einzelne war hell genug, um in einer anderen Nacht einen Ausruf der Bewunderung hervorzurufen."

Bereits haben Fachmänner geäußert, daß sich der Leonidenschwarm noch weiter zerstreut haben könne, und die Erscheinung künftig vielleicht weit hinter den gehegten Erwartungen zurückbleiben werde. F. Z.

Die saubere Durchlaucht. — In dem Bürgermuseum zu Stuttgart, einer Vereinigung des besseren Bürgerstandes, versammelte im Jahre 1838 der Geschichtschreiber Wolfgang Menzel etwa ein Dutzend Mitglieder um sich, die versprechen mußten, die beiden damals zum Ueberdruß behandelten Gesprächsstoffe, den Landtag und die Eisenbahnen, im Museum nicht zu berühren.

Eine Zeitlang nahm an diesen abendlichen Sitzungen auch ein junger Frankfurter teil, der bald die Zielscheibe des Witzes wurde, weil er sich auffallend und geschmacklos an zwei Mitglieder, einen Freiherrn und einen Grafen, herandrängte, ihnen schmeichelte und den Hof machte. Man beschloß, ihm eine gute Lehre zu geben, und stellte ihm eines Abends einen neu eingetretenen ehrlichen Stuttgarter als Fürsten vor. Der eitle Frankfurter war außer sich vor Entzücken, nahm ehrfurchtsvoll neben der „Durchlaucht" Platz, überhäufte sie mit Komplimenten und freute sich schon auf den Augenblick, wo er seinen Freunden von dieser vornehmen Bekanntschaft erzählen würde. Man ließ ihn eine Weile gewähren und klärte ihn dann unter allgemeinem Gelächter auf.

Der Frankfurter war wütend über diesen Scherz und entfernte sich ohne Gruß, war aber nach einigen Tagen schon wieder da. Nun wollte es der Zufall, daß sich der stets sehr einfach gekleidete und aussehende Fürst v. Waldburg-Wurzach mit an den Tisch setzte. Alles begrüßte ihn respektvoll, der Frankfurter hatte nur ein höhnisches Grinsen für ihn, denn er glaubte, man wolle sich wieder einen Scherz mit ihm erlauben. Lange hörte er mit innerem Grimme zu, wie der bescheiden auftretende Unbekannte stets „Durchlaucht" genannt wurde, endlich aber brach seine Wut in die höhnischen Worte aus: „Sie mögen mir auch eine saubere Durchlaucht sein!" Der Fürst warf ihm einen befremdeten Blick zu, die Gesellschaft saß verlegen da, und der Frankfurter triumphierte ob seiner Menschenkenntnis; endlich erzählte Wolfgang Menzel dem verwunderten Fürsten den Zusammenhang, wieder lachte alles, und der Frankfurter verschwand — diesmal auf immer. D.

Die Klugheit der Spinne. — Viele haben wohl schon beobachtet, daß, wenn ein Spinnengewebe erschüttert wird, das Insekt dieses selbst wiederholt hebt und sinken läßt, wenige aber dürften der Ursache dieses Verhaltens nachgeforscht haben. Die Spinne besitzt zwar Augen, kann aber damit nicht weit sehen, so daß es ihr, wenn sich eine in ihr Netz gegangene Fliege ganz ruhig verhält, viel Zeit kosten würde, diese zu finden. Ist sie nun unklar darüber, in welcher Abteilung des Gewebes ihre Beute

festsitzt, so bewegt sie das Netz in erwähnter Weise und schließt aus dem Widerstand der einzelnen (radialen) Fäden nach dem Orte, wo die Beute sich befindet. Hierin legt sie eine untrügliche Sicherheit an den Tag, wie jeder, der ein solches Experiment anstellen wird, selbst beobachten kann, denn in den allermeisten Fällen läuft die Spinne nach der Bewegung des Gewebes geradeswegs auf die Stelle zu, wo ihr Gefangener festgehalten wird. —dn—

Sonderbare Erbschaften. — Die Engländer lieben es, ihre Königin Viktoria zuweilen als Erbin einzusetzen, obgleich ihnen bekannt ist, daß die Monarchin alle ihr von privater Seite zugedachten Erbschaften niemals antritt. Die sonderbarsten Dinge treten bei solchen Anlässen zu Tage; so steht die Königin in dem Rufe, eine besondere Tierfreundin zu sein. Dieses Renommee hat ihr im Laufe der letzten Jahrzehnte die eigentümlichsten Erbschaften eingebracht. Schlangen, Goldfische, Katzen, Hunde, Papageien werden von deren Besitzern der Königin testamentarisch vermacht, wobei letztere gleichzeitig streng darauf bedacht sind, daß der Königin mit der Erbschaft niemals Unkosten erwachsen. Sie vermachen mit den Tieren zusammen immer ein bestimmtes jährliches Einkommen.

Das Sonderbarste in dieser Beziehung hat eine alte Dame geleistet, welche der Königin einen Pudel, einen Papagei nebst einer Summe von 100 Pfund Sterling pro Jahr vermachte. Sie bat die Königin, sich der Tiere anzunehmen, und schrieb in ihrem Testament wörtlich: „Ich hoffe, die Königin wird meinen Wunsch erfüllen und für weitere 100 Pfund (2000 Mark), die regelmäßig am Jahresschlusse bezahlt werden, den Pudel und den Papagei jährlich auf vierzehn Tage ins Seebad nach Margate bringen lassen, da die Tiere von jeher daran gewöhnt sind, diese vierzehntägige Sommerfrische zu genießen. Die letztgenannten 2000 Mark sind für den Diener der Königin bestimmt, welcher die Tiere in das Seebad bringt und dort sich ihrer Pflege annimmt. Pudel und Papagei sind im ersten Hotel unterzubringen, der erstere hat täglich zweimal seine Kunststücke zu zeigen, und der Papagei soll, wenn das Wetter es gestattet, täglich eine Stunde lang spazieren geführt werden."

Ein Katzenliebhaber vermachte der Königin einige Dutzend Katzen und dazu eine größere Summe zur Errichtung eines „Katzenheims“. In dem Testament war der Katzenliebhaber naiv genug, die Königin zu bitten, das Katzenheim in der Nähe eines ihrer Paläste einzurichten, damit die Tiere beständig unter ihrer Aufsicht wären.

2000 Mark und einen Papagei vermachte eine alte Dame, welche nur die eine Bedingung stellte, daß die Königin zweimal jährlich den Papagei von dem Pfleger sich vorführen lasse, damit sie sich überzeuge, daß der Pfleger dem Papagei nicht etwa den Hals abgedreht und das Geld eingesteckt habe.

1400 Mark jährlich und drei Goldfische schenkte eine Dame der Königin mit dem Bemerken, daß die Königin einen Diener haben werde, der gegen Zahlung des Betrages von 1400 Mark pro Jahr die Pflege der Tiere übernehme. Große Angst schien die Testatorin davor zu haben, daß die Goldfische sterben und von dem betreffenden Diener, der die Summe bezog, durch andere ersetzt werden würden. Sie gab im Testament deshalb ausdrücklich das Erkennungszeichen an, durch welches die Königin, wenn sie einmal sich nach dem Befinden der Goldfische erkundigte, stets erkennen würde, ob sie die echten Fische vor sich habe. Die Beschreibung des Kennzeichens lautete in dem naiven Stil der Erblasserin wie folgt: „Der eine der Fische ist dicker als die beiden anderen; die Königin kann sich also stets überzeugen, daß das noch dieselben Fische sind, indem sie nachsieht, ob zwei dünne und ein dicker Fisch vorhanden sind.“

Eine Schlangenfreundin hat vor erst kurzer Zeit der Königin einige sechzig Giftschlangen vermacht. Die Erblasserin bemerkte im Testament: „Ich habe immer die Schlangen geliebt, und mein einziger Aerger war, daß ich die Tiere nicht daran gewöhnen konnte, mich zu erkennen. Ich hoffe, Ihre Majestät wird in dieser Beziehung glücklicher sein.“

An Geld sind der Königin bisher 2 Millionen Pfund = 40 Millionen Mark vermacht worden, doch hat die Königin davon niemals einen Pfennig angenommen. Nur in einem einzigen Falle hat sie eine Ausnahme eintreten lassen, und zwar insofern, als sie die betreffende Erbschaft annahm, um sie augenblicklich wieder

wegzugeben. Der Erblasser hatte der Königin nämlich 800,000 Mark vermacht, während er einen Neffen besaß, der mit seiner zahlreichen Familie in der größten Not und in den ärmlichsten Verhältnissen lebte. Als die Königin von dem Unglück des Neffen erfuhr, nahm sie die Erbschaft an und überwies den ganzen genannten Betrag dem überglücklichen Neffen des grausamen Erblassers.

Ein Mr. Karr hinterließ der Königin 160,000 Mark und vermachte seiner Frau nur einen Schilling (eine Mark). Er bemerkte im Testament ausdrücklich, daß er seine Frau deshalb enterbe, weil sie ihn während der ganzen Ehe nicht habe in Ruhe die Abendzeitung lesen lassen. Gerade wenn er sein Leibblatt las, hatte die Frau mit ihm entweder Besprechungen angeknüpft oder sie hatte gesungen oder ihn durch Herumlaufen im Zimmer bei seiner Lektüre gestört.

Die höchste Erbschaft, die der Königin angetragen wurde, stammte von einem alten Herrn Namens Beald, welcher der Königin auf einen Schlag 10 Millionen Mark vermachte. Aber auch diese Riesensumme wurde, wie alle anderen Erbschaften, von der Königin aus Prinzip zurückgewiesen. A. O. K.

Dantes Geburtshaus in Florenz. — Jüngst brachten die italienischen Zeitungen die Mitteilung, daß die Letzte aus der Familie Dante-Alighieri, die Gräfin Gozzadina Gozzadini, zu Villanova bei Bologna verschieden sei. Die Familie Alighieri gehörte zu den alten florentinischen Geschlechtern. In der schönen Arnostadt hat auch Dante selbst, der größte Dichter Italiens und einer der tiefsten Geister aller Zeiten und Völker, das Licht der Welt erblickt — wahrscheinlich an einem der letzten Tage des Mai 1265, genau ist das Datum nicht mehr festzustellen. Ernst, fast wie ein Gefängnis, schauen uns die Mauern seines Geburtshauses (siehe die Abbildung auf S. 233) an; es liegt in der Via Dante Alighieri (Nr. 2, H 6) und trägt eine Gedenktafel mit der Inschrift: „In diesem Haus der Alighieri wurde der göttliche Dichter geboren.“ Am Mittwoch und Sonnabend ist zu gewissen Stunden der Zutritt gestattet. Im Inneren findet man eine Büste des Dichters von Dupré, alte Ausgaben seiner Werke und einige Erinnerungen, auch eine Nachbildung seines Porträts am Grabmal zu Ravenna.

Als wenn das Geburtshaus den Charakter bestimmt hätte, so war auch der Genius des Dichters, der in der Taufe den Namen Durante — abgekürzt in Dante — erhielt: ernst, fast zu ernst für seine Landsleute, welche heitere Farben und Melodien,



Dantes Geburtshaus in Florenz.

sowie fröhlichen Genuß lieben. Ernst und trüb war ebenfalls das persönliche Schicksal Dantes, dessen Leben in eine Zeit unheilvoller politischer Zerrissenheit und wilder Parteikämpfe fiel. Seine Familie gehörte den Guelfen an; mehrmals zog Dante selbst zu Felde und kehrte jedesmal mit Ruhm bedeckt zurück. Als aber die Adelspartei auf den Sturz der Republik hin-

arbeitete, sagte er sich von ihr los und ging zur Volkspartei über. Im Jahre 1302 wurde Dante von einem Guelfengericht verurteilt und aus der Heimatstadt verbannt. Deswegen läßt er in seiner 1300 begonnenen „Göttlichen Komödie" seine geliebte Beatrice ihn anreden:

„Wie Hyppolit vertrieben aus Athen
Als Stiefsohn von der Mutter argen Ränken,
So mußt aus deiner Stadt Florenz du gehn. — — —
Du wirst dich allem, was du liebst, entwinden,
Und wirst, wenn dies dir bittern Schmerz erweckt,
Darin den ersten Pfeil des Banns empfinden.
Wie fremdes Brot gar scharf versalzen schmeckt,
Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
Wird dann durch die Erfahrung dir entdeckt."

Der Dichter sah Florenz nie wieder. Er irrte fortan als Geächteter in traurigen Verhältnissen umher und vollendete erst in Ravenna, wo er am 14. September 1321 starb, seine großartige Dichtung, worin er als nationaler Seher und glühender Patriot seine Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies, die drei Gebiete des göttlichen Weltgerichts, in schöpferischer Kraftsprache besungen hat. E. M.

Die ersten Punschbereiter. — Merkwürdigerweise hat nicht ein wärmebedürftiges Geschlecht sich den belebenden Punsch zuerst gemischt, sondern Hitze scheuende Morgenländer haben ihn bereitet, um ihren von der Hitze erschlafften Leib zu beleben, ihr träges Blut in Wallung zu bringen und jener Stockung und Erstarrung zu entfliehen, welche die brennende Sonnenglut so gut wie der erstarrende Frost über das Leben bringt. Das tropische Indien hat den Ruhm, die Heimat des Punsches zu sein, wie denn das Wort Punsch ein hindostanischer Fremdling ist. Pantsch bedeutet fünf, die fünf Elemente nämlich, aus welchen der Inder den Trank ursprünglich mischte, indem er seinen Rum durch Wasser, Thee, Zucker und Zitronensaft zu mildern gewohnt war. W. H.

Von der Temperatur des menschlichen Körpers. — Zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß der

Mann mehr Wärme besitzt als die Frau. Im Durchschnitt verhält sich die Temperatur des männlichen zu der des weiblichen Geschlechts wie $10{,}58 : 10{,}13$. Das Ergebnis einiger sorgsam angestellter Experimente war, daß die Temperatur der Männer zwischen 30 bis 30¼ Grad Reaumur, die der Frauen zwischen 29¼ und 29½ Grad schwankt.

Eine Untersuchung anderer lebender Geschöpfe ergab gleichfalls für das männliche Geschlecht eine höhere Temperatur als für das weibliche, indem sechs Vögel das Verhältnis 33⅖ Grad Reaumur für das erstere und 33⅕ Grad Reaumur für das letztere zeigten. W. H.

Schwimmende Inseln. — Eine schwimmende Insel ist gewiß eine große Seltenheit für jeden Naturfreund. Ungefähr zwei Stunden südwestlich vom Belchen im Schwarzwald liegt in einer kraterähnlichen Vertiefung am Nordostabhange des Köhlgartens, 892 Meter über dem Meere, der Nonnenmattweiher, ein kleiner Bergsee. In ihm befindet sich eine schwimmende Insel, die aus einer Torfmasse in einer Dicke von 9 Meter besteht, und die mit Gras und Kräutern bewachsen ist, weshalb sie auch die „grüne Insel" genannt wird.

Eine andere schwimmende Insel, die jetzt allerdings nicht mehr existiert, befand sich auf dem hohen Westerwald im Krumbacher Weiher. Sie war etwa vierzig Schritte lang und halb so breit und mit Gras, Schilf und anderen Wasserpflanzen bewachsen; auch einzelne Bäume, die gleichsam als Segel dienten, gediehen auf ihr. Bei Windstille lag die Insel gewöhnlich in der Nähe des Ufers. Kam nun ein Wind von der Landseite her, so sah man die Insel, wie von unsichtbarer Hand geführt, dem entgegengesetzten Ufer zu treiben.

Der Krumbacher Weiher war groß, und an ihm stand eine alte baufällige Mühle. Die Gegend am Weiher war reich an wilden Enten, Wasserhühnern, Reihern und dergleichen, doch mieden die Vögel die klappernde Mühle, in deren Nähe deshalb nur wenige nisteten. Lag nun die Insel während der Brütezeit am entgegengesetzten Ende des Weihers, also entfernt von der Mühle, so war sie die Stelle, wo die Wasservögel nisteten. Beständig flogen sie von der Insel weg und wieder zu ihr hin,

ein Lärm erhob sich, daß man ihn weithin hören konnte. Dieses Treiben ging mitunter einige Wochen ungestört fort, bis endlich der Wind aus der entgegengesetzten Richtung wehte und die Insel der klappernden Mühle zu trieb. Dann flogen die nistenden Vögel entsetzt in die Höhe und verließen unter Jammertönen ihre Nester mit den Eiern und den Jungen. Nun konnte der Müller auf der Insel schalten und walten, doch lange durfte er selten auf ihr verweilen; denn oft drehte sich der Wind gar bald, und wenn die Insel dann nicht wie ein Schifflein fest angebunden war, konnte es passieren, daß der Müller dem anderen Ende des Weihers zu schwamm.

Dieser Krumbacher Weiher mit seiner merkwürdigen Insel ist heute nicht mehr vorhanden. An seiner Stelle befinden sich jetzt üppige Wiesen mit saftigem Gras, denn der Weiher wurde ausgetrocknet, und die Mühle abgerissen. C. T.

Napoleons I. Kamerad. — Eines Tages ließ der Kaiser Napoleon I. einen Herrn v. Comminges, welcher mit ihm die Kriegsschule zu Brienne besucht hatte, zu sich kommen.

„Was haben Sie während der Revolution angefangen?" fragte er ihn. „Haben Sie gedient?"

„Nein, Sire."

„Sie sind also den Bourbonen in die Verbannung gefolgt?"

„Auch nicht, Sire; ich bin daheim geblieben und habe ein kleines Gut bewirtschaftet."

„Einfältig genug, mein Herr; in diesen Zeiten der Unruhe mußte man auf die eine oder die andere Weise mit seiner Person einstehen. . . . Was gedenken Sie jetzt zu beginnen?"

„Sire, eine kleine Anstellung bei dem Steuerwesen in meinem Geburtsstädtchen wäre das höchste Ziel meiner Wünsche."

„Gut, mein Herr, Ihr Wunsch soll erfüllt werden, und bleiben Sie, wo Sie sind." —

„Ist es möglich," sagte Napoleon, als die Unterredung vorüber war, „daß ich der Kamerad eines solchen Menschen gewesen bin?" E. K.

Die Katze des Schiffsjungen. — Thomas Lowther war Schiffsjunge an Bord der großen Brigg „Hibernia", welche im Mai des Jahres 1722 den Hafen von Bristol verließ, um nach

Indien zu segeln, wie eine noch vorhandene alte Chronik von Bristol erzählt. Im Schiffsraume trieben ziemlich viele Mäuse und Ratten ihr lästiges Unwesen. Deshalb hatte man eine graue Katze mitgenommen, die im allgemeinen von den rohen Matrosen schlecht genug behandelt wurde; nur der jugendliche Tom hegte für sie eine freundlichere Gesinnung.

Am achtzehnten Tage der Fahrt wurde die Brigg das Opfer eines fürchterlichen Orkans, der von Westen her tobte. Das Fahrzeug scheiterte an der marokkanischen Küste. Die meisten von der Mannschaft ertranken, doch einigen gelang es, ans Land zu kommen; darunter war auch Tom, dem es glückte, auch die Katze zu retten. Die raubgierigen Küstenbewohner empfingen die Schiffbrüchigen durchaus nicht gastfreundlich; die armen Seeleute wurden mißhandelt, als Gefangene ins Innere des Landes gebracht und dort als Sklaven verkauft.

Tom wurde an einen vornehmen und reichen alten Mauren verschachert, bei dem er indes eine recht gute Behandlung genoß und im häuslichen Dienste verwendet wurde. Die Katze war noch immer bei ihm und freute sich im heißen Sonnenschein Marokkos nun recht ihres Lebens.

So vergingen zwei Jahre, während welcher Zeit der Jüngling geläufig die Sprache der Mauren sich zu eigen machte. Da geschah es eines Abends, daß Hussein Dehebi — so hieß der alte Maure — als er in das Zimmer trat, in welchem seine Abendmahlzeit bereits für ihn aufgetragen war, es bemerkte, wie Toms Katze gerade emsig sich beschäftigte, den leckeren Pillaw oder Reisbrei auf dem Tische zu verspeisen.

Darüber geriet der Maure in Zorn und jagte das naschhafte Tier weg, das in einen Winkel des Gemachs flüchtete und sich zu verkriechen suchte. Gleich darauf winselte und miaute das Tier jämmerlich, es krümmte sich vor Schmerzen, legte sich endlich auf den Rücken, streckte alle viere von sich und war tot. Hussein hatte mit steigendem Erstaunen und Entsetzen das seltsame Gebaren der Katze beobachtet. Ein furchtbarer Verdacht erwachte in dem Geiste des alten Mauren.

„Alle herbei!“ schrie er.

Seine Diener eilten zur Stelle, auch Tom.

„Wo ist Hassan?“

„Er ist noch in der Küche.“

„Holt ihn!“

Hassan, der Koch, wurde geholt. Er schien etwas bestürzt zu sein.

„Du hast diesen Pillaw bereitet?“ sprach sein Gebieter.

„Jawohl, Herr,“ murmelte der Koch.

„Die Katze des jungen Giaurs hat davon gefressen, und sie ist dann qualvoll verendet.“

„Das begreife ich nicht, Herr.“

„Die Speise ist vergiftet.“

„Bei Allah, das ist unmöglich.“

„Bekenne!“

„Ich weiß nichts zu bekennen.“

„Du hast Gift in die Speise gemischt.“

„Nein.“

„So iß nun sofort das, was die Katze davon übrig gelassen hat.“

„Herr, ich flehe auf meinen Knieen, verlangt nicht solches von mir!“

„Iß!“

Schaudernd wandte der Koch sich ab. Dann ächzte er: „Ich will bekennen.“

„Du hast das Gift hineingethan?“

„Ja.“

„Wer hat dich zu solchem Verbrechen angestiftet?“

„Euer eigener Neffe Achmed Jezzid.“

„Der Elende! Und er sollte mein Erbe sein! Ich lebe ihm zu lange, so scheint es. Nun enterbe und verstoße ich ihn, nun richte und töte ich den Verfluchten. Schafft ihn herbei!“

Einige Diener liefen hinaus. Bald kamen sie zurück und meldeten: „Herr, Achmed Jezzid hat vor wenigen Minuten Euer schnellstes Pferd genommen und ist entflohen nach dem Gebirge. Es ist unmöglich, ihn einzuholen.“

„Wenn er mein Pferd Dscharid genommen hat, dann allerdings ist eine Verfolgung zwecklos. Möge der Elende in sein Verderben rennen! Mögen die räuberischen Kabylen des Ge-

birges den Verworfenen töten wie einen tollen Schakal! — Hinaus mit diesem Buben," fuhr der erzürnte Maure fort, „bringt den Koch ins Gefängnis; mein Freund, der Kadi, soll ihn von Rechts wegen zum Tode verurteilen!"

Diesen Befehlen wurde ohne weiteres Folge geleistet.

Dann aber wandte sich Hussein Dehebi zu Tom: „Allah hat es in seiner großen Gnade so gefügt, daß deine Katze das Mittel wurde zur Rettung meines Lebens. Allah sei dafür gelobet in Ewigkeit! Du aber hast Anspruch auf meine Dankbarkeit. Hast du Eltern zu Hause in deiner Heimat?"

„Ja, Herr," versetzte der Jüngling.

„Sind sie arm?"

„Sehr arm."

„Du möchtest wohl gerne deinen Vater und deine Mutter wiedersehen, überhaupt wieder in deiner Heimat sein?"

„Wie gerne möchte ich das!"

„Wohl, dein Wunsch soll in Erfüllung gehen. Ich schenke dir die Freiheit und außerdem noch tausend Goldstücke, damit du nicht als armer Wicht in deiner Heimat anlangst."

Tom bedankte sich voller Freude. Hussein Dehebi brachte ihn selbst nach einem Hafenplatz an der Nordküste von Marokko und verschaffte ihm eine Schiffsgelegenheit nach Portugal. Von da gelangte der Jüngling wohlbehalten nach seiner Heimat.

Seine Eltern waren natürlich hoch erfreut, ihn wieder zu sehen, den sie längst für tot gehalten. Er gab den Seemannsberuf auf. Das reiche Geldgeschenk des großmütigen alten Mauren ermöglichte es ihm, später einen eigenen Hausstand zu gründen. Glücklich und zufrieden lebte er in Wohlstand noch viele Jahre. Stets war er ein Katzenfreund, verdankte er doch der unglücklichen grauen Schiffskatze sein Glück. F. L.

Ein seltenes Ehepaar. — Unter dem Papst Damasus († 384) lebte ein Mann in Rom, der in rechtlicher Ordnung nach und nach 21 Frauen nahm. Und was noch auffallender ist: das 21. dieser ihm angetrauten Weiber bekam an ihm den 22. Ehemann. Ganz Rom war begierig, welcher Teil von diesem seltenen Paare den anderen überleben würde. Dieses Los ward dem Manne beschieden. Unter dem Zulauf des Volkes wohnte er

dem Leichenbegängnis seiner Frau gleich einem Sieger bei, eine Krone auf dem Haupte und eine Palme in der Hand.

Wer an der Wahrheit dieses besonderen Beispiels von Ehelust zweifeln sollte, der erwäge, daß der Geheimschreiber des genannten Papstes selbst es erzählt, der später so berühmt gewordene Kirchenvater Hieronymus. E. K.

Bloß Bumke! — Am Mittag des 19. Januar 1871 befahl während der Schlacht bei St. Quentin der General v. Göben seinem Oberquartiermeister Major Bumke, sofort eine anmarschierende Brigade vom Eingreifen in das Gefecht abzuhalten und zur Reserve zu schicken. Major Bumke sprengte davon, den Befehl auszurichten. Als er aber einen Punkt erreichte, von welchem aus er die Stellungen des Feindes gut übersehen konnte, machte er die Bemerkung, daß ein Eingreifen jener Brigade nur von Vorteil sein könnte, und gab ihr auf eigene Faust den Befehl, vorzugehen. Göben geriet zuerst in den größten Zorn, als er sah, wie Bumke seinen Befehl ausgeführt, aber bald bemerkte er, welche gute Folgen jenes Vorrücken hatte, und nach der Schlacht schlug er selbst ihn dem Kaiser zum Ritter des „Pour le mérite" vor, eines Ordens, den Bumke auch erhielt.

Bumke wurde später geadelt. Als er noch bürgerlich war, sollte ihn ein Hofmarschall an einem fremden Hofe vorstellen. „Nicht wahr," sagte derselbe zu ihm, „Excellenz heißen Graf Bumke?"

„Bloß Bumke!" war die kurze Antwort.

„Sehr wohl, Excellenz," versetzte der Hofmarschall und stellte ihn dann vor als „Seine Excellenz General Graf Bloß-Bumke"! D.





3 9015 01908 1341

